

E 4271 F

Schwäbische Heimat

Juli-September DM 9.00



1990/3

Stuttgart, Charlottenstraße:
Abriß eines Kulturdenkmals?

Naturschutzgebiet in der Großstadt:
das Köpfertal in Heilbronn

Strafvollzugs-Museum
in Ludwigsburg

Alte Grabmalkunst
in Mühlacker-Dürrmenz

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 16 38.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Druck und Anzeigenverwaltung: Druckerei Tübinger Chronik eG, Uhlandstraße 2, 7400 Tübingen, Telefon (07071) 150-510.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift von Verlag und Redaktion:
Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 16 38
Telefax (07 11) 29 34 84

Inhalt

MARTIN BLÜMCKE	
Zur Sache: Let's go on!	189
HEINZ BARDUA	
Das Wappen des Landkreises Rottweil	190
HARALD SCHUKRAFT	
Stuttgart, Charlottenstraße 1 und 3: Drohender Abriß eines Kulturdenkmals?	191
EBERHARD SIEBER	
Ein Requiem auf ein Haus: Die Villa Schüle in Kirchheim/Teck	199
JÜRGEN KNAUSS	
Das Naturschutzgebiet Köpfertal in Heilbronn	203
RAIMUND WAIBEL	
Museen des Landes Nr. 15: Das Strafvollzugs-Museum in Ludwigsburg	207
HANSJÖRG VOLZ	
Grabmalkunst auf dem alten Friedhof in Mühlacker-Dürrenz	217
REINHARD STRÜBER	
Dr. Fritz Landenberger – Landrat und Oberbürgermeister in Esslingen	223
HEINZ SCHMID	
Der «Steinerne Garten» auf dem Kreuzer in Horb-Hohenberg	231
ULRICH EISELE-STAIß	
Ein Freilichtmuseum im Aufbau Beuren im Landkreis Esslingen	237
IMMANUEL FISCHER	
Erinnerungen eines Landpfarrers Teil 2: Aufzug in Hausen a. d. L. und Geburt der Tochter	245
sh intern	253
Buchbesprechungen	257
sh aktuell	265
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	256

Auf dem Weg zur Arbeit fällt in einem kleinen Ort mein Blick stets unwillkürlich auf ein Holzschild: Karin's Top Shop. Was darin angeboten wird, kann ich im Vorbeifahren nicht entziffern. Doch im Sinne der Top Ten, der gerade gängigsten Schlager etwa, muß es schon etwas Besonderes sein.

Im Bereich von Handel und Verkehr ist das Englisch-Amerikanische auffallend weit und breit eingedrungen: Marketing, Management, Know-how, Leasing, Low-Budget-Programm, das sind nur einige Beispiele aus einer langen Wörterliste. Aber es bleibt nicht nur beim Austausch von deutschen Bezeichnungen in die führende Weltsprache, es kommt auch zu Übernahmen von Redewendungen, von kaum noch erkannten Anglizismen. „Ich habe ein Problem“, so hätte vor zwanzig Jahren noch kein Bundesbürger eine Mitteilung begonnen.

Daß vor allem die Jugend, Entschuldigung die Teens und Twens, in ihrem Sprachgebrauch zahlreiche englisch-amerikanische Ausdrücke benutzen, das ist ohrenfällig. Man hat einen crash, nicht etwa einen Unfall oder Zusammenstoß, man jobt um cash, um das nötige Bargeld. Dem entspricht auch die Vorliebe für die moderne Unterhaltungsmusik, ob Rock, Pop oder sonstwas, bei der sich nur Gruppen mit englischen Namen und englisch gesungene Titel durchsetzen können. Im Bereich von Heimat und anderen gefühlsschwangeren Bezirken gibt es noch einen nationalen Markt für deutsche Texte.

Ist die Sprache der Jugend von heute die Sprache der Erwachsenen von morgen? Man wird es annehmen dürfen. Denn trotz des Zusammenschlusses von Bundesrepublik und Deutscher Demokratischer Republik, trotz eines neuen Selbstbewußtseins, das bei der Fußballweltmeisterschaft in Italien seinen sichtbaren Ausdruck fand, ändert sich nichts an den globalen Gegebenheiten. Die USA sind weiterhin für Deutschland die wichtigste Großmacht, militärisch, industriell, finanzpolitisch, auf den Sek-

toren Wissenschaft und Unterhaltungsmedien. In zwei Weltkriegen haben wir die Grundlage dafür verspielt, daß das Deutsche weltweit als Wissenschaftssprache gebraucht worden ist.

Dennoch ist ein wenig mehr Sprachbewußtsein und Sprachpflege vonnöten, auch wenn es keine Institution zu geben scheint, die in der kulturell föderalistisch aufgebauten Bundesrepublik den Part übernehmen könnte, den die Academie française in Frankreich angesichts der sprachlichen Überfremdung aus dem Englisch-Amerikanischen aktiv vertritt. Dabei waren in Deutschland die sprachpflegerischen Bemühungen im 18. und 19. Jahrhundert gegen das Französische gerichtet, das den Schwaben bis in den Dialekt hinein Wörter vermittelt hat: Trottoir, Plafond, Peuteterle für ein Feuerzeug z. B., das vielleicht funktioniert, vielleicht aber auch nicht. Bei Post und Eisenbahn hat man viele französische Begriffe durch deutsche Wörter, auch durch Kunstwörter ersetzt: Perron wurde zu Bahnsteig, Kondukteur zu Schaffner und Billet zu Fahrkarte. So wie sie heute wieder zu Ticket geworden ist. Überhaupt sind die Werbemanager der Bundesbahn gründliche Englischkenner: Park and Ride, Inter-rail, Intercity. Die Namengebung einzelner Züge wie IC Hölderlin oder IC Rembrandt wirkt dabei eher kurios als überzeugend.

Jeder Punkt der Erde ist in 24 Flugstunden zu erreichen. Daß diese Welt eine allgemein akzeptierte Verständigungsmöglichkeit benötigt, das ist unbestritten, und mit dem Englischen steht sie auch zur Verfügung. Daß daneben alle anderen Sprachen in ihrem Geltungsbereich ein Anrecht auf Verwendung und Entwicklung haben, das sollte zumindest in Europa eine Selbstverständlichkeit sein. Angesichts der sich häufenden Auslandskontakte, angesichts übernationaler Kompetenzen und Gesetze innerhalb der Europäischen Gemeinschaft sind Sprachenkenntnisse verlangt, jedoch kein sprachlicher Einheitsbrei, kein englisch-amerikanisch bestimmtes Kauderwelsch. Auch wenn es chic ist, auch wenn es als dynamisch und progressiv gilt, seinen Ausführungen möglichst viele fremdländische Wörter beizumengen.

Eyecatcher wird der optische Aufmacher in einer Zeitschrift genannt, dabei besitzen wir mit Blickfang ein treffliches Wort dafür. Product-placement hieß bisher Schleichwerbung, die Highlights waren früher Höhepunkte oder Glanzpunkte. Drive ist überall angesagt, im Auto sogar overdrive. In diesem Sinne: Let's go on! Oder: Machet no so weiter.

Das Titelbild zeigt einen charakteristischen Teil des Naturschutzgebietes Köpferfetal am Rand der Großstadt Heilbronn: In der Steinkohlenklinge durchbricht der Köpferbach einen Schilfsandsteinstrang. Der Name Steinkohlenklinge kommt von den bitumenreichen Ablagerungen im Schilfsandstein; sie veranlaßten um 1780 den Rat der Reichsstadt Heilbronn, nach Kohle schürfen zu lassen. Die aktuelle morphologische Dynamik bedingt immer wieder Rutschungsvorgänge, die sich an dem gekrümmten Wachstum der Bäume erkennen lassen. Näheres auf den Seiten 203 ff.

Der frühere Kreis Rottweil verwendete zunächst ein unheraldisches, das heißt ein nicht in einem Schild stehendes und auch nicht nach den Regeln der Wappenkunst gestaltetes Stempelbild. Der Abdruck eines Farbdruckstempels des Kreisverbandes läßt den Umriß eines Adlers, ferner das – auch vom Schwenninger Wappen her bekannte – Zahnrad einer «Unruh» als Symbol der Uhrenindustrie, die drei württembergischen Hirschstangen sowie eine nicht identifizierte kastenartige Figur erkennen. Nach einer Beanstandung dieses Dienstsiegels bemühte sich der Kreis Rottweil allerdings noch in seinem Entstehungsjahr 1938 um die Gestaltung eines regelrechten Wappens.

Zunächst war dabei an eine Verbindung des Reichsadlers aus dem Wappen der ehemaligen Reichs- und nunmehrigen Kreisstadt Rottweil mit den Wappen der kreisangehörigen Städte Schwenningen und Oberndorf am Neckar gedacht worden, von der die Württembergische Archivdirektion jedoch wegen Figurenüberladung abraten mußte. Bei einer Verkleinerung auf Dienstsiegelgröße wären die Bestandteile dieses Bildkennzeichens nämlich nicht mehr klar identifizierbar gewesen. Deshalb bat der Landrat die Archivdirektion um Gestaltungsvorschläge, die den Rottweiler Adler mit Symbolen für die landschaftliche und industrielle Eigenart des Kreisgebietes enthalten sollten. Weitere Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis, solange der frühere Kreis Rottweil noch bestand.

Mit wesentlich größerem Elan griff der 1973 gebildete, nun zum Regierungsbezirk Freiburg gehörende neue Landkreis Rottweil die Wappenfrage auf. Noch vor dem Inkrafttreten einer neuen Zuständigkeitsregelung für die heraldische Beratung der Kreise und Gemeinden, nach der diese Aufgabe für die Regierungsbezirke Karlsruhe und Freiburg dem Generallandesarchiv Karlsruhe obliegt, verhandelte der Kulturreferent des Landkreises Rottweil seit April 1973 mit dem bis dahin für sein Gebiet zuständigen Hauptstaatsarchiv Stuttgart über die Wappengestaltung. Er vertrat die Ansicht, ein Wappen mit den heraldischen Zeichen der wichtigsten im Kreisgebiet vertretenen historischen Territorien sei einem nur die landschaftlichen Gegebenheiten ansprechenden Bildkennzeichen vorzuziehen. Die wichtigsten Territorien, die einst an dem um den Raum Schwenningen verkleinerten, dafür aber um Teile der Altkreise Horb, Hechingen, Wolfach, Villingen und Freudenstadt erheblich vergrößerten Gebiet des jetzigen Landkreises Rottweil Anteil hat-



Heraldische Beschreibung: In Gold (Gelb) der rot bewehrte und rot bezungte schwarze Reichsadler mit einem von Silber (Weiß) und Rot geteilten Brustschild, in den Fängen eine liegende schwarze Hirschstange mit nach unten gekehrten Enden haltend.

ten, waren neben dem bedeutenden reichsstädtischen Komplex das Herzogtum Württemberg im Bereich von Sulz und Dornhan sowie die vorderösterreichische Grafschaft Hohenberg um Oberndorf am Neckar und Schramberg. Nach dem heraldischen Grundsatz «pars pro toto» galt es nun, charakteristische Bestandteile der Wappen dieser drei Territorien in einem ungeteilten Schild miteinander zu verbinden.

Der noch vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart vorgelegte Gestaltungsvorschlag mit dem reichsstädtischen Adler, dem von Silber und Rot geteilten Hohenberger Schild und der – zur Vermeidung verwirrender Überschneidungen mit den Adlerfängen – mit den Enden abwärts gekehrten württembergischen Hirschstange wurde auch von dem inzwischen für die Beratung zuständigen Generallandesarchiv Karlsruhe vertreten und in der Folge vom Rottweiler Kreistag angenommen. Das Innenministerium Baden-Württemberg verlieh dem Landkreis am 7. Juni 1974 das Recht, dieses Wappen zu führen.

Stuttgart, Charlottenstraße 1 und 3 Drohender Abriss eines Kulturdenkmals?

Harald Schukraft

Niemand fragt danach, niemand bemühte sich ernsthaft um die Erhaltung. Die materiellen Interessen, die auf dem Spiele stehen, sagt man, sind so groß, daß für sentimentale Erwägungen keine Zeit blieb. (...) Wenn in Ulm oder Heilbronn wichtige Zeugen der Vergangenheit vernichtet wurden, wie klagte man in Stuttgart über die mangelnde Heimatliebe der Reichsstädter. Die Residenz darf ohne Einspruch immer weiter zerstört werden, bis vom Alten nichts mehr vorhanden und der Stadt ganz der Charakter des Parvenuhaften ausgeprägt ist. Wozu die Stadtmauer erhalten? Wir haben ja ihren Lauf auf dem Papier! – Daß die ragenden Denkmäler der Vergangenheit eine andere Sprache reden als alle Berichte, Pläne und Ansichten, das wird man hier erst fühlen, wenn von Alt-Stuttgart nichts mehr übrig ist.

Angesichts des drohenden Abrisses eines Kulturdenkmals in der Stuttgarter Innenstadt sind die vorstehenden Sätze höchst aktuell, obwohl oder gerade weil sie bereits am 17. Februar 1911 im *Schwäbischen Merkur* zu lesen waren. Sie sind sogar aktueller denn

So bieten sich heute die Gebäude Charlottenstraße 1 und 3 dar: ihr kunsthistorischer Wert ist nicht auf den ersten Blick erkennbar. Linker Hand hat man sich das Wilhelmspalais zu denken.

je, wenn man sich vor Augen hält, was Stuttgart in diesen seither vergangenen 80 Jahren durch Krieg und Abrißwut, Sanierung und Stadtplanung an historischer Bausubstanz verloren hat. Dennoch scheint es, als habe man hier noch immer nicht in ausreichendem Maße zu fühlen begonnen, daß die ragenden Denkmäler (...) eine andere Sprache reden, als alle Berichte, Pläne und Ansichten zusammen.

Um was es hier konkret geht: Seit Mitte der siebziger Jahre befinden sich die Gebäude Charlottenstraße 1 und 3 in Stuttgart im Besitz der Allianz Versicherungs-Aktiengesellschaft, die nun deren Abbruch beantragt und genehmigt bekommen hat, obwohl das Gebäude Nummer 1 vom Landesdenkmalamt jüngst als Kulturdenkmal gemäß § 2 des Denkmalschutzgesetzes anerkannt wurde.

«Allianz-Viertel» hinterm Wilhelmspalais

Doch zunächst ein Blick zurück. Seit 1887 im Viertel hinter dem Wilhelmspalais ansässig, hatte zunächst der Vorgänger der Allianz, der Allgemeine Deutsche Versicherungs-Verein, und später das Nachfolgeunternehmen mit dem heutigen Namen nach und



nach alle zwischen Olga-, Urban-, Archiv- und Charlottenstraße gelegenen Grundstücke aufgekauft. Nachdem 1962 Pläne für ein dem Wilhelmspalais an der Urbanstraße gegenüberliegendes achtgeschossiges Verwaltungsgebäude wieder in der Schublade verschwunden waren, beabsichtigte man zwölf Jahre später, das genannte Gebiet von aller damals bestehenden Bebauung freizumachen und die gesamte Fläche mit einem bis zu acht Geschossen ansteigenden Terrassenhaus zu überbauen. Dies hätte nicht nur die Stadtstruktur an dieser Stelle, sondern im gesamten Stuttgarter Talkessel tiefgreifend umgestaltet. Die Allianz stand mit derartigen Bauten jedoch nicht allein, denn zu jener Zeit wurde in der Stadtverwaltung der Bau eines Technischen Rathauses diskutiert, das in ähnlichen Terrassenformen vorgesehen war und für dessen Verwirklichung die Stadt bedenkenlos das ganze Bohnenviertel zu opfern bereit gewesen war.

Der Gesinnungswandel, der sich bei Architekten und Stadtplanern in der Mitte der siebziger Jahre allmählich vollzogen hat, brachte manche bisher als unumstößlich geltende Grundsätze ins Wanken. So wie auf der einen Seite das Bohnenviertel in den letzten Jahren auf historischem Grundriß zu einer neuen attraktiven Wohngegend ausgebaut wurde, so orientierte sich die neue Allianzplanung ebenfalls an den überlieferten Straßenzügen. 1976 begannen die Überlegungen, die schließlich zwischen 1980 und 1990 zum Bau des heutigen «Allianz-Viertels» nach den Entwürfen der Architekten Franz Brümendorf, Otmar Müller und Helmut Murr führten. Die bis in die späten siebziger und frühen achtziger Jahre vorhandene Bebauung stammte oft noch aus der ersten Bauphase dieses Gebietes, der durch die Nähe zum Residenzviertel besondere kulturhistorische Bedeutung zugebilligt werden mußte. Für die Neubauten der Allianz wurde in den meisten Fällen die Kulturdenkmal-Eigenschaft der Häuser annulliert und deren Abbruch genehmigt. Nur drei repräsentative Werksteinfassaden wurden – in einem Fall um einige Meter versetzt – in den Neubau integriert. Schon damals wurden im Vorstand des Versicherungsunternehmens Überlegungen angestellt, nach der Fertigstellung dieser Hauptbaumasse müsse auch die sich neben dem Wilhelmspalais entlang der Charlottenstraße zur Konrad-Adenauer-Straße hinziehende Althauszeile «neu geordnet» werden. Im Februar 1989 wurde schließlich ein unter fünf Architekturbüros abgehaltener Wettbewerb entschieden, daß ein fünfgeschossiger Neubau nach den Plänen des Architektenteams Rutschmann und Partner bis spätestens zur Internationalen Gartenbauausstellung (IGA) 1993 errichtet werden sollte.

«Charlottenstraße 1 und 3 sind von geringer Qualität» und «in der Nachkriegszeit wiederhergestellt»

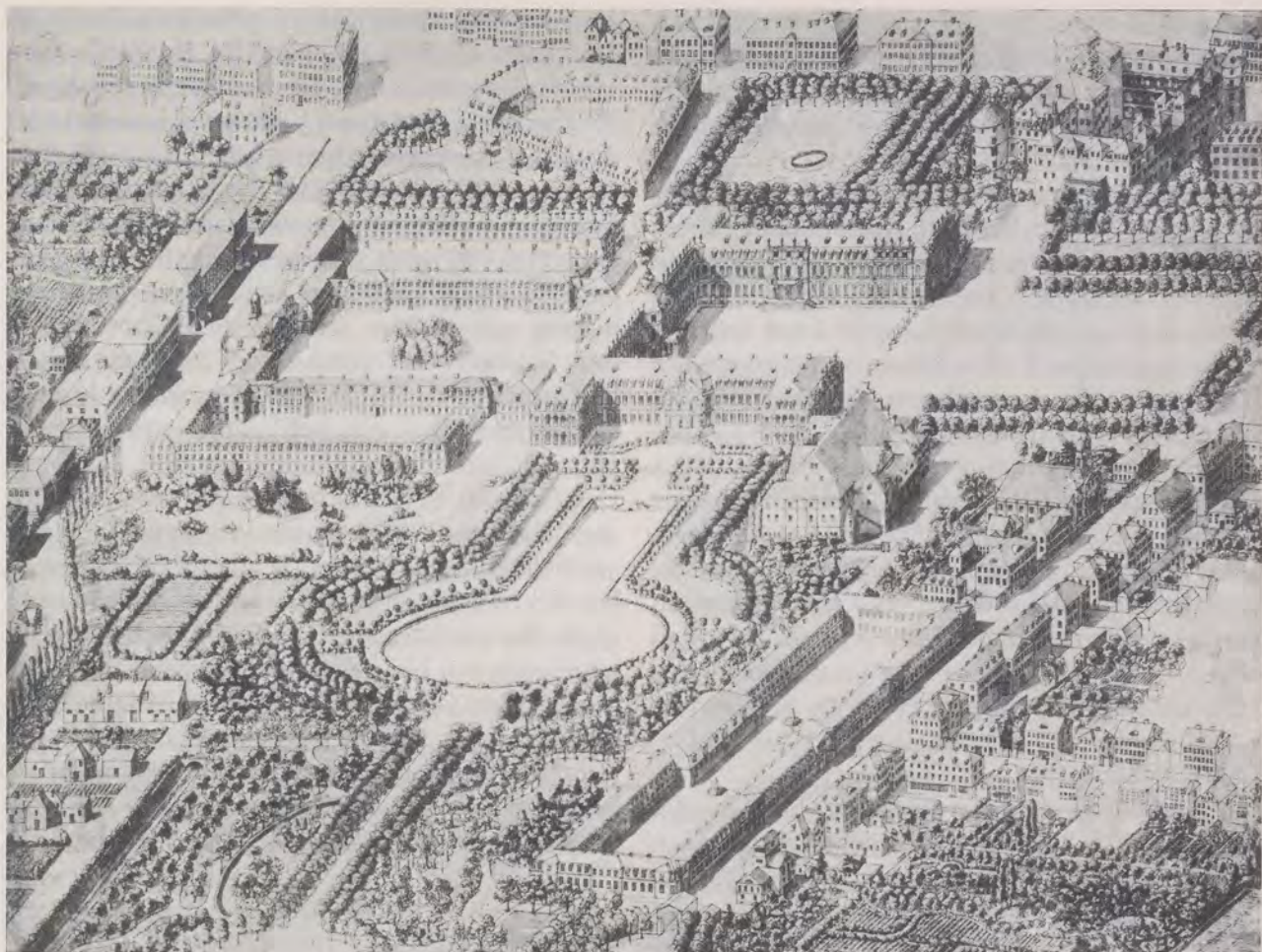
In der Gemeinderats-Drucksache Nr. 68/1989 vom 6. Februar 1989 wurde dem Technischen Ausschuß der Beschlußantrag unterbreitet, zur Realisierung des Entwurfsvorschlags der Architektengruppe Rutschmann und Partner (...) die planungsrechtlichen, liegenschaftlichen und sonstigen Voraussetzungen zu schaffen. Baubürgermeister Prof. Hansmartin Bruckmann schrieb in der Begründung zu den zur Diskussion stehenden Gebäuden: *Die Allianz-Versicherungs AG ist Eigentümerin der westlich des Wilhelmspalais gelegenen Gebäude längs der Charlottenstraße zwischen Urbanstraße und Charlottenplatz. In früherer Zeit war vorgesehen, diese Gebäude abzubrechen, damit eine größere Grünfläche in der Umgebung des Wilhelmspalais entstehe. Diese Planungsabsicht wurde später aufgegeben, weil allgemein die Preisgabe des bestehenden geschlossenen Straßenraumes im Zuge der Charlottenstraße nicht angebracht erschien und speziell für das Eckgebäude Urban-/Charlottenstraße (Firma Benz-Weine) die Eigenschaft eines Kulturdenkmals festgestellt worden war. Die anschließend daran längs der Charlottenstraße bestehenden Gebäude (Charlottenstraße 1 und 3) sind von geringer Qualität. Es handelt sich um in der frühen Nachkriegszeit wiederhergestellte oder wiederaufgebaute Häuser mit untergeordneten rückwärtigen Anbauten. Diese bilden, vom Wilhelmspalais aus gesehen, eine wenig adäquate Nachbarschaft. Vor allem aber stellt sich die bestehende Bebauung am Charlottenplatz aus einer Reihe von Gründen (u. a. baulicher Zustand, Maßstäblichkeit, Verunstaltung durch Reklame) als wenig befriedigend dar.*

Durch Presseberichte über die Abbruchpläne aufgeschreckt, ging der Verfasser dieser Zeilen der Geschichte dieser Häuser auf den Grund und stellte fest, daß sie keineswegs von geringer Qualität und in der frühen Nachkriegszeit wiederhergestellte oder wiederaufgebaute Häuser sind, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach zumindest das Gebäude Nummer 1 den Rang eines Kulturdenkmals besitzt.

Charlottenstraße – erste Erweiterung des mittelalterlichen Stuttgarts

In einem Antrag an den Stuttgarter Regierungspräsidenten Dr. Udo Andriof, die Häuser Charlottenstraße 1 und 3 ins Denkmaltbuch einzutragen, beschrieb der Verfasser am 12. März 1990 die Geschichte der Charlottenstraße und der beiden Häuser wie folgt.

Bis um 1800 hatte Stuttgart seine schon im Mittelalter angelegten drei Stadtteile (Altstadt, Leonhardsvorstadt, Obere Vorstadt) nicht auffüllen können.



Handzeichnung N. F. v. Thourets vom Residenzviertel aus der Zeit um 1835. Links oben an der Einmündung der Charlottenstraße in den Charlottenplatz ist das Haus Charlottenstraße 1 zu sehen und links daneben – nur schemenhaft – das Haus Nummer 3.

An eine Stadterweiterung war deshalb lange nicht zu denken. Erst nach der 1806 erfolgten Erhebung Württembergs zum Königreich war König Friedrich daran gegangen, seine Residenzstadt mit Neubauten, ja ganz neuen zeitgemäßen Straßenzügen zu verschönern. Der damalige Hofbaumeister Nikolaus Friedrich von Thouret legte daraufhin unter anderem die untere Königstraße, die Kronenstraße, die Friedrichstraße und die Charlottenstraße an. Dies geschah in den Jahren 1808/09. Im Zuge der späteren Charlottenstraße hatte es schon seit vielen Jahrhunderten einen Weg gegeben, der entlang des Dobelbachs in Richtung Esslingen und auf die Fildern führte. Dieser Weg hatte durch den Transport von Steinen aus den Brüchen am Staffenberg in die Neubaugegend an der unteren Königstraße derart Schaden gelitten, daß eine neue Straße angelegt werden mußte.

Den Auftrag dazu erhielt Thouret am 21. August 1808. Der ursprüngliche Plan hat zunächst vorgesehen, die Straße im rechten Winkel von der Neckarstraße (heute Konrad-Adenauer-Straße) abzweigen

zu lassen, jedoch verlangte der Verlauf des Dobelbachs schließlich die heute noch vorhandene schräge Ausrichtung. Die Charlottenstraße (benannt nach der damaligen Gemahlin des Kronprinzen Wilhelm) gehört folglich zu den ersten Straßen in Stuttgart, die außerhalb der mittelalterlichen Ummauerung angelegt wurden.

Charlottenstraße 1: 1811 entworfen
von Carl Eugens Hofbaumeister Fischer

Der Baumeister von Herzog Carl Eugen, Reinhard Ferdinand Heinrich Fischer, hatte sich 1781 an der Stelle des heutigen Wilhelmspalais ein großzügiges Wohnhaus errichten lassen, das er wenige Jahre später bedeutend erweitert hat und das lange als schönstes Privatgebäude der Stadt galt. Sein Grundstück wurde 1808 von der Neuanlage der Charlottenstraße tangiert, so daß er auf diese Weise zu einem Bauplatz an dieser Straße kam. Zu Beginn des Jahres 1811 reichte Fischer seine Baupläne beim Oberhofbaudepartement ein (Hauptstaatsarchiv

Stuttgart, Bestand E 6, Büschel 110). Sie wurden jedoch erst genehmigt, nachdem er sein ursprünglich nur zweigeschossiges Vorhaben auf drei Geschosse erhöht hatte, da die Einheitlichkeit der Straße nicht beeinträchtigt werden sollte.

Aus den Baubeschreibungen geht hervor, daß der noch heute im Kern bestehende Winkelbau auf das Jahr 1811 zurückgeht, denn es heißt dort, es sei ein *80 Schuh langes und in den unteren zwei Drittheilen 30 Schuh, in dem oberen Drittheil aber 48 Schuh tiefes Gebäude* vorgesehen. Leider fehlen in den Akten des Hauptstaatsarchivs die Bauzeichnungen. Da am 6. August 1930 ein Angestellter (Kürzel «Wa.») des Städtischen Baurechtsamtes aus den über das Haus Charlottenstraße 1 verwahrten Akten zahlreiche Faszikel (aus den Jahren 1812, 1817, 1826, 1842, 1843, 1856, 1857, 1861) als *belanglos entnommen* hat, gibt es auch dort keine Grund- und Aufrißzeichnungen aus der Bauzeit. Zum Vermerk des Angestellten «Wa.» wurde übrigens am darauffolgenden 24. September von anderer Hand die Randbemerkung hinzugefügt: *Dies war ein nicht mehr gut zu machender Unfug!*

Trotz dieses Frevels ist uns die Gestalt des Gebäudes auf einer reizvollen Darstellung des Charlottenplat-

zes von 1820 (abgedruckt in Gustav Wais: *Alt-Stuttgarts Bauten im Bild*, Stuttgart 1951, Seite 468) sowie in einer Handzeichnung des Hofbaumeisters Thouret überliefert. Auf dieser berühmten und oft abgedruckten perspektivischen Ansicht des Schloßbezirks von 1835 ist das Haus Nr. 1 links oben am Beginn der Charlottenstraße dargestellt. Darauf kann man erkennen, daß sowohl der Baukörper als auch die Dachform seither keiner größeren Veränderung unterworfen wurden. Die Grundstücks- und Gebäudeverhältnisse dieses Bereiches finden sich ferner auf einem heute im Städtischen Museum Ludwigsburg (Inv. Nr. 1487) aufbewahrten Detailplan aus der Zeit um 1812.

Das Palais R. F. H. Fischers wurde 1834 abgebrochen, da König Wilhelm I. von Württemberg an dieser Stelle für seine beiden Töchter das Wilhelmispalais errichten lassen wollte. Aus diesem Grunde ist dieser Platz auf der Thouretschen Ansicht leer. Die heute von den Neubauplanern vorgebrachten Argumente, die Gebäude Charlottenstraße 1 und 3 seien *von geringer Qualität*, es handle sich um *in der frühen Nachkriegszeit wiederhergestellte oder wiederaufgebaute Häuser mit untergeordneten rückwärtigen Anbauten, die vom Wilhelmispalais aus gesehen, eine wenig*



Blick in die Charlottenstraße im Jahre 1815; Kopie A. F. Müllers nach einer Zeichnung von G. Arnet. Ganz links sieht man das Palais Fischers anstelle des heutigen Wilhelmispalais, dahinter das Gebäude Charlottenstraße 1, rechts das im Zweiten Weltkrieg zerstörte ehemalige Kriegsministerium.

adäquate Nachbarschaft (zitiert nach Gemeinderatsdrucksache Nr. 68/1989) bilden, sind durch die Sachlage entkräftet.

Es verwundert schon sehr, daß einst dem König diese Nachbarschaft zum Bau seines Prinzessinnenpalais gut genug war, jedoch die heutigen Bauherren gerade diesen vermeintlichen ästhetischen Gegensatz als Argument für den Abbruch der Häuser heranziehen. Nicht zuletzt hat der letzte württembergische König, Wilhelm II., bis zu seiner Abdankung 1918 im Wilhelmspalais gewohnt und sich nicht an dieser Nachbarschaft gestört, obwohl die fraglichen Häuser sich damals in seinem Besitz befanden und die Neuordnung ein leichtes gewesen wäre.

Folgende bauliche Veränderungen – kriegsbedingte Zerstörungen fanden nicht statt – sind nach den Akten des Baurechtsamtes festzustellen:

- 1868 Überbauung des Hausabstands zwischen Nr. 1 und 3 sowie Bau des Schuppens im Hof
- 1873 Verlegung der Eingangstür von der Straßenseite unter den überbauten Hauszwischenraum
- 1910 völliger Umbau des Erdgeschosses und Einbau des noch heute vorhandenen rundbogigen Eingangs, Ausbruch des Kellergewölbes und Einzug einer Betondecke.

Wie das wohl aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammende Treppenhaus (nach neuesten Erkenntnissen stammt es komplett aus der Bauzeit!) mit den repräsentativen Wohnungstüren zeigt, war das Haus allein durch seine freie Ecklage eine bevorzugte Wohnadresse. Zunächst blieb es im Besitz der Familie Fischer, später (1829) gehörte es Hofrat Vellnagel, in der Jahrhundertmitte wohnte dort bis zu seinem Tod 1861 der damalige Stuttgarter Oberbürgermeister Gutbrod, der gleichzeitig Eigentümer war. In den folgenden Jahrzehnten zählte das Gebäude zum Besitz des Bankhauses Doertenbach, bevor es schließlich vom Königlichen Hofdomänenkammergut erworben wurde. Heute ist es Eigentum der Allianz AG.

Charlottenstraße 3: im Kern ein dreigeschossiger Bau von 1812

Für das letzte noch unbebaute Grundstück auf der linken Seite der Charlottenstraße stellten am 1. Juni 1811 *der Bau-Controleur Schweitzer und Hof-Stuccator Mack* den Bauantrag für ein dreistöckiges Gebäude nach den Plänen von Hofbaumeister Nikolaus F. von Thouret. Nur sechs Wochen später entscheiden sich die Bauherren jedoch dahingehend, das Bauvorhaben statt an dieser Stelle lieber in der Schloßstraße verwirklichen zu lassen.

Am 18. Mai 1812 bat der neue Eigentümer des Grundstücks, Kriegsrat von Roemer, um die Erlaubnis, hier ein dreistöckiges Gebäude nach den Plänen des Baumeisters Vogel bauen zu dürfen, wozu der König auch sofort seine Einwilligung gegeben hat (HStA Stgt. Bestand E 6, Bü. 110). Bis 1847 war das Haus in seiner ursprünglichen Form erhalten. In jenem Jahr wurde der zentral an der Straßenseite gelegene Eingang vermauert und in den Hof verlegt. Die Baurechtsakten beinhalten in diesem Fall Aufrißzeichnungen von beiden Zuständen. Seit den 1860er Jahren gehörte das Haus ebenfalls der Familie Doertenbach. 1863 erfolgte die Aufstockung um ein viertes Obergeschoß. Seither hat sich die Großform des Baukörpers nicht mehr verändert. Leider wurden auch für dieses Haus am 7. August 1930 zahlreiche Faszikel (1812, 1856, 1858, 1861, 1863, 1867, 1872, 1876, 1877, 1889) von dem Angestellten «Wa.» *als belanglos entnommen*. Vor 1918 war das Haus im Besitz der Königlichen Familie, heute gehört es ebenfalls der Allianz AG.

Die Gebäude Charlottenstraße 1 und 3 sind die letzten Beispiele der unmittelbar nach der Erhebung Württembergs zum Königreich durch Hofbaumeister Thouret vor der mittelalterlichen Stadtmauer angelegten Straßenzüge und deren Bebauung. Sie bilden entwicklungsgeschichtlich eine Einheit und verdienen Ensembleschutz.

Das Gebäude Nr. 1 ist nicht nur das einzige in Stuttgart erhaltene Haus, das nach den Plänen des Erbauers von Schloß Hohenheim, Hofbaumeister Reinhard Ferdinand Heinrich Fischer, errichtet wurde, es ist zudem von Fischer neben seinem Stadtpalais auf eigenem Gelände 1811 als Beitrag zum Stadterweiterungsplan seines Nachfolgers im Amt des Hofbaumeisters entstanden. Da Thouret das Baugesuch seines Vorgängers von Amts wegen prüfen mußte, treffen sich in diesem Haus wie nirgends sonst die Vorstellungen der beiden Architekten.

Da sowohl in den Bauakten als auch auf Luftbildern keine kriegsbedingten Zerstörungen festzustellen sind, scheinen die Gebäude nahezu vollkommen unversehrt geblieben zu sein. Sie sind folglich in ihren überwiegenden Teilen noch aus der Bauzeit 1811/12 erhalten. Die beiden Gebäude sind in einem zwar altersbedingten, aber dennoch guten Zustand und werden bis heute zu Wohn- und Geschäftszwecken genutzt. Dem Eigentümer, der Allianz AG, ist unter Berücksichtigung der stadthistorischen Bedeutung die Erhaltung der Häuser als Ensemble im Interesse der Allgemeinheit durchaus zuzumuten.

Der gegenwärtig nicht befriedigende optische Zu-



Charlottenstraße 1: qualitativvoller Deckenstück von 1811/12 befindet sich im ersten Obergeschoß. Es handelt sich dabei um das letzte Beispiel aus dieser Zeit in Stuttgart.

stand dieser herausragenden Lage in der Stadt beruht in der Hauptsache auf der unschönen und aufdringlichen Neonreklame, der derzeitigen Farbgestaltung der Gebäude und in einem kleineren Anbau an der Konrad-Adenauer-Straße, der gerade diese Fassadenfront nicht mehr in der ursprünglichen Gestalt erscheinen läßt. Bei einer Bauuntersuchung wäre zu prüfen, ob sich die originale Farbgebung noch feststellen läßt. Eine Rückführung des Äußeren – vor allem des Hauses Nr. 1 – auf die Ursprünge wäre mit verhältnismäßig geringem Aufwand möglich. – Soweit der Antrag an das Stuttgarter Regierungspräsidium.

Streit in der Presse: ein schützenswertes Ensemble oder nicht?

Nachdem bis Anfang Juni noch keine Antwort erfolgt war, wandte sich der Verfasser mit seinem Anliegen an die Presse. Der am 8. Juni in der Stuttgarter Zeitung erschienene Bericht löste eine lebhaftes Leserbriefdebatte aus. Dabei wurde unter anderem auf die Höhenstaffelung der fraglichen Gebäude hingewiesen: *Die drei Häuser an der Charlottenstraße bilden zudem ein schützenswertes Ensemble. Auf dem*

ansteigenden Terrain wirken sie wie große Stufen einer Treppe. Fast unscheinbar nimmt dabei gleichzeitig die Geschoszahl von Haus zu Haus zu, was den Übergang zu der massigen weiteren Bebauung der Charlottenstraße erleichtert. Dabei ordnen sich die Gebäude (...) dem Wilhelmspalais unter und heben es durch ihre äußere Schlichtheit hervor. (Wolfgang W. Kress am 2. Juli 1990). Auch der Mißbrauch der Hausfassaden als Werbefläche wurde verurteilt: Leider wurden sie nach dem Krieg mit häßlicher Lichtreklame primitivster Art überzogen und entstellt. Zumindest seit dem Wiederaufbau des Wilhelmspalais 1965 spricht man (auch heute wieder) von der Verpflichtung zu repräsentativer Gestaltung der <Kulturmeile>. Aber der Reklameausatz besteht noch heute. (...) Es scheint mir heuchlerisch, wenn jemand aus der Vermietung der Wandflächen jahrzehntelang Profit zieht und jetzt die Verunstaltung als Begründung zum Abriss anführt. Schmutzige Hände werden gewaschen und nicht abgehackt! (Fritz Graefe am 2. Juli 1990).

Einzig von seiten des Instituts für Baugeschichte der Universität Stuttgart, namentlich von Herrn Dipl.-Ing. Dietrich W. Schmidt, wurde massive Kritik an der Einschätzung und am Antrag des Verfassers geübt (Stuttgarter Zeitung am 26. Juni 1990). Es wurde behauptet, das Landesdenkmalamt habe die Gebäude bereits einer gründlichen Prüfung unterzogen und die Häuser Nr. 1 und 3 nicht als Kulturdenkmale anerkannt. Wörtlich heißt es: *Nun vernehmen wir mit Verwunderung, daß dieses Urteil der Denkmalpfleger von einem Stadthistoriker in Zweifel gezogen wird. Der konkrete Fall am Charlottenplatz erlaubt eine Reihe von kritischen Fragen: Kann die an sich spröde historische Tatsache, daß die Charlottenstraße (...) zu den ersten Erweiterungsmaßnahmen außerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern zählt, ernsthaft als Argument für die Erhaltung von Bausubstanz bemüht werden, deren materielle und formale Identität weitgehend der Mitte des 20. Jahrhunderts entstammt? Allein das Alter einer Sache kann wohl nicht ihren Wert bestimmen. Die Formel: <Je älter, desto wertvoller!> ist doch zu simpel. Erst die ggf. an ihr erkennbaren kulturellen Leistungen definieren ihre Qualität. (Jeder Kieselstein übertrifft das Alter der Charlottenstraße um ein beträchtliches.) Kann ferner die Tatsache, daß daneben das künstlerisch wie städtebaulich wertvolle Wilhelmspalais steht, schon ein Schutzgrund für das völlig andersartige Haus Charlottenstraße 1 sein? Mit diesem Argument könnte man jedes Nachbargebäude eines Kulturdenkmals unter Schutz stellen. Das Urteil von Königen und Bürgermeistern übrigens ist nicht notwendigerweise von architektonischem Sachverstand geprägt. Reinhard F. H. Fischer und Nikolaus von Thouret dagegen können diesen Sachverstand beanspruchen. Zwar gehören sie zu den bekanntesten Stuttgarter Architekten des Klassizismus, haben aber über Stuttgart hinaus wenig*

Bedeutung erlangt. Ist es zudem nicht gefährlich, die Qualität eines Gebäudes allein mit dem Ruf seines Architekten zu begründen? Wie oft finden wir Mittelmäßiges bis Bedeutungsloses im Werk von bekannten Architekten!

Fischers «dreigeschossiger Putzbau mit Walmdach» ist ein Kulturdenkmal –

Vor Abbruch «Fotodokumentation»

Daß Herr Schmidt mit den meisten seiner Argumente irrte, zeigte die Antwort des Regierungspräsidiums vom 28. Juni 1990. Daraus ging hervor, daß das Landesdenkmalamt beim Studium der Aktenlage und bei der Besichtigung der Häuser in fast allen Punkten der Argumentation des Verfassers gefolgt ist. Zu Gebäude Charlottenstraße 1 schrieb das Landesdenkmalamt folgendes: *Der dreigeschossige Putzbau mit Walmdach wurde 1811 nach Entwürfen des bedeutenden württembergischen Architekten Reinhard F.*



H. Fischer als Mietshaus errichtet. Er war auch Eigentümer des Hauses und bewohnte das benachbarte, bereits im 18. Jahrhundert erbaute Gebäude anstelle des heutigen Wilhelmspalais. Aus der Erbauungszeit des Gebäudes sind noch die Kubatur, die beiden Obergeschosse und das Dachgeschoß weitgehend original überliefert. Im 1. Obergeschoß stammen u. a. auch zwei qualitätvolle Stuckdecken, im 2. Obergeschoß die Treppenstufen und -podeste, die inneren Wohnungstüren und einfache Stuckrahmen aus dem Jahre 1811. In den Jahren 1867 bis 1910 erfolgten Erweiterungen des Gebäudes u. a. mit rückwärtigen Anbauten und zum Gebäude Nr. 3 hin, sowie die Neuausstattung des Treppenhauses und mehrerer Räume im 1. Obergeschoß. In diesem Kontext sind insbesondere die Neugestaltung eines Raumes im Stil der Neorenaissance mit Stuckdecke und Wandverkleidung, die Holztäfelung der Diele und die Wohnungstüren als qualitativ voll zu bezeichnen. Nach dem letzten Weltkrieg wurde das gesamte Erdgeschoß des Hauses in seiner historischen Substanz gravierend verändert. Das Gebäude Charlottenstraße 1 besitzt als offenbar letzter überlieferter Wohnbau des Architekten Fischer in Stuttgart vor allem heimatgeschichtliche Bedeutung. Hinzu kommt aufgrund der überkommenen Reste der anspruchsvollen Innenausstattung auch eine künstlerische Bedeutung. Aufgrund dieser neuen Erkenntnisse ist die Kulturdenkmaleigenschaft nach § 2 Denkmalschutzgesetz gegeben, allerdings nicht nach § 12 (Eintragung ins Denkmalsbuch).

Zu Gebäude Charlottenstraße 3 hieß es: Das Gebäude ist als dreigeschossiges Wohnhaus 1812 nach Entwürfen des Kasernenbaumeisters Vogel errichtet worden. 1863 wurde das Haus aufgestockt, zwischen 1847 und 1946 mehrfach gravierend umgebaut, und zwar ohne besondere gestalterische Qualität. Eine relevante Innenausstattung ist heute nicht mehr vorhanden. Das Landesdenkmalamt ist deshalb der Auffassung, daß das Gebäude kein Kulturdenkmal ist.

Die zusammenfassende Stellungnahme des Regierungspräsidiums hatte schließlich folgenden Wortlaut: *Die Ausführungen des Landesdenkmalamtes geben zu Zweifeln keinen Anlaß. Das Regierungspräsidium schließt sich deshalb der gutachtlichen Äußerung des Landesdenkmalamtes an. Im übrigen teilt auch die Landeshauptstadt Stuttgart – untere Denkmalschutzbehörde – die fachkonservatorische Beurteilung durch das Landesdenkmalamt. Die Frage der Erhaltung des Gebäudes Charlottenstraße 1 als Kulturdenkmal ist im Rahmen einer Abwägung der Denkmalbelange mit den Belangen des Eigentümers und ggf. anderen öffentlichen Belangen zu*

Holztäfelung aus der Doertenbach'schen Umbauphase der 1860er Jahre im Saal des ersten Obergeschosses im Haus Charlottenstraße 1.

entscheiden. Dazu vertritt nach Kenntnis des Regierungspräsidiums das Landesdenkmalamt die Auffassung, daß nach sorgfältiger Abwägung die Erhaltung des Gebäudes Charlottenstraße 1 nicht gefordert werden kann. Das Landesdenkmalamt fordert deshalb lediglich eine Fotodokumentation und die Zusammenstellung des Plan- und Archivmaterials. Fehler in der Abwägung sind nicht ersichtlich. Das Regierungspräsidium teilt deshalb die Auffassung des Landesdenkmalamtes.

Statt Abriß kulturelle Nutzung an der «Kulturmeile»?

Damit ist die schon lange vorliegende Abbruchgenehmigung trotz Anerkennung der Kulturdenkmaleigenschaft bestätigt, dem Neubauvorhaben der Allianz steht also nichts im Wege. Jedoch wäre es eine Überlegung wert, was im Falle einer Erhaltung und Renovierung durch die Allianz mit den Gebäuden geschehen könnte. Denn man muß sich bewußt machen, daß die Allianz als Eigentümerin der Gebäude die einzige private Institution darstellt, die an der Kulturmeile Grundbesitz hat und diesen rein kommerziell zu nutzen beabsichtigt. Es ist zu fragen – auch im Sinne der Allianz –, ob nicht eine Wiederherstellung der Gebäude und langfristig eine mäzenatisch kulturelle Nutzung für die Allianz eine größere Werbewirksamkeit hätte, als den geplanten Neubau zu errichten. Die Allianz hat hier die einmalige Chance, sich am Anfang der Kulturmeile ein Denkmal zu setzen, das weithin Beachtung fände. Der Verfasser dieser Zeilen hat gegenüber der Stuttgarter Zeitung vorgeschlagen, das Fischersche Gebäude wiederherzustellen und als Stadtmuseum zu nutzen. Sollte das Haus Nummer 3 tatsächlich abgerissen werden, dann könnte an seiner Stelle ein moderner funktionaler Ergänzungsbau zum Stadtmuseum entstehen.

Inzwischen haben sich die Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes und der Verschönerungsverein Stuttgart in öffentlichen Stellungnahmen für die Erhaltung der beiden Gebäude an der Charlottenstraße ausgesprochen. Es ist nun an der Allianz, neue Vorschläge zu unterbreiten, die die Kulturdenkmaleigenschaft der Charlottenstraße 1 berücksichtigen und damit dem Interesse einer breiten Öffentlichkeit entgegenzukommen, die die Häuser in ihrem Bestand gesichert wissen will.

Sollte dereinst doch nur eine Fotodokumentation sowie Pläne und Akten von der Existenz des Fischerschen Wohnhauses zeugen, dann hätte die eingangs zitierte Bemerkung tatsächlich ihre Aktualität bis heute nicht verloren, die Verantwortlichen aus all den Verlusten nichts gelernt.



Das Treppengeländer im Gebäude Charlottenstraße 1 stammt möglicherweise noch aus der Bauzeit 1811, da es Anklänge an Thouret'sche Entwürfe zeigt. Im Dachgeschoß sind sogar die originalen Treppenstufen erhalten.

Ein Requiem auf ein Haus: Die Villa Schüle in Kirchheim/Teck

Eberhard Sieber

Zum Erscheinungsbild der schwäbischen Industriestadt gehört, sofern die Abrißwelle der 60er und 70er Jahre deren Charakter nicht zerstört hat, die Fabrikantenvilla aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Meist an Ausfallstraßen, in großen parkähnlichen Gärten und nicht selten in der Nähe der Fabrik gelegen, ist sie ein unverwechselbares Kennzeichen einer Epoche, auf der unser heutiger Wohlstand aufbaut und die aus zurückgebliebenen, mittelalterlich geprägten Kleinstädten Fabrikstädte gemacht hat. Nachdem der Villenbau in der italienischen Renaissance eine erste Blüte erlangt hatte und danach außer Mode gekommen war, entsprach der Bautyp Villa in der Hochindustrialisierungsphase wieder dem Zeitgeschmack und auch den Bedürfnissen der aufstrebenden Schicht der Unternehmer.

Es war dies die Zeit der Stadterweiterungen: Stadtmauern und Stadttore wurden als einengende Relikte einer rückständigen Zeit eingerissen, Fabrikationsgebäude auf der grünen Wiese errichtet, und als Ausweis des wirtschaftlichen Erfolges – was beileibe nicht immer der Fall war – wurde in der Nähe der Fabrik das Wohnhaus des Unternehmers erbaut. Nicht selten trifft man im gleichen Verbund Arbeitersiedlungen, wie in Gmindersdorf bei Reutlingen, Kuchen oder Stuttgart-Berg heute noch zu sehen. Die Verbindung Fabrik, Arbeitersiedlung und Fabrikantenvilla, also von Produzieren und Wohnen, macht den patriarchisch-fürsorglichen Unternehmensstil in der Zeit der Hochindustrialisierung deutlich. Das Wohnen vor der Stadt, im Grünen, in der Nähe der modernen Produktionsan-

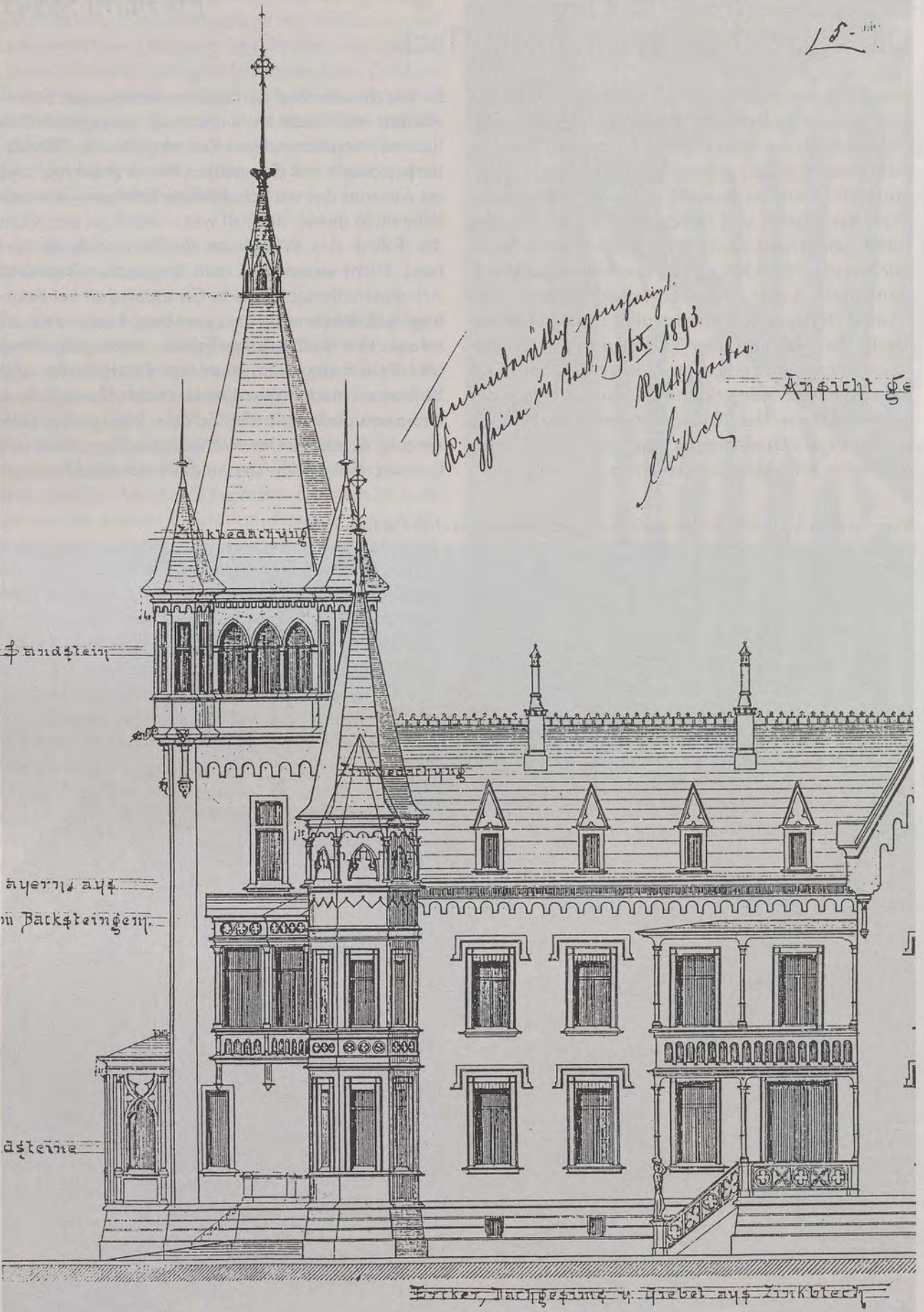
Kurz vor dem Abriß im Oktober 1989: die Villa Schüle bereits ohne Dachgauben.



15. 116

Gemeindeamt
Krafft in Neub. 10. 15. 1893.
Rathhaus.
Luther

Ansicht ge



lagen veranschaulicht die Abwendung von der alten Ständegesellschaft und die Zuwendung zum bürgerlichen Zeitalter. Fabriken und Eisenbahn bestimmen das Bild der Landschaft; Lärm und Ruß, auch die Eisenbahn werden keinesfalls als störend empfunden.

Kommerzienrat Schüle plant sein Wohnhaus neben der Firma und gegenüber dem Bahnhof

So ist es kein Zufall, daß im Jahre 1873 Rudolf Friedrich Schüle der Jüngere, der seit 1865 zunächst zusammen mit seinem Schwager, später allein die Firma Kolb & Schüle in Kirchheim/Teck führte, sein Wohnhaus neben der Firma und gegenüber dem neuerbauten Bahnhof projektierte. Das bereits 1760 gegründete Unternehmen stellte Baumwollwaren von hoher Qualität her und war mit über 800 Beschäftigten der weitaus größte Arbeitgeber in Kirchheim. Die Firma hatte 1850 die erste Dampfmaschine im Kirchheimer Raum aufgestellt. Rudolf Schüle der Ältere spielte im öffentlichen Leben der Stadt eine bedeutende Rolle: Er war Oberschützenmeister der Schützengesellschaft. 1848 trat er an die Spitze der neugegründeten Bürgerwehr, zu deren Ausrüstung er nicht unerheblich beitrug. Seit 1858 gehörte er dem Gemeinderat an, initiierte den Bau einer Wasserleitung, eines Gaswerkes und war die führende Kraft beim Bau der ersten württembergischen Privateisenbahn von Oberboihingen nach Kirchheim, die im Jahre 1864 ihren Betrieb aufnahm. Zehn Jahre hatte Schüle den Vorsitz der Eisenbahngesellschaft inne. 1873 ernannte ihn der württembergische König zum Kommerzienrat.

Der jüngere Schüle trat ein schweres Erbe an, denn die weltpolitischen Erschütterungen der Zeit beeinflussten direkt die binnenwirtschaftliche Konjunktur. So stiegen im Verlauf des amerikanischen Bürgerkriegs die Preise für Rohbaumwolle auf nie gekannte Höhen, sanken dann plötzlich auf weniger als ein Drittel. Die Webereien des Vogtlandes überschwemmten den Markt mit billigen Baumwollwaren, und der deutsch-französische Krieg von 1870/71 erschütterte das Wirtschaftsleben nachhaltig. Panikkäufe und Geldknappheit brachten vielen Firmen den Ruin, zumal sich die leistungsfähige Textilindustrie in Elsaß-Lothringen nun als neuer Konkurrent auftrat. Schüle reagierte mit der Anschaffung neuer mechanischer Webstühle und mit der

Einstellung von Jugendlichen, die an diesen Webstühlen ausgebildet wurden.

Der Erfolg blieb nicht aus: In der Liste der Preisgekrönten an der Wiener Weltausstellung 1873 erscheint die Firma Kolb & Schüle an zweiter Stelle. Die Krisensicherheit dieser Firma ist um so bemerkenswerter, als der Gründungsboom, den die Kriegsentschädigungszahlungen aus Frankreich ausgelöst hatten, von einer allgemeinen Wirtschaftskrise abgelöst wurde. In Kirchheim/Teck fiel ihr die mit so großen Hoffnungen gegründete Maschinenfabrik zum Opfer. Der Zusammenbruch der Maschinenfabrik bedeutete für das Gewerbe der Stadt Kirchheim einen schweren Rückschlag. Der Personenverkehr und der Güterverkehr der Kirchheimer Eisenbahn ging erheblich zurück, und es dauerte fast zehn Jahre, bis sich die Stadt von diesem Schlag wieder erholt hatte.

Die Villa Schüle, ein Dokument der Sozialgeschichte, wird gegen den Willen des Denkmalamts abgerissen

Für die in jener Zeit gedrückte Wirtschaftslage bedeutete der Neubau des Schüleschen Wohnhauses eine nicht unerhebliche Konjunkturspritze. Rudolf Friedrich Schüle hatte von seinem Vater das Grundstück hinter der Fabrik gekauft und beantragte am 12. April 1873 die Genehmigung zum Bau eines 19,4 Meter langen und 14,1 Meter breiten zweistöckigen Wohnhauses samt Anbau in der «Neuen Straße», Fabrikstraße, heute Stuttgarter Straße. Die im Laufe des Jahres erbaute Villa machte einen durchaus repräsentativen Eindruck, war mit allen hygienischen und technischen Errungenschaften der Zeit ausgestattet und spiegelte den gesellschaftlichen und ökonomischen Rang des Besitzers.

Die Kirchheimer Villa Schüle lehnte sich im Stil der Zeit an historisierende Bauformen an, die ihr Vorbild in der italienischen Renaissance und vor allem im deutschen Mittelalter suchten. Es war dies die Zeit, in der die gotischen Türme von Ulm, Köln und Regensburg zu Ende gebaut wurden, in der man auch neue Kirchen im gotischen Stil errichtete, in der man Freude daran hatte, Burgen in phantasievollen, pseudomittelalterlichen Formen wiederaufzubauen, so etwa den Hohenzollern oder die Hohenkönigsburg im Elsaß, und gar neue Schlösser und Burgen errichtete wie etwa Neuschwanstein. Damals wollte auch das Großbürgertum durch Annäherung an feudale Lebens- und Stilformen seine neu errungene Stellung in Wirtschaft und Politik dokumentieren. Die Anlehnung an den Schloßbau des Adels und der Rückgriff auf das deutsche Mittelalter

◀ Teil des Entwurfs für die Villa Schüle, dem der Gemeinderat von Kirchheim/Teck am 19. September 1893 zugestimmt hat.



Baumwollwaren von hoher Qualität produzierte Kolb & Schüle in Kirchheim/Teck. Seit 1864 verkehrte die Eisenbahn nach Oberboihingen. Neben der Fabrik und gegenüber vom Bahnhof baute Kommerzienrat Rudolf Friedrich Schüle der Jüngere seine Villa, ein bürgerliches Schloß.

spiegeln eine bedeutende Epoche der deutschen Sozialgeschichte: eine Zeit, in der die Unternehmerpersönlichkeit dem Adel den Rang streitig macht. Das soziale Ansehen der Fabrikanten gründete sich nicht nur auf ökonomischen Erfolg, sondern war auch abhängig vom Engagement im öffentlichen Leben und Ehrenämtern in Vereinen, Interessenverbänden und Handelskammern. Der patriarchisch-fürsorgliche Charakter der Betriebsführung kommt in der Herrschaftsarchitektur zum Ausdruck, aber auch in der Errichtung von Arbeiterwohnungen und Arbeitersiedlungen, in Betriebskrankenkassen und Betriebssparkassen, in firmeneigenen Freizeiteinrichtungen sowie in strengen Fabrikordnungen und Vorschriften. So gesehen ist die Villa ein sehr erhaltenswertes Stück städtischer Geschichte. Die Zinnen und Erker, Türmchen, Fachwerkwände und Mauerbegrenzungen sind mehr als beiläufiges, heute vielleicht als kitschig empfundenes Schmuckwerk: Sie sind sichtbare Sozialgeschichte.

Fabrikant Schüle hat sich neben dem Ausbau der Fabrik auch immer mit Ausbauplänen der Villa beschäftigt. Ein bereits genehmigtes, aber nicht ausgeführtes Baugesuch aus dem Jahr 1893 enthielt einen prächtigen neugotischen Turm und zahlreiche Schmuckformen, die aus der Villa ein richtiges Schloß gemacht hätten. Immerhin hat Schüle die Villa mehrfach ausgebaut und durch verschiedene Anbauten, Terrassen, Erker und Pavillons entscheidend erweitert. Die bedeutendste Erweiterung nahm er 1895 vor. Bei dieser Gelegenheit wurde auch eine hochmoderne Niederdruck-Dampfheizung eingebaut. Das Gebäude erzielt damals den Charakter, den es dem Besucher am Eingang der Stadt und gegenüber dem Teckcenter bis vor kurzem bot. Das schloßartige Gebäude, in den letzten Jahren nicht mehr gepflegt, wurde trotz des Widerstands des Landesdenkmalamts und ohne erkennbare Bemühung der Stadt Kirchheim um den Erhalt im Oktober 1989 abgerissen.

Das Naturschutzgebiet Köpfertal in Heilbronn *Jürgen Knauß*

*Du dunkles Tal, fern abgelegen,
wo kühle Bäche niedergehn,
hier junge Stämme sich bewegen,
dort alte Rieseneichen stehn!*

*Verliebte Pärchen, unbelauscht,
sie gehn in deine Wildnis ein,
und wenn ein ferner Fußtritt rauscht,
deckt, wie mit Wolken, sie der Hain.*

*Ruhbänke, halberbaute Zellen,
Altäre werden hier geschaut,
denn an den trauten Waldesstellen
hätt mancher gern sich angebaut.*

*Wohl toben jetzt die rauhen Winde,
und nächtlich rauscht der Regenfall,
derweil in euch ihr stillen Gründe,
noch träumend meine Seele ruht.*

Ludwig Uhland (1811)

Dieses Gedicht wurde nicht von Uhland selbst, sondern von seinem Freund Karl Mayer aus Uhlands Nachlaß veröffentlicht, der dort von einer *Partie in den sogenannten Köpfer bei Heilbronn* berichtet, der dieses Gedicht gewidmet ist.

Um dieses dunkle Tal ranken sich viele düstere Sagen und Geschichten. So soll der Sage nach der Kreuzritter Veit Imlin, der sich als Einsiedler in das Köpfertal zurückzog, vor seiner Klausur vom Reichsvogt enthauptet worden sein, und 1814 wurde in diesem Tal angeblich der Raubmörder Doderer hingerichtet.

Diese Geschehnisse haben aber mit dem Namen des Baches und des Tales sicher nichts zu tun, da Köpfer eine Ableitung aus den verschiedenen Bergen ist, die das Tal, den Bachlauf und die Quelle umgeben: Kopf – Bergkopf – Bergrücken. Der ebenfalls für das Tal gebrauchte Name Pfühlbachtal dürfte ebenso seine Berechtigung haben, da Pfühl oder Phoul Sumpf bedeutet und die Mulde in weiten Bereichen versumpft ist.

Frischluftschneise und ökologisch wertvoller Landschaftsraum am Rande der Großstadt

Das Köpfertal liegt am östlichen Rand der Großstadt Heilbronn, im Bereich zwischen Jägerhausstraße und Schweinsberg. Das 1985 unter Naturschutz gestellte Köpfertal ist eines von drei Naturschutzgebieten im Stadtkreis Heilbronn.

Das Naturschutzgebiet Köpfertal stellt jedoch nicht den Typ des natürlichen, von Menschen kaum beeinflussten Naturschutzgebietes dar. Nahezu das ganze Tal ist von menschlichen Einwirkungen geprägt.

– Im Mittelalter lag im Bereich des Köpfertales das Dorf Beckingen, das jedoch schon im ausgehenden Mittelalter nicht mehr bestand.

Das Köpferbrünnele aus der Zeit um 1880: Fassung einer stark schüttenden Quelle. Die Figur im Giebel soll den Einsiedler darstellen, der hier der Sage nach geköpft wurde.



– Im Mittellauf des Köpferales sind noch heute Reste eines um 1519 aufgeschütteten Dammes zu erkennen.

– Etwa um 1780 ließ der Rat der Reichsstadt in der Klinge, mit der der Köpferbach den tektonisch abgesunkenen Schilfsandsteinstrang durchschneidet, ohne Erfolg nach Kohle schürfen; bituminöser Schilfsandstein war der Grund.

– Um eine starke Quelle herum wurden Anfang des 19. Jahrhunderts die sogenannten Köpferanlagen errichtet, die in den Jahren 1879 bis 1898 vom Heilbronner Verschönerungsverein renoviert und ausgebaut wurden.

– Im Jahre 1935 wurde vom Reichsarbeitsdienst ein Stausee zum Hochwasserschutz errichtet.

– Der Unterlauf des Köpferales wird bis auf einige ökologisch besonders wertvolle Bruchwaldreste von Klein- und Schrebergärten geprägt.

– Weitere von Menschen hervorgerufene Störfaktoren sind vor allem die im Sommer stattfindenden Kinderfreizeiten in einem nahegelegenen Walderholungsheim, bei denen das gesamte Naturschutzgebiet als «Spielraum» benutzt wird.

Trotz dieser menschlichen Beeinflussungen und Beeinträchtigungen und trotz der Lage des Schutzgebietes am Rande einer Großstadt wie Heilbronn, dem Zentrum der Region Franken, das von einer intensiv genutzten Weinberglandschaft umgeben ist, stellt das Köpferal einen ökologisch besonders wertvollen Landschaftsraum dar. Zudem ist dieses Tal eine bedeutende Frischluftschneise für die Stadt Heilbronn, die ausgleichend und mildernd das Stadtklima beeinflusst.

Der geologische Untergrund aus Schilfsandstein (km²) und Gipskeuper (km¹) bildet den Ausgangspunkt der landschaftlichen Entwicklung im Köpferal. Während der Eiszeit (Pleistozän) waren in diesem nicht vereisten Gebiet die wirksamen Faktoren der Reliefgestaltung intensive Frostverwitterung, ausgedehnte Hangschutt- und Fließerdebildung, Lößablagerung sowie ein Wechsel von Erosion durch Wasser und Ablagerung mit Talbildungsvorgängen. Die Reste dieser Formung sind noch heute im Köpferal, z. B. in den Terrassenresten, der Lößbedeckung und den Hangschutt- und Fließerdedecken sichtbar.

Versumpfungszonen mit Bruchwald,
sonst Eichen-Hainbuchen-Wald

Aufgrund der schon recht früh einsetzenden menschlichen Beeinflussung des Tales durch Rodung, Waldweide und gewässerbauliche Regulierungen hat sich der ursprüngliche Artenbestand des

Waldes gewandelt. Durch die Waldweide – Kennzeichen sind Namen wie Schweinsberg – wurde die Eiche als Mastbaum bevorzugt, durch die vielfach damit einhergehende Niederwaldnutzung wurde die gut ausschlagfähige Hainbuche gefördert, so daß im gesamten Köpferal außerhalb des Bachbereichs der in verschiedenen Ausprägungen auftretende Eichen-Hainbuchen-Wald dominiert.

Infolge von Rodungen und Gewässer-Regulierungen kam es zu einer Störung der natürlichen Wasserdynamik, so daß sich aus dem ursprünglichen Auewald durch das Fehlen von Überflutung und durch Austrocknung der Bruchwald entwickelte. Der Bruchwald ist durch einen ganzjährig hohen Wasserspiegel und einer Tendenz zur Versumpfung gekennzeichnet. Die Rodungstätigkeit des Menschen verursachte eine ausgedehnte Bodenerosion und damit verbunden eine Ablagerung von Auelehm im Bachlauf. Durch diese Materialzufuhr bei verminderter Fließgeschwindigkeit des Baches infolge Regulierungsmaßnahmen wurde diese Versumpfung und Bruchwaldbildung ausgelöst. Heute sind im Köpferal nur noch wenige dieser Versumpfungszonen mit einer Bruchwaldvegetation aus Erlen (*Alnus glutinosa*), Esche (*Fraxinus excelsior*), Sumpfdotterblume (*Caltha palustris*), Hängesegge (*Carex pendula*) usw. übrig. Diese Versumpfungszonen sind jedoch Lebensräume von gefährdeten Wassertieren, z. B. Krebse, Amphibien, Lurche und Insekten sowie ihren Freißfeinden wie Bachstelze und Eisvogel.

Die Bodenentwicklung im Köpferal ist vor allem durch den Wassereinfluß gekennzeichnet. So sind fast alle Böden durch Hang- oder Stauwasser marmoriert. Die Böden der Bruchwaldgebiete sind moorige und nasse Böden, die durch ständig hohen Wasserstand und stockenden Abbau organischer Substanz gekennzeichnet sind.

Im allgemeinen ergibt sich im Köpferal eine gut sichtbare Verbindung aus landschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten der Reliefentwicklung und menschlichen Eingriffen in den Landschaftshaushalt samt der daraus resultierenden Bodenbildung und der sich darauf entwickelnden Vegetation.

Durch die vielfachen, mindestens seit dem Mittelalter andauernden menschlichen Eingriffe in das Köpferal kann man heute drei verschiedene Ökosystemtypen ausgliedern:

1. Naturnahe Ökosysteme, die in der Struktur und Ausprägung natürlichen Ökosystemen ähneln, aber bereits durch den Menschen verändert wurden; hierzu zählen z. B. die Bruchwaldvegetation und der Eichen-Hainbuchen-Wald.
2. Vom Menschen geschaffene und erhaltene Öko-

Bachterrassen:
Rest eines alten
Talbodens, der
im Gelände über
dem heutigen
Bachbett sichtbar
ist und somit eine
Phase in der
Bachgeschichte
des Köpfertales
dokumentiert.

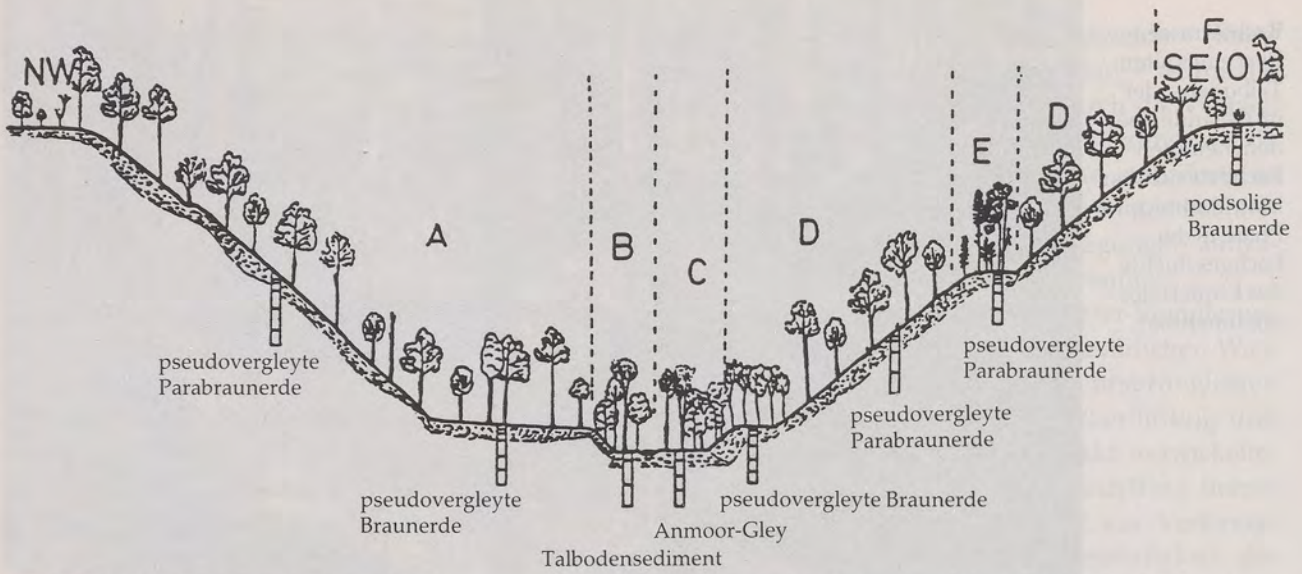


Den Feuersala-
mander (*Sala-
mandra salaman-
dra*), ein selten
gewordener hei-
mischer Lurch,
kann man im
Köpfertal noch
antreffen.



Bruchwald: Rest
eines ehemals
ausgedehnten
Bruchwaldgebietes
im Köpfertal.
Diese Waldge-
sellschaft ist
durch dauernd
hohen Wasser-
stand gekenn-
zeichnet. Domi-
nierende Pflan-
zen sind
Schwarzerle
(*Alnus glutino-
sa*), Esche (*Fraxi-
nus excelsior*),
Sumpfdotterblu-
me (*Caltha palu-
stris*) und Sauer-
gräser
(*Carex*-Arten).





A Bärlauchreicher Eichen-Hainbuchen-Wald

B Bärlauchreicher, bachbegleitender Eschen-Ahorn-Wald

C Bruchwald

D Buschwindröschenreicher Eichen-Hainbuchen-Wald

E Fichtenforst

F Moosreicher Eichen-Hainbuchen-Wald

Idealisierter Landschaftsschnitt durch das Naturschutzgebiet Köpfertal mit den Boden- und Vegetationsgesellschaften.

systeme, z.B. die Kopfweidenbestände, die zum Binden der Rebstöcke dienen und dienen und einen ähnlichen Artenreichtum wie der naturnahe Bruchwald aufweisen.

3. Mehr oder weniger naturferne Ökosysteme, die vom Menschen geschaffen wurden und ohne sein dauerhaftes Eingreifen ihren Charakter verlieren würden, z.B. Klein- und Schrebergärten.

Das Köpfertal wurde trotz aller Beeinträchtigungen durch den Menschen – Naherholung, Kleingärten, Kinderfreizeiten etc. – zum Naturschutzgebiet erklärt, da sich hier trotz alledem eine Landschaft von herausragender Bedeutung im Stadtgebiet von Heilbronn entwickeln und erhalten konnte, die durch eine Vielfalt an landschaftsgeschichtlichen Struktu-

ren, Lebensräumen, Tier- und Pflanzenarten gekennzeichnet ist. Ihr Schutz vor weiterer menschlicher Beeinflussung, z.B. Ausweisung eines Baugebietes am Rande des Naturschutzgebietes, ist dringend geboten, da eine vielfältige Natur- (und Kultur-)Landschaft nicht nur der Garant für ökologische Gleichgewichtszustände ist, sondern auch für das körperliche, geistige und seelische Leben und Wohlbefinden des Menschen.

Literatur:

Knauss, Jürgen: Geoökologische Landschaftsaufnahme des Naturschutzgebiets Köpfertal.

Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Stuttgart, 1988.

Nr. 15: Das Strafvollzugs-Museum in Ludwigsburg

Das Strafverständnis der Menschen in Mitteleuropa, über Jahrtausende keine nennenswerten Veränderungen erfahren hatte, war in den letzten 500 Jahren einem raschen Wandel unterworfen. Die älteste Straform, deren Ursprünge in das Dunkel vorgeschichtlicher Zeit zurückreichen, stellen die körperlichen Strafen dar. Deren drastischste Form, die Bestrafung an Leib und Leben, die Todesstrafe, wird heute auch in einigen europäischen Staaten noch praktiziert.

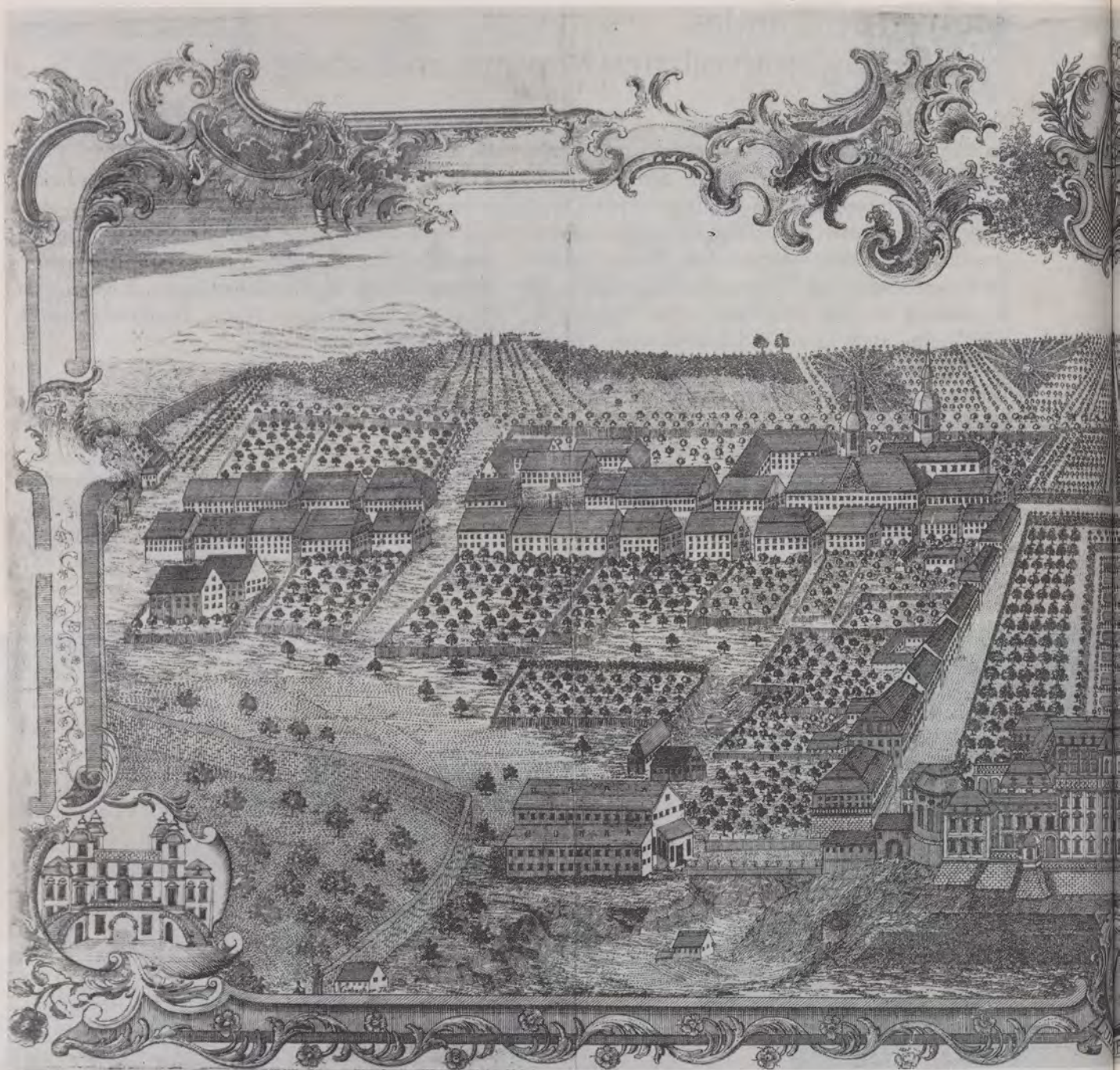
Schon in germanischer Vorzeit konnten körperliche Strafen allerdings durch Schadensersatz an den Geschädigten oder die Hinterbliebenen ersetzt werden. Im Mittelalter bildeten Versöhnung, Schadensersatz und Bußübungen wie Sühnemessen und Sühnewallfahrten geradezu die Grundlage des Strafrechts. Die vielerorts vorhandenen Sühnekreuze zeugen bis heute von diesem Rechtsverständnis.

Erst in der Neuzeit, also etwa seit Beginn des 16. Jahrhunderts, traten körperliche Strafen vermehrt in den Vordergrund. In der *Peinlichen Halsgerichtsordnung* Kaiser Karls V., in der *Carolina*, spielen Geldstrafen keine Rolle, um so mehr jedoch verschiedenste Hinrichtungsarten und verstümmelnde Strafen wie Handabschlagen, Augenausstechen, Ohren-, Zunge-, Nase-, Fingerabschneiden und andere Grausamkeiten.

Herzog Karl Alexander läßt 1736 das Zucht- und Arbeitshaus Ludwigsburg bauen

Langsam nur setzte sich seit dem 17. Jahrhundert und vor allem in der Aufklärung im folgenden Jahrhundert in Europa ein neuer Gedanke durch: Mehr und mehr verstand man die Bestrafung eines Täters nicht mehr als Repressalie oder gar Rache, sondern



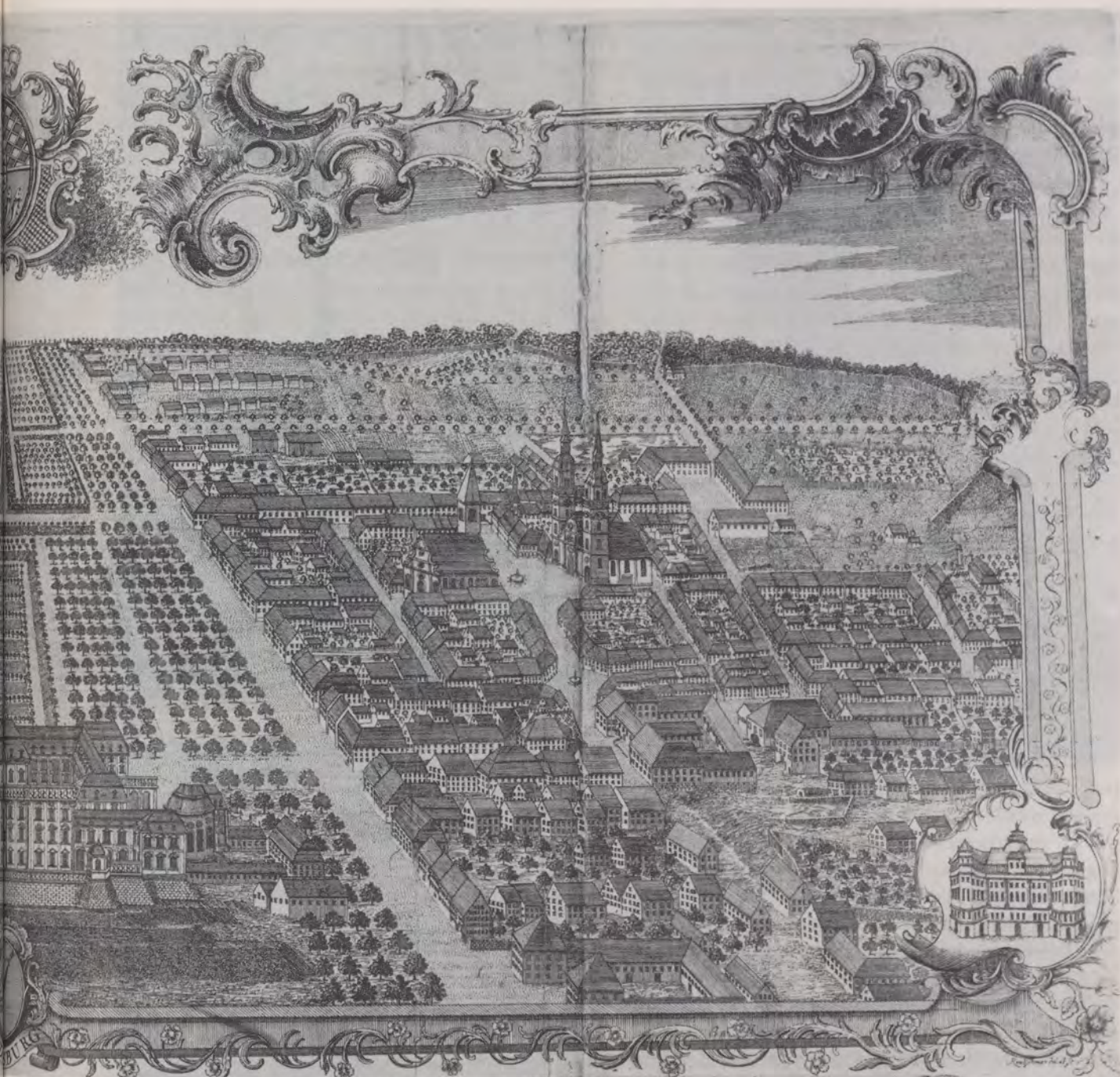


sah das Ziel in dessen Läuterung und Wiedereingliederung in die Gesellschaft, also der «Resozialisierung». Nach und nach wurden die körperlichen Strafen in den Gesetzbüchern durch den Freiheitsentzug ersetzt.

Mit Bedacht hat Dr. Erich Viehöfer, der Leiter und Gestalter des Strafvollzugsmuseums in Ludwigsburg, die Darstellung des Übergangs von der dauernden Entfernung des Gesetzesbrechers aus der Gesellschaft – durch den Tod oder, weniger drastisch, durch Verbannung – zu dessen zeitweisem Ausschluß aus der Gemeinschaft an den Anfang der Ausstellung gestellt. Zwar liegt der Schwerpunkt des Museums auf der Geschichte des Strafvollzugs

seit dem 18. Jahrhundert, doch erst die Kenntnis der archaischen Formen des Bestrafens, die ja oft genug noch bis in die jüngste Vergangenheit praktiziert wurden, erschließt dem Besucher das Ausmaß der im Barock einsetzenden Veränderungen im Strafverständnis.

Das Strafvollzugsmuseum in Ludwigsburg, 1988 eröffnet, befindet sich an historischer Stelle, nämlich im 1748 errichteten «Tollhaus» für Geisteskranke des seit 1736 bestehenden «Zucht- und Arbeitshauses Ludwigsburg». In das auf Geheiß Herzogs Karl Alexanders von Württemberg errichtete älteste Gefängnis des Landes wurden bis in die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts neben Verbre-



Ansicht der Residenzstadt Ludwigsburg von Norden um 1760. In der Bildmitte die Schorndorfer Straße, die den Schloßgarten vom Residenzschloß trennt. Der erste Gebäudekomplex links davon stellt das Zucht- und Arbeitshaus Ludwigsburg dar. Original im Städtischen Museum Ludwigsburg.

chern auch Geisteskranke, Bettler, Zigeuner, Waisen und Arme eingewiesen. Erst unter König Friedrich wurden 1812 die Geisteskranken in das säkularisierte Kloster Zwiefalten und unter König Wilhelm I. die Waisen 1824 nach Weingarten verlegt. Aus den Jahren 1889/91 und 1928 datieren die moderneren Zellentakte des «Alten Zellenbaus» und des «Schlafzellenbaus».

Seit 1930 fanden in der Vollzugsanstalt Ludwigsburg kaum mehr bauliche Veränderungen statt. Vor rund fünfzehn Jahren entschloß sich die Landesre-

gierung daher, in Heimsheim ein neues Gefängnis zu bauen, in das die Gefangenen im Frühjahr dieses Jahres umgezogen sind. Ein historischer Augenblick, gewiß: Nach mehr als 250 Jahren werden die Gebäude des Ludwigsburger Zucht- und Arbeitshauses nun zivilen Zwecken dienen, wenn zur Zeit auch noch unsicher ist, welche Institution dort einziehen wird. Das Strafvollzugsmuseum, soviel ist sicher, wird im ehemaligen Tollhaus bleiben. Das Museum hofft, von der Verlegung der Strafanstalt zu profitieren, um die derzeit räumlich doch sehr

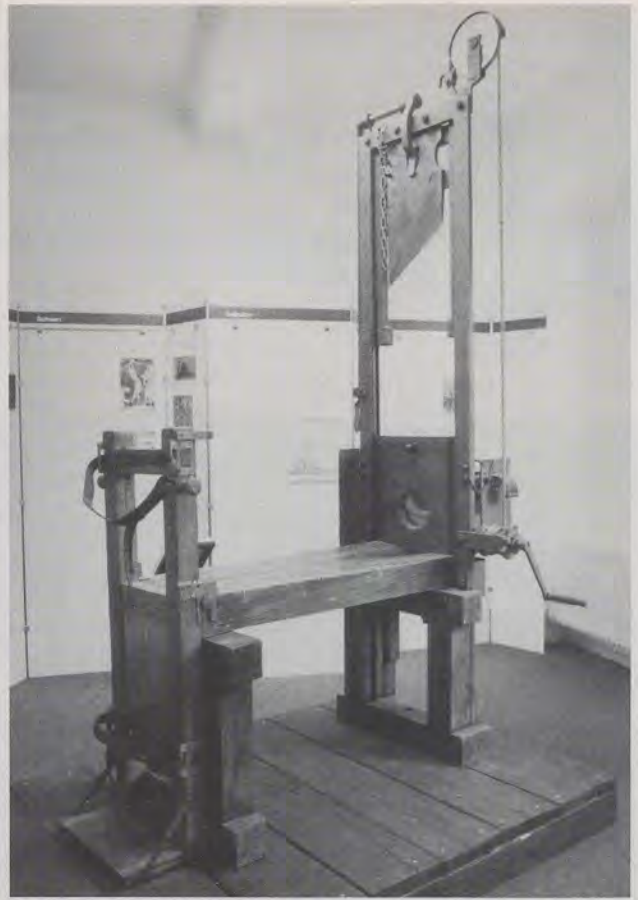
beengte Ausstellung großzügiger gestalten und auch erweitern zu können. Es wird dann etwa möglich werden, die Bereiche «Todesstrafe» und «Freiheitsstrafen» zu trennen. Doch kehren wir zur gegenwärtigen Ausstellung zurück.

Der härtesten aller Strafen, der Todesstrafe, ist nach der geschichtlichen Einführung der erste Raum des Strafvollzugsmuseums gewidmet. Die Todesstrafe ist heute dort, wo sie noch praktiziert wird, meist für wenige Schwerverbrechen reserviert. Das war keineswegs immer so. In vergangenen Jahrhunderten war das Leben eines Delinquenten auch bei kleineren Vergehen nicht viel wert. In London wurden noch zur Zeit des Biedermeier selbst Kinder wegen kleinerer Diebstähle gehängt. Die württembergische Gesetzgebung war zu dieser Zeit bereits milder; und doch wurden in dem relativ kleinen Königreich zwischen 1839 und 1900 mehr als 130 Todesurteile ausgesprochen, davon allerdings «nur» 45 vollstreckt.

Nach dem Richtschwert die Guillotine

Als «Glanzstück» dieser Abteilung darf die in der Mitte des Raumes aufgestellte, aus dem badischen Bruchsal stammende transportable Guillotine gelten, die von den französischen Besatzungstruppen 1945 nach Freiburg gebracht worden war und mit der noch 1949 in Tübingen ein Todesurteil vollstreckt wurde. Nachdem mit der Verabschiedung des Grundgesetzes im selben Jahr die Todesstrafe abgeschafft war und die Epoche des barbarischen Strafvollzugs in der Bundesrepublik damit ein Ende gefunden hatte, geriet das Mordinstrument in den 70er Jahren wieder ins Blickfeld der Öffentlichkeit, als die damalige Opposition im Stuttgarter Landtag bei der Landesregierung anfragte, ob ihr bekannt sei, daß sich in der Vollzugsanstalt Freiburg noch eine voll funktionsfähige Guillotine befinde. Von Freiburg «entsorgte» man das grausige Stück daraufhin ins Badische Landesmuseum nach Karlsruhe, das seinerseits diesen nicht ganz freiwilligen Erwerb liebend gerne nach Ludwigsburg abgab.

Ohne Zweifel stellt das Fallbeil eine besondere Publikumsattraktion dar und kann dazu dienen, die Besucher zu animieren, sich auch den historischen Erklärungen an den Wänden des Raumes zu widmen: Mit der Guillotine wurden in Württemberg erst seit 1853 Todesurteile vollstreckt. Bis dahin tat der Henker seine Arbeit mit dem Schwert, und bis 1820 war in Württemberg sogar noch gerädert, waren also dem auf dem Boden festgebundenen Toteskandidaten mit einem Wagenrad die Glieder zerschmettert worden.



Transportable Guillotine aus dem Zuchthaus Bruchsal, mit der zuletzt 1949 in Tübingen ein Todesurteil vollstreckt wurde.

Insgesamt jedoch wünschte man sich im Ludwigsburger Strafvollzugsmuseum eine distanziertere und kritischere Darstellung einer Strafart, die die Väter des Grundgesetzes mit guten Gründen aus dem Gesetzbuch bannten. Daß gerade auf der Schrifttafel bei der Guillotine in dicken Lettern der Hinweis *Fotografieren erlaubt* prangt, empfinden weniger sensationslüsterne Besucher als peinlich. Es steht zu hoffen, daß bei der Aufstellung der kürzlich als Leihgabe vom Historischen Museum in Berlin erworbenen zweiten Guillotine solche Effekthascherei vermieden wird. Dies ist um so mehr angeraten, als diese Tötungsmaschine, die aus dem Gestapo-Gefängnis in Berlin-Moabit stammt, weniger mit Rechtssprechung denn mit schreiendem Unrecht, nämlich nicht zuletzt den Urteilen des berühmten Volksgerichtshofes verbunden ist.

Sechzehn Stunden Arbeit, Gottesdienste und das Vorlesen erbaulicher Literatur

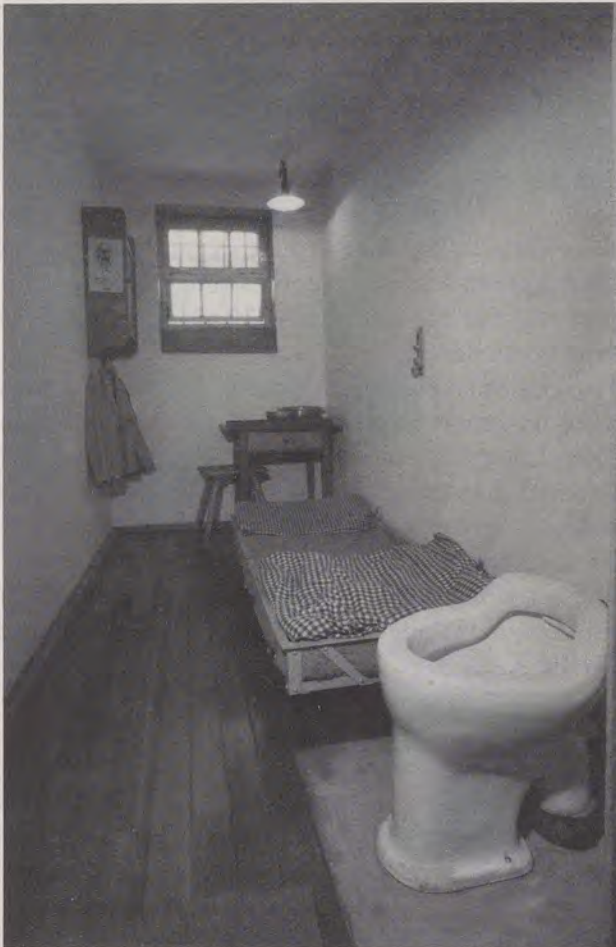
Nach diesem wahrhaft blutigen Auftakt darf der Besucher sich dem eigentlichen Thema der Ausstellung zuwenden: der Darstellung des Freiheitsent-

zugs als Strafe in den letzten 250 Jahren am Beispiel des Ludwigsburger Zucht- und Arbeitshauses. Im frühen 17. Jahrhundert begannen protestantische Städte in Norddeutschland, nach dem Vorbild Amsterdams, wo 1589 im ehemaligen Klarissenkloster ein Gefängnis eingerichtet worden war, Zucht- und Arbeitshäuser zu errichten, um dort Verbrecher, aber auch Angehörige sozialer Randgruppen zu verwahren. Hinter diesem radikalen Wandel im Umgang mit Straftätern stand die sich langsam entwickelnde Einsicht, daß die Resozialisierung gesellschaftlicher Außenseiter notwendig sei, aber auch die protestantische Arbeitsethik, der rastloses Arbeiten als einziges Mittel galt, der Verdammnis zu entgehen. Hinzu kam, daß der frühabsolutistische Staat die Insassen der Gefängnisse bald als billige Arbeitskräfte im Dienste merkantilistischer Wirtschaftsförderung zu nutzen wußte.

Welcher Aspekt auch im Einzelfalle bei der Errichtung eines Zucht- oder Arbeitshauses im Vordergrund gestanden haben mag, harte Arbeit – bis zu sechzehn Stunden am Tag und mehr – gehörte lange untrennbar zum Gefängnisleben. Freizeit im heutigen Sinne war unbekannt. Die wenige arbeitsfreie



Zellentür mit Guckloch und Durchreiche für das Essen.
Links: Nachbau einer Einzelzelle.



Zeit war in Ludwigsburg mit Gottesdiensten und dem Vorlesen erbaulicher Literatur ausgefüllt. Die Ludwigsburger Anstaltsinsassen wurden im 18. Jahrhundert in der Tuchmanufaktur eingesetzt, die dem Zucht- und Arbeitshaus angegliedert war. Im 19. und 20. Jahrhundert erweiterte sich die Palette der Tätigkeiten dann erheblich. Die Gefangenen wurden nun, um nur einige Bereiche zu nennen, in der Schlosserei, Schreinerei und Schneiderei, in der Korbflechterei, Polsterei sowie in einer Druckerei und sogar als sogenannte «Ausrücker» außerhalb der Anstalt in der Landwirtschaft beschäftigt. Das sprichwörtliche Tütenkleben, eine besonders stumpfsinnige Arbeit, war hingegen in Südwestdeutschland wenig verbreitet.

Das Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg dokumentiert die Bedeutung des Faktors Arbeit im Anstaltsleben hauptsächlich durch Fotos aus den 20er und 30er Jahren, aber auch anhand einzelner von den Gefangenen hergestellter Gegenstände. Unter den bildlichen Darstellungen beeindruckt das Foto der «Ausrücker», die zusammen mit den Aufsehern für



Strafvollzugs-Museum Ludwigsburg: Waffen und Geräte, die für einen Ausbruch ins Gefängnis geschuggelt worden sind.

den Fotografen posieren. Ein Exemplar der Drillichanzüge, wie sie auch von den Gefangenen auf dem Bild getragen werden, hat sich übrigens durch glückliche Umstände bis heute erhalten. Das grobe Leinenzeug steht in merkwürdigem und aufschlußreichem Kontrast zu den schmucken Uniformen der württembergischen und badischen Vollzugsbeamten aus dem 19. und 20. Jahrhundert, die – ebenfalls ein Glücksfall – dem Museum erst kürzlich von einem Ludwigsburger Sammler zur Verfügung gestellt wurden.

Im Bereich des Strafvollzugs nur wenige alte Bilder und museale Stücke

Eine schwer zu überwindende Hürde, so erläutert Dr. Erich Viehöfer, stellte bei der Gestaltung der Mangel an bildlichen Darstellungen zur Geschichte des Strafvollzugs in Ludwigsburg vor 1900 dar. Existiert von der Anstalt selbst nur ein – im Detail nicht einmal ganz exakter – Stich aus dem 18. Jahrhundert, so sind Bilder vom Innenleben der Anstalt aus der frühen Zeit ganz unbekannt. Damit läßt sich auch der Bereich «Freizeit», in dem der Sport eine wesentliche Rolle spielt, erst mit Fotos aus der Zeit der Weimarer Republik und einigen Bastelarbeiten jüngerer Datums dokumentieren.

Ähnliche Probleme warf die Darstellung der Unterbringung der Gefangenen auf. Die ehemaligen «Prisonen», die großen Schafsäle, in denen auch gearbeitet wurde, gehören längst der Vergangenheit an. Seit 1851 gab es auch in Württemberg Zellengefängnisse nach amerikanischem Vorbild. Der Nachbau einer Einzelzelle, wie sie 1928 in Ludwigsburg im sogenannten «Schlafzellenbau» entstanden, kann und will nur die Endphase einer langen Entwicklung vorstellen.

Museale Stücke aus dem Bereich des Strafvollzugs gehören gewiß nicht zu den alltäglichen Objekten öffentlicher oder privater Sammeltätigkeit. Es darf daher nicht verwundern, daß einige der im «Tollhaus» ausgestellten Exponate nachgebildete Stücke sind. Hergestellt allerdings nicht für das Strafvollzugsmuseum, sondern für eine in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts eingerichtete Lehrsammlung für die Ausbildung des Gefängnispersonals. Bis dahin wurden in Württemberg meist ehemalige Soldaten ohne spezielle Berufsausbildung als Vollzugsbeamte eingesetzt. Erst in der Weimarer Republik ging man daran, den Aufsehern für ihr Amt auch das nötige Rüstzeug mitzugeben. Die Stücke der Lehrsammlung, meist leicht identifizierbar an den vergilbten Kartons mit der altertümlichen Schrift, stellen den Grundstock des Museums dar.

Auch für die Abteilung «Verwaltung» konnte Dr. Erich Viehöfer auf Gegenstände zurückgreifen, die in den 20er Jahren gesammelt wurden. Zur Verwaltung zählten ja nicht nur die Anstaltsleitung sowie die Verwaltung des Gefängnisses im eigentlichen Sinne, sondern auch die Aufseher und die sozialen Dienste für die Gefangenen. In Ludwigsburg taten von Anfang an ein Pfarrer – als zweiter und gleichberechtigter Anstaltsleiter – und ein ihm unterstellter Lehrer – zur religiösen Unterweisung der Insassen – sowie ein Vertragsarzt Dienst. Auch sie waren, wenn man so will, «Insassen» des Zucht- und Arbeitshauses – nicht selten lebenslang. Aus der Masse des in der Anstalt beschäftigten Personals seien der im Portrait vorgestellte Lehrer Israel Hartmann (1725–1806) hervorgehoben, einer der «Väter» des württembergischen Pietismus, dem zu Ehren sogar Goethe den Weg ins Ludwigsburger Zucht- und Arbeitshaus nicht scheute, sowie der Gründer der Wernerschen Anstalten, der Arzt August Hermann Werner (1808–1882). Von den Exponaten dieser Abteilung stammen unter anderem ein in der Anstalt einst verwandtes Amputations- und ein Zahnbehandlungsbesteck aus dem vorigen Jahrhundert. Probleme besonderer Art bereitete zu allen Zeiten

die durch das – unfreiwillige – Zusammenleben auf engstem Raum entstehenden Konflikte sowohl zwischen Aufsichtspersonal und Gefangenen als auch der Häftlinge untereinander. Hinzu kommen die durch das Eingesperrtsein hervorgerufenen Veränderungen in der Psyche der Häftlinge, die neben einem angestrebten Erziehungseffekt durchaus auch negative Folgen haben können. Man denke dabei nur an die sogenannten «Fremdkörperschlucker». Das im Ludwigsburger Strafvollzugsmuseum gezeigte Röntgenbild zweier etwa 20 Zentimeter langer Metallgabeln im Bauch eines Häftlings wird der Besucher sicherlich nicht so schnell vergessen.

Prügelstrafe – Arrest – Fernsehperre

In früherer Zeit – und in Ludwigsburg noch bis 1860 – wurden Verstöße gegen die rigide Hausordnung, die das Leben der Gefangenen bis ins kleinste regelte, aber auch «Unbotmäßigkeit» gegenüber Aufsehern durch die Anwendung der Prügelstrafe geahndet. Je nach Schwere des Vergehens erhielten männliche und weibliche Gefangene mit der «Zuchtpeitsche» aus dickem Rindsleder – seit 1853 mit einem Haselnußstock – eine bestimmte Anzahl

Abteilung «Zucht und Ordnung» im Strafvollzugs-Museum: Prügelbock und «eiserne Hosenträger» zum Anketten aus dem 19. Jahrhundert.





«Wer einmal aus dem Blechnapf frißt», Essensgeräte aus der Vollzugsanstalt Ludwigsburg.

Hiebe auf den entblößten Rücken oder das Gesäß. Widerstrebende Häftlinge wurden dazu in den «Prügelbock», wie er in Ludwigsburg ausgestellt ist, eingespannt.

Neben diesen «disziplinarischen» Prügeln wurden bis ins vorige Jahrhundert hinein den unglücklichen Gefangenen auch der sogenannte *Willkomm* und der *Abschied* mit bis zu 40 Schlägen verabreicht; zunächst generell, seit 1750 «nur» noch zur Strafverschärfung. Justinus Kerner, der kurz nach 1800 als Lehrling in der dem Zuchthaus angegliederten Tuchmanufaktur arbeitete, hinterließ in seinem *Bilderbuch aus meiner Knabenzeit* eine eindruckliche Schilderung der düsteren Atmosphäre, die damals in der Ludwigsburger Anstalt herrschte: *Das Wehgeschrei solcher, die beim Empfang und beim Gehen, den sogenannten Willkomm und Abschied, in ein Holz gespannt, durch Schläge erhielten, weckte mich, ging ich durch diese Gänge, oft aus Dichterträumen.*

1860 wurde die Prügelstrafe in Württemberg abgeschafft. Nunmehr wurden Disziplinarstrafen in Form von Arrest ausgesprochen: das einsame Einsperren ohne Tisch und Stuhl, Lektüre oder Schreibmaterial, verschärft durch Entzug der Matratze sowie bis 1918 und erneut im Dritten Reich durch Fesselung und schließlich Dunkelarrest. Im Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg zeugen Fußfesseln, eine Handstange und der sogenannte «eiserne Hosenträger», mit dem Gefangene an die Wand angekettet wurden, von einer heute, Gott sei Dank, überholten, äußerst repressiven «Pädagogik» gegenüber den Gefangenen. Im modernen Strafvollzug – auch dies wird erwähnt – finden weniger drastische Mit-

tel Anwendung, etwa Einkaufs-, Radio- oder Fernsehsperrern.

Läßt man die Bilder und Exponate der Ludwigsburger Ausstellung Revue passieren, so wird deutlich, in welchem Maße sich die Ziele – und damit die Methoden – des Strafvollzugs in den letzten Jahrhunderten verändert haben. Humanismus und Aufklärung hielten auch in den Gefängnissen Einzug, wenngleich auch nur langsam und zeitversetzt. Der Mensch im Häftling wurde mehr und mehr respektiert. Abweichungen von dieser positiven Entwicklungslinie – wie etwa in den zwölf Jahren des Tausendjährigen Reichs – bestätigen nur den offensichtlichen Trend. Das ist zwar in dieser Form nicht Aussage des Strafvollzugsmuseums, keine Texttafel etwa weist darauf hin, doch die Ausstellungsstücke sprechen für sich – teils in drastischen Bildern.

Ein Förderverein trägt das Museum – Erwartungen bei der zukünftigen Ausgestaltung

Die heutige Form des Strafvollzugs, die doch – und wenn nur kontrastierend – untrennbar zum Thema gehört, wird zwar angesprochen, doch sie wird gleichsam erdrückt von den martialischen Stücken vergangener Epochen. Erst in einer Aus- und Umbauphase wird dem modernen Strafvollzug eine eigene Abteilung gewidmet sein. Solche Pläne lassen sich jedoch nur längerfristig realisieren.

Zwar wird sich die räumliche Misere wohl bald zum Besseren wenden, doch finanzielle Engpässe setzen dem Ideenreichtum Grenzen. Das Strafvollzugsmuseum in Ludwigsburg konnte bisher nur mit eher bescheidenen Zuschüssen aus öffentlichen Kassen rechnen. Als Träger fungiert – anders als man bei einem so eng mit dem Wirken des Staates verbundenen Thema vermuten könnte – keine staatliche oder kommunale Einrichtung, sondern ein privater Verein, der *Förderverein Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg e.V.* Gerade 50000 DM standen beim Aufbau für Texte und Bilder, für Vitrinen und Stellwände zur Verfügung, dazu kamen noch Personalkosten. Ein geringes Budget, gemessen an den sechsstelligen Beträgen, die heute von den Kommunen allerorten für neue oder erweiterte Museen bereitgestellt werden. Ganz zu schweigen von den Landesmuseen, ihren Zweigmuseen und den Landesausstellungen.

Das Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg in seiner gegenwärtigen Gestalt konnte nur entstehen, da die Mitglieder des Fördervereins viele freiwillige Arbeitsstunden in den Aufbau des Museums investierten, gerade auch im handwerklichen Bereich. Zugu-



Sogenannte «Ausrücker» bei der Obsternte auf der Bärenwiese bei Ludwigsburg, Foto um 1930.

te kam dem Museum auch die Tatsache, daß nicht wenige Vollzugsbeamte der Ludwigsburger Strafanstalt Mitglied im Förderverein sind. Daraus resultieren gute Kontakte zur Vollzugsanstalt: Vitrinen und andere Objektträger konnten in deren Werkstätten gefertigt werden.

Natürlich nehmen die in der Vollzugsanstalt beschäftigten Vereinsmitglieder auch in anderer Form regen Anteil am Museum, ist dort doch auch die Geschichte ihres eigenen Berufsstandes aufgearbeitet. Damit mag zusammenhängen, daß dem Besucher dieses Museums die Geschichte des Strafvollzugs eher von oben – also mit den Augen des Aufsichtspersonals, denn von unten, vom Standpunkt der Gefangenen aus, vermittelt wird. Von den Sorgen und Nöten der Häftlinge ist relativ wenig die Rede. Das Problem der Selbstmorde in der Anstalt etwa ist nicht sehr sensibel mit einer aus den 20er Jahren stammenden Papptafel erledigt, auf der einst zum Selbstmord verwandte Stricke aufgeklebt sind. Auch die Frage nach den sozialen Hintergründen

der Kriminalität wird nicht angeschnitten. Beides gehört aber unzweifelhaft zum Thema. Dies ist den Verantwortlichen in Ludwigsburg durchaus bewußt, und man darf gespannt sein, wie diese soziologischen und sozialgeschichtlichen Momente in die Museumskonzeption Eingang finden werden. Das erste und bisher einzige Strafvollzugsmuseum Deutschlands wird dann mehr als ein historisches Museum sein, nämlich ein Ort, wo sich selten deutlich die aktuelle Erscheinungsform einer staatlichen Institution aus der Vergangenheit erklärt. Eine Chance, wie sie sich nur wenigen Museen bietet.

*Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg
Schorndorfer Straße 38, 7140 Ludwigsburg
Tel: (07141) 1412013*

Das Museum liegt recht zentral, 200 Meter vom Haupteingang des «Blühenden Barocks» entfernt.

Geöffnet: März bis Oktober, Montag bis Freitag 9–12 und 14–16, an Sonntagen 13–17 Uhr, November bis Februar nach Vereinbarung.

Eintritt: frei, Führungen: nach Vereinbarung



Grabmalkunst auf dem alten Friedhof in Mühlacker-Dürrmenz

Hansjörg Volz

Im Süden der neuzeitlichen Stadt Mühlacker am Schnittpunkt der Bahnlinien Stuttgart–Bruchsal und Stuttgart–Karlsruhe liegen die alten Ortsteile Dürrmenz, Untermberg und Mühlacker, dort, wo zu Füßen der Burgruine Löffelstelz und des sanfteren Gegenhangs sich Enz und Straße durch den schmalen Durchlaß zwängen und eine Brücke die beiden Ufer verbindet. Heute wie 1907, als Gustav Schönleber sein schönes Bild malte – wo befindet es sich heute? –, fesselt der Blick auf die Engstelle.

Vom Mittelalter bis in die fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts war das Gemeinwesen zu beiden Seiten des Flusses unter dem Namen Dürrmenz oder Dürrmenz-Mühlacker bekannt. Als jedoch zu dieser Zeit der Bahnhof an der neuen Eisenbahnlinie erbaut wurde, verweigerte ihm die Gemeinde ihren Namen, weswegen er nach dem kleinen Weiler bei der Mühle nach Mühlacker benannt wurde. Verkehr und Industrialisierung bewirkten eine rasche Ausdehnung des neuen Ortsschwerpunktes. 1930 wurde Mühlacker zur Stadt, 1973 zur Großen Kreisstadt erhoben.

Dürrmenz und Untermberg aber lagen abseits der Verkehrsadern und boten wenig Raum für Industrieansiedlungen. Entsprechend veränderten sie sich kaum. Auch heute noch säumen zahlreiche Fachwerkhäuser die Ufer und die engen Gassen um die Andreaskirche mit ihrem bunten Majolikahelm.

St. Peter links der Enz wird 1829 abgebrochen und der Gottesacker zum Friedhof ausgebaut

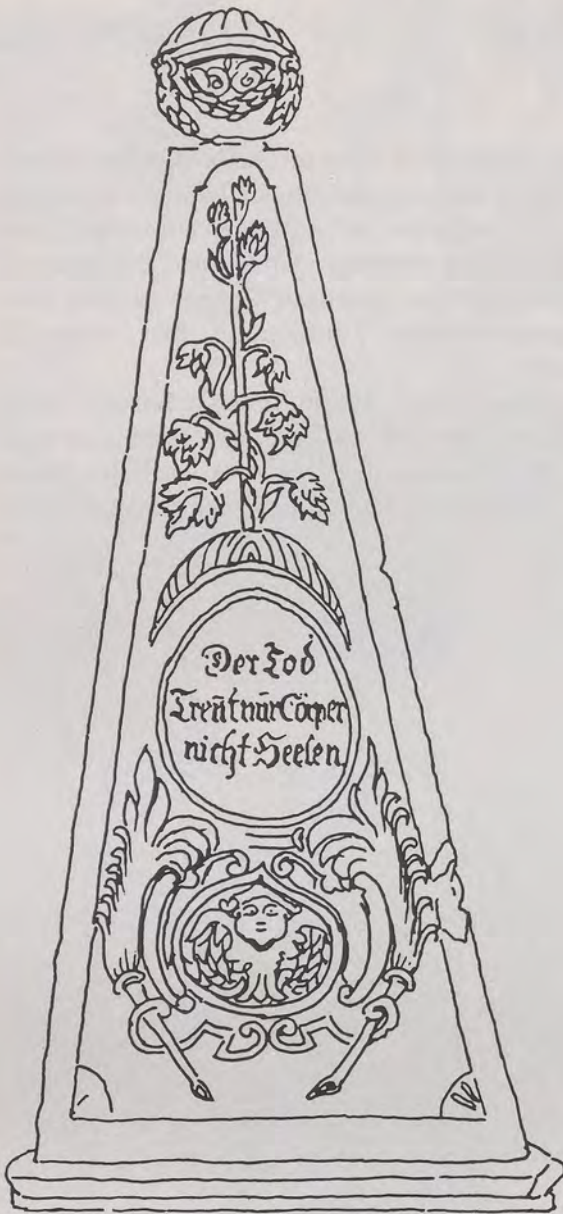
Zwei Kirchen prägten jahrhundertlang die Engstelle, die Peterskirche auf dem linken und die Andreaskirche auf dem rechten Ufer. Beide besaßen einen Gottesacker. Auch nachdem 1829 die Mutterkirche links der Enz abgebrochen worden war, wurde dort weiterhin beerdigt. In den 1890er Jahren wurde der Friedhof erweitert und modernisiert; der St.-Andreas-Kirchhof rechts der Enz aber wurde geschlossen. Die seitherige intensive Nutzung der neuen Anlage ist die Ursache dafür, daß dort kein einziges älteres Grab erhalten blieb. Im aufgegebenen Dürrmenzer Kirchhof jedoch, wo nur noch ausnahmsweise bestattet wurde, ließ man die alten Grabsteine in dem zu einem Park umgewandelten Gelände stehen. Neben jüngeren finden sich dort zahlreiche Denkmale recht unterschiedlicher Bauart aus der Zopf- und Biedermeierzeit. Die Vielfalt der Formen und ihre Klarheit dank der – finanziell be-

dingten – Beschränkung im Dekor verleihen diesem Kirchhof, der von prächtigen Bäumen bestanden ist, den Rang einer im Südwesten einmaligen Lehrschau früher dörflicher Grabkunst. Nachfolgend sollen einige der wichtigsten Steine und ihr familiengeschichtlicher Hintergrund hier vorgestellt werden.

Das Grabmal von 1795 im hinteren Teil der Anlage ist das größte und schönste: 250 Zentimeter hoch und 95 Zentimeter breit. Beim Anblick der schlanken, dreiseitigen Pyramide denkt man unwillkür-



Das Zeller-Grabmal: eine zweieinhalb Meter hohe dreiseitige Pyramide.

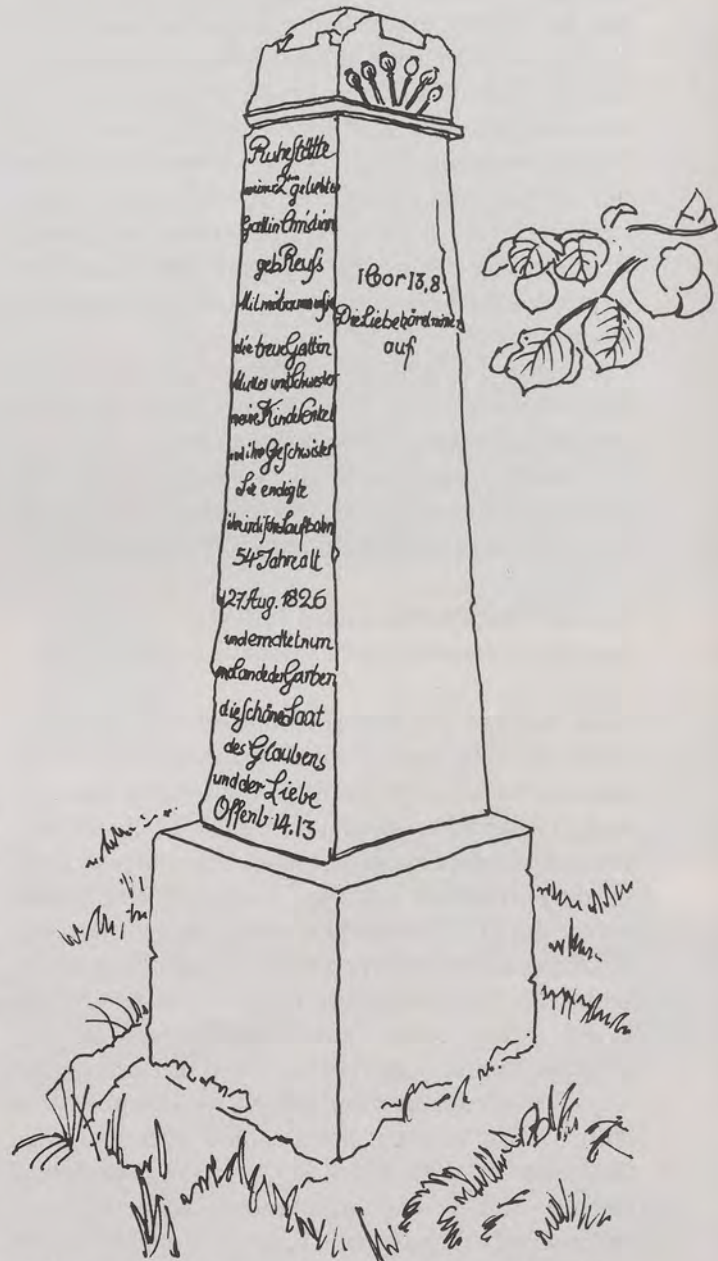


«Der Tod Trennt nur Körper nicht Seelen» – andere Seite der Zeller-Pyramide.

lich an einen Ortsadligen, stellt aber dann verwundert fest, daß hier eine einfache Pfarrfrau bestattet ist: Rosina Christiana Juliana Zeller, Gattin des Wiernsheimer Pfarrers Heinrich Friederich Zeller, Tochter des damaligen Dürrenmenzer Dekans Christian Conrad Klemm. Zeller war Anfang 1795 nach Wiernsheim versetzt worden und hatte im April geheiratet. Doch schon bald entwickelte sich bei der jungen Frau eine rasch fortschreitende Lungentuberkulose, der sie kaum 20jährig im August erlag. Das hochragende Denkmal besteht aus drei Teilen: dem tief in der Erde steckenden Sockel mit barock geschwungenen Wulsten und Einziehungen, dem aufgesetzten, in den Feldern reich reliefierten Dreieck mit abgestumpfter Spitze und einer grazil darauf balancierenden verzierten Kugelurne. Von wel-

cher der drei Seiten man es auch anschaut: Über der aus- und einschwingenden Basis steht klar und rein die Umrißlinie des gleichschenkligen Dreiecks, die auch der kräftige Reliefdekor der benachbarten Seiten nicht verunklaren kann. Zu danken ist dies dem Grundriß in Gestalt des gleichseitigen Dreiecks, der dafür sorgt, daß beim Blick auf die eine Seite die anderen verborgen bleiben.

Der üppige Schmuck aus Lorbeerblattkränzen und -girlanden, Medaillons und Kartuschen in Flach- und Hochrelief folgt dem antikisierenden Zeitgeschmack und untermalt mit Sinnbildern die eingemeißelten christlichen Glaubenssätze. So muß man den pausbäckigen Kinderkopf mit über die Brust gebreiteten Flügeln als die flugbereite Seele der Ver-



Biedermeierliches Grabmal, gesetzt von Pfarrer Lenz für seine am 27. August 1826 verstorbene Frau.

storbenen, die am Stab emporklimmende Blütenranke als den Aufstieg zum göttlichen Licht, die Palm- und Lorbeerzweige als Zeichen des Sieges über den Tod deuten. Die Inschriften verkünden dieselbe Jenseitsgewißheit, wenn wir da lesen: *Der Tod trennt nur Coerper, nicht Seelen oder Seelige Hoffnung des Wiedersehns! O, wie erquickend bist du bei jedem Grab derer, die wir lieben?*, wobei das Fragezeichen am Schluß sicher einem Irrtum des Steinmetzen zuzuschreiben ist. Auch auf der der Kirche zugewandten Vorderseite, die ausführlich auf Lebensdaten, Todesursache, Hinterbliebene und deren Empfindungen eingeht, weisen Orthographie und Schriftgestaltung kleine Mängel auf. Doch angesichts der herausragenden bildhauerischen Leistung in Entwurf und plastischer Ausführung vermögen sie die Bedeutung des Denkmals kaum zu schmälern.

Biedermeier-Grabmal für die 20jährige «Blume von Dürrmenz»

Zwanzig Jahre später am Beginn des Biedermeier sind die strengen klassischen Formen aufgegeben: aus dem scharfkantigen Obelisken wird nun ein plumper, nach oben sich verjüngender Steinpfeiler mit abgerundetem oder – später – flachem «Kopf»: Aus dem aristokratischen ist ein bürgerliches Denkmal geworden. Drei Steine dieser Bauart sind in Dürrmenz erhalten: das stark zerstörte des Ratschreibers Imanuel Leo Keller (gestorben 1819), das der Pfarrfamilie Lenz (1826) und das des Schulmeisters Wilhelm Gottfried Bofinger (gestorben 1834). Auf die beiden letzten soll hier eingegangen werden.

Am Ausgang zur St.-Andreas-Straße steht eine ernste, gedunkelte Grabstele von einfachster Architektur: Auf einer mächtigen quadratischen Bodenplatte erhebt sich ein Würfel, dem ein schmalerer, sich nach oben verjüngender Steinpfeiler entsteigt. Sein abgerundetes Ende ist als «Kopf» gestaltet, den nach unten eine zierlich getreppte Leiste abgrenzt, nach oben aber zinnenartig hochgezogene Eckwinkel wie mit einer Krone umgeben. Auf Vorder- und Rückseite dieses Aufsatzes findet sich der einzige plastische Schmuck: sechs sorgfältig gearbeitete, fächerförmig angeordnete gestielte Mohnkapseln und fünf ebenso verteilte vierstrahlige Sterne – Sinnbilder für Tod und Auferstehung. Drei mit schöner Kursivschrift bedeckte Seiten, wovon sich eine in ihrer ganzen Fläche abgelöst hat, aber geborgen ist, schmücken dezent den Stein.

Der örtliche Pfarrherr, Dekan Johann Ludwig Lenz, ließ das Denkmal zur Erinnerung an seine beiden



An den Schulmeister Wilhelm Gottfried Bofinger, gestorben 1834, erinnert dieser Stein: «Horch! wie hurtig der Zeiger Schlaegt!»

Ehefrauen (gestorben 1817 und 1826) und an seine 20jährige Tochter, die in der gleichen Woche wie die Stiefmutter starb, errichten. Von diesem Schicksalsschlag vernichtet, kam Lenz um seine Pensionierung ein und verschied 1827 in Stuttgart. Sein Tod wurde auch auswärts vermerkt, war er doch nicht nur ein beliebter, tüchtiger und sozial sehr engagierter Seelsorger gewesen, sondern hatte in einer Zeit pädagogischer Experimente für landesweites Aufsehen gesorgt, als er eine Baumschule gründete, in der er jungen Leuten an ihren schulfreien Nachmittagen das Pflanzen, Pflegen und Okulieren von Obstbäumen beibrachte.



«Aus Liebe und Dankbarkeit» setzte die Stieftochter Luise dem Müller Immanuel Gottlob Kolb diesen Grabstein, den eine plump-prächtige Vase krönt.

Tief betrauert wurde von vielen der Tod des jungen Mädchens, dem Karl Gerok, der Schwiegersohn von Dekan Lenz, in seinen *Jugenderinnerungen* 1875 ein schönes Denkmal setzte: *Die Blume von Dürrmenz, der gute Genius des Hauses, der Liebling von jung und alt, der Abgott besonders von uns Kindern, das Hannele oder Tantele. (...) Jung und schön, heiter und gut, rosenwangig und braungelockt, war sie liebenswürdig, sie mochte thun, was sie wollte. (...) Beseeligend war ihre Nähe, und alle Herzen wurden weit.*

Weit hinten im Park steht ein Pfeilergrabstein mit einer plastisch herausgearbeiteten Hand, deren Zeigefinger zum Himmel weist. Niedriger als die früheren, strebt dieses Denkmal augenscheinlich nach gefälligerer Eleganz als die vorherigen. Das Grundschema der Bodenplatte, des sich verjüngenden Steinpfeilers und des «Kopfes» wurde durch Verdecken der Nahtzonen und Einschrumpfen des Kopfbereichs zur bloßen Dachfunktion zu größerer Einheit zusammengeführt. Das ansprechende

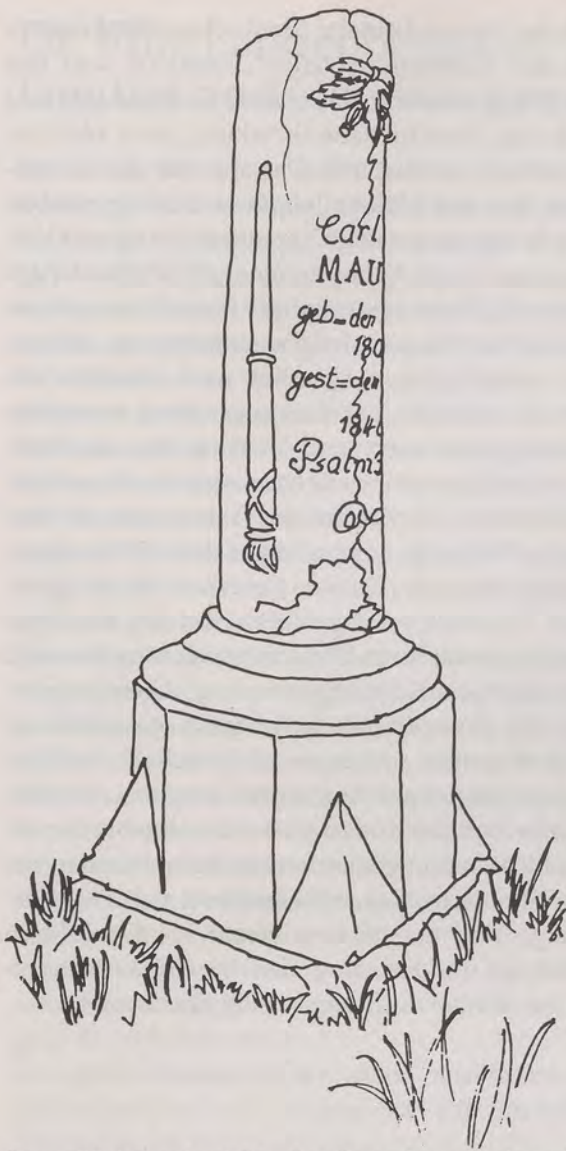
Denkmal wurde um 1834 von einem großen Freundeskreis dem verehrten Dorfschullehrer Wilhelm Gottfried Bofinger nach 38jähriger *segensreicher* Tätigkeit errichtet, wie aus der Inschrift hervorgeht.

Dem Müller Kolb setzt eine Stieftochter einen prächtigen Grabstein

Ein etwa fünf Jahre später dem Müller Immanuel Gottlob Kolb errichtetes Grabmal zeigt den inzwischen eingetretenen Wandel des Form- und Lebensgefühls vom Schlichten zum Aufwendigen und Repräsentativen. In antikisierendem Geschmack erhebt sich über einem gedrungenen quadratischen Sockel ein massiger, etwas schlankerer Quader, den ein weit vorkragender Giebel mit aufgesetzter plump-prächtiger Vase krönt. Dieser Giebel, ein kompliziertes architektonisches Gebilde, besteht aus einer quadratischen Bodenplatte, auf der sich zwei Halbtönen rechtwinklig kreuzen und auf deren Eckzwickeln entsprechend große Kugelsegmente stehen. Über dem Schnittpunkt der Kreuzarme liegen nach oben zurückgetrept zwei quadratische Platten, über denen sich die vierseitige mit einer Rillung und Blattgehängen geschmückte Vase mit ihrem gestuften Deckel und dem kräftigen Knauf aufbaut. Auf der Schauseite zieren ein Palmettenrelief den gebogenen Giebel und schöne Kursivschrift den Quader. Die drei übrigen Seiten sind wohl aus Gründen der Ersparnis ohne Oberflächenzier. Sockel, Quader, Giebel und Urne sind einzeln aus gelblichem, nicht sehr hartem Schilfsandstein gearbeitet, weswegen die flachen Relieftteile und die Schrift zum Teil etwas abgewittert sind. Insgesamt ist das schöne Denkmal jedoch gut erhalten.

Der Müller Kolb stammte aus Maulbronn, war ein rühriger Geschäftsmann und zuletzt recht wohlhabend. Erst spät, mit 28 Jahren, hatte er die fünfzehn Jahre ältere Witwe seines Meisters geheiratet, die er um neun Jahre überlebte. Seine Ehe blieb zwar kinderlos, doch kümmerte er sich offenbar um seine zahlreichen Stiefkinder, weswegen ihm von einer Stieftochter der prächtige Grabstein gesetzt wurde, wie aus der teilweise verwitterten Schrift geschlossen werden kann.

Für die Familienforschung interessant ist Kolbs Frau Anna Barbara, geb. Müller, Tochter des Ochsenwirts in Öschelbronn bei Mühlacker. Aus ihren vorangegangenen Ehen mit zwei Müllern sind zahlreiche Kinder und Stiefkinder überliefert, die in der Mühlengeschichte des Umkreises eine Rolle spielten, darüber hinaus jedoch auch Nachfahren im oberen Nagold- und Neckartal, in Stuttgart und in den USA hatten.



Typus Säulengrab mit Bruchstelle und umgekehrter Fackel als Sinnbild der Vergänglichkeit: 1840 starb der Müller Carl Heinrich Maushard.

Schlafmohn, Schmetterlinge und gebrochener Säulenschaft

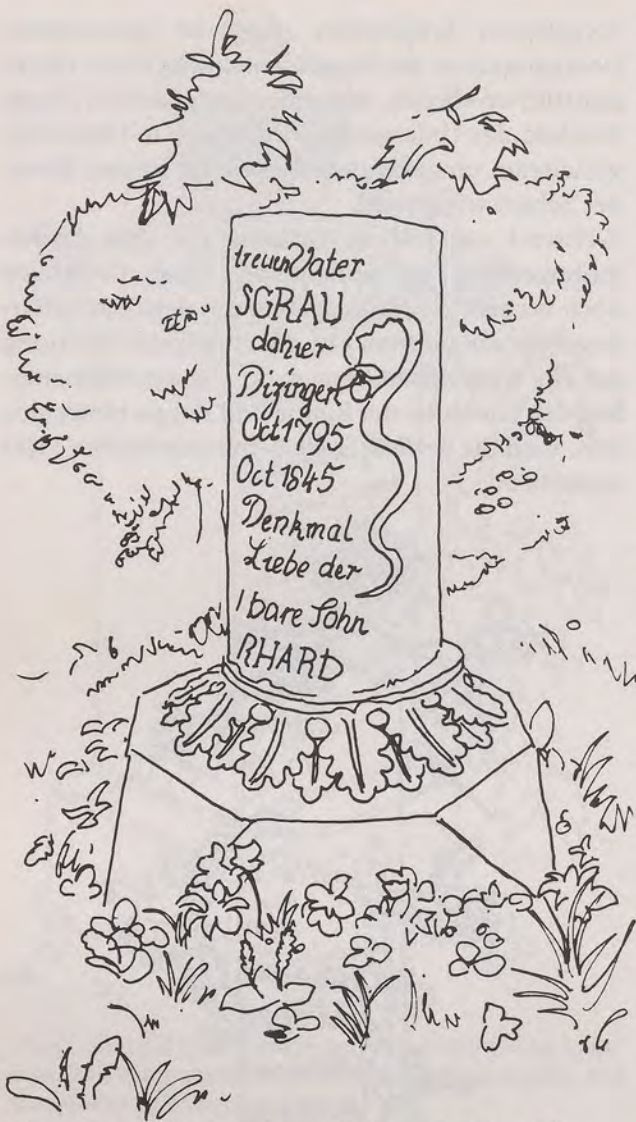
Auch das Säulengrab ist in Dürrmenz vertreten, allerdings in einer vom antiken Vorbild entfernten zierlichen, mehr bürgerlichen Variante, die an den Gebrauch dieses Bauelements im romanischen Kirchenbau der Gegend gemahnt. Dieser Typus kam zweifellos dem Streben nach Repräsentanz und Eleganz im fortschreitenden Biedermeier entgegen. Die beiden frühesten Gräber, das des Müllers Carl Heinrich Maushard (gestorben 1840) und das des Gastwirts und Metzgers Johann Gottlieb Friedrich Kurz (gestorben 1842) stimmen in Material und Konzeption so weit überein, daß die gleiche Werkstatt angenommen werden muß. Auf quadratischer Bodenplatte steht ein achteckiger Sockel mit vier

vorgelegten Eckprismen. Aus der gewulsteten Übergangszone des Sockels entspringt ein in einem künstlichen «Bruch» endender Säulenschaft. Dieses Sinnbild des Untergangs wird in den in Hochrelief gestalteten umgekehrten Fackeln zu beiden Seiten der Schrift wiederholt.

Während das frühere Grabmal mit dem Schlafmohngebilde am Säulende diesen Gedanken noch vertieft, stellt das spätere mit dem Schmetterlingsbild am gleichen Ort die christliche Hoffnung auf ein Weiterleben heraus: So wie der Schmetterling die Vorstufen der Raupe und Puppe hinter sich läßt, wird die befreite Seele dem himmlischen Licht zustreben.



Grabmal des Gastwirts und Metzgers Gottlieb Friedrich Kurz, gestorben 1842.



125 Zentimeter hoch ist dieser Säulengrabstein auf dem alten Friedhof in Mühlacker-Dürrenz, den der «dankbare Sohn» seinem Vater gesetzt hat, dem 1845 verstorbenen Müller Johannes Grau.

Auch bei diesen beinahe identischen Denkmälern wird der Geschmackswandel innerhalb von nur zwei Jahren deutlich: Das spätere Grabmal gewinnt durch eine entschiedene Streckung nach oben an Zierlichkeit und Eleganz. Das späteste der Säulengräber, das des Müllers Johannes Grau (gestorben 1845), belegt die protzige Veräußerlichung und Vergrößerung dieses Typus zu einer Art teutonischen Ehrenmal. Die breite und dicke Sockelplatte wurde an ihren vier Ecken schräg so abgetragen, daß aus dem ursprünglichen Quadrat nach oben hin ein Achteck entstand, aus dem nach einer verzierten Übergangszone kurz und wuchtig wie ein Eichbaum ein Säulenstück wächst. Setzte das Kurz'sche Denkmal mit 170 Zentimeter Höhe noch auf eine elegante Wirkung, so spricht aus dem 125 Zentimeter hohen Stein des Müllers Grau satte Behäbigkeit. Dieser Eindruck wird getragen von der klotzigen Bodenplatte mit ihren Eckfacetten, dem groben und überheblichen Eichblattdekor im Übergangsbereich, den plumpen Reliefs von Schlange und Kreuz und dem kurzen, massigen Säulenschaft. Daß dieser oben glatt abgeschnitten ist, zeigt an, daß man zu dieser Zeit das Todessymbol der abgebrochenen Säule nicht mehr verstanden hat. Immerhin beweist die antithetische Gegenüberstellung von Paradieschlange und christlichem Kreuz als Sinnbildern von Schuld und Erlösung, daß das «Bild» als mehrdeutiges Kürzel noch nicht völlig überlebt ist.

Die wertvollsten Steine ins Museum,
Kopien auf den Friedhof

Neben den beschriebenen Steinen finden sich noch weitere auf dem alten Friedhof in Mühlacker-Dürrenz aus dem späten Biedermeier, darunter auch freistehende Platten, doch lohnt wegen ihrer starken Zerstörung eine Untersuchung nicht. Der zu meist verwendete graue bis gelbliche weiche Schilfsandstein, wie er in der Gegend ansteht, neigt nach 150 bis 200 Jahren auch bei den besser erhaltenen Denkmälern zum Absanden, plattigen Abspringen oder zum Durchreißen. Kittungen oder Imprägnierungen haben in der Vergangenheit wohl den Verfall verzögert, werden aber heute als Mittel der Dauerkonservierung mit Skepsis betrachtet. Nur ein Umsetzen der wichtigsten Steine ins Museum und die Aufstellung von Kopien im Kirchhof könnte für die Nachwelt die Originale und den Kirchhof als Ganzes erhalten, eine für die evangelische Kirchengemeinde und die Stadt Mühlacker jedoch ohne Landeshilfe nicht zu verkraftende finanzielle Belastung.

Dr. Fritz Landenberger – Landrat und Oberbürgermeister in Esslingen

Reinhard Strüber

Das Leben des Arztes und Politikers Dr. Fritz Landenberger ist das beispielhafte Einzelschicksal eines aufrechten Demokraten in schwieriger Zeit. Zugleich ist Dr. Landenberger ein Repräsentant des städtisch-liberalen Bürgertums auf dem Hintergrund des gesellschaftlich-politischen Wandels in Deutschland vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, von der nationalsozialistischen Herrschaft zur Bundesrepublik. Nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Diktatur war er am 30. April 1945 bereit, ohne Illusionen, aber mit viel Zivilcourage, als Landrat in Esslingen politische Verantwortung zu übernehmen, die ihm der amerikanische Besatzungskommandant übertrug.

Die weitgehend intakt gebliebene Stadt- und Kreisverwaltung war die Ausgangsbasis für den demokratischen Wiederaufbau: *Meine Arbeit als Landrat trat ich mit großem Elan an, sah ich in ihr doch die Möglichkeit, der Verwaltung wieder menschliche Züge zu geben, den Nationalsozialismus zu bekämpfen und den Gesinnungen des Militarismus entgegenzutreten*, erinnerte sich Dr. Fritz Landenberger später.

Nach seinem Verständnis sollte aus Not und Elend heraus nicht nur eine materielle Neugestaltung, sondern vor allem eine geistige Erneuerung erfolgen: *Es wird Zeit und Mühe kosten, unsere Städte wieder aufzubauen, aber eine noch viel schwerere und mühseligere Arbeit ist es, die geistigen Grundlagen einer besseren Welt in den Herzen der Menschen zu schaffen*. Dafür hat er sich sein Leben lang eingesetzt.

Der Sohn eines Schramberger Uhrenfabrikanten wird Augenarzt

Geboren am 25. Mai 1892 in Schramberg/Schwarzwald als Sohn eines Uhrenfabrikanten, wuchs Fritz Landenberger mit vielen Geschwistern während der Kaiserzeit in einer wohlhabenden großbürgerlichen Familie auf. Die politische Einstellung im Elternhaus war deutschnational im Sinne der Einigungs- und Sicherheitspolitik Bismarcks. Die Großmachtspolitik und der Staatskult Kaiser Wilhelms II. wurden jedoch weitgehend abgelehnt; wie überhaupt jedes Staatspathos in der Familie durch die Förderung kritischer Denkweisen gezügelt wurde. Bürgerliches Bildungsgut – Lektüre anspruchsvoller Bücher und kulturkritischer Wochenblätter, Geigenspiel, Zeichnen und Reisen – begleitete seine Jugendzeit in Schramberg und in Stuttgart am Realgymnasium bis zum Abitur im Jahre 1910.

Mit der Aufnahme des Jurastudiums wechselte er für zwei Jahre nach Freiburg, wo er auch der national-konservativen Burschenschaft «Frankonia» beitrug. Anschließend entschloß er sich zum Studienwechsel und begann aus Neigung im Wintersemester 1912/13 das Medizinstudium in München. Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges meldete sich der 22-jährige Fritz Landenberger zusammen mit seinem Bruder Otto freiwillig zum Militär: *Denn wir waren fest überzeugt, daß die Mittelmächte Deutschland und Österreich freventlich angegriffen seien, und daß wir die europäische Kultur in diesem Krieg verteidigten. Politisch neigte ich damals zu den mir berechtigt erscheinenden Forderungen nach künftiger militärischer Sicherheit. Das Vertrauen zur Leitung der Wehrmacht war größer als das zum Parlament, zum Reichstag*. Die anfängliche na-



Fritz Landenberger 1911: Student in Freiburg i. B. und Burschenschaftler der «Frankonia».

tionale Begeisterung wich schließlich einem Katastrophengefühl, als im November 1918 das Kaiserreich zusammenbrach. Die revolutionären Aktivitäten bis Anfang 1919 lehnte er ab, da sie von Gewaltaktionen begleitet waren, die gegen sein Rechtsempfinden verstießen. Als Befürworter eines neuen Rechtsstaats setzte sich Fritz Landenberger in Tübingen, wo er seit Dezember 1918 wieder Medizin studierte, wortstark für die Wahlen zur Nationalversammlung in Weimar ein. Frisch vermählt und promoviert ging er nach dem medizinischen Staatsexamen Ende 1919 als Assistent an die Augenklinik in Würzburg, wo er 1923 seine Facharztausbildung abschloß. Dieses Krisenjahr mit Arbeitslosigkeit, Inflation und politischer Radikalisierung zwang Dr. Landenberger mit seiner Frau zur Rückkehr nach Schramberg, wo er in der Direktion der väterlichen Hamburg-Amerikanischen Uhrenfabrik Arbeit fand. Angesichts der desolaten Wirtschaft engagierte er sich politisch für Verbesserungen, auch im Interesse der eigenen Firma, und trat in die Deutsche Demokratische Partei (DDP) ein. Neben der Wirtschaftspolitik interessierte ihn besonders die Außenpolitik der Ära Stresemann, die er auch in seinen Parteidreden, z. B. am 5. April 1926, unterstützte: *So wie unsere Vorväter den Gedanken der deutschen Einheit und der Demokratie heiß geliebt und mutig verfochten haben, und ihn sich auch in Zeiten der Bedrückung nicht rauben ließen, so müssen wir, auf einer anderen Stufe der europäischen Geschichte stehend, immer mehr in den Glauben europäischer Einheit uns hineinleben und ihn festhalten, auch wenn politische Rückschläge kommen.*

Leben auf einem Vulkan – der Esslinger Arzt und Reinhold Nägele erleben Hitlers Auftritt

Nachdem 1927 aufgrund der Firmenfusion mit den Gebrüdern Junghans, der Familie seiner Mutter, die wirtschaftliche Selbstbestimmung des väterlichen Betriebs weitgehend verloren gegangen war, kehrte Fritz Landenberger zur Augenheilkunde zurück und eröffnete im August 1927 in Esslingen seine Praxis. Auf Empfehlung von Theodor Heuss, einem politischen Freund der Familie, trat er der Esslinger Ortsgruppe der DDP bei. Als junger, engagierter Intellektueller vermißte er jedoch politische Weitsicht in der behäbigen lokalen Honoratiorenpartei. In einem Brief an den von ihm sehr geschätzten ehemaligen württembergischen Staatspräsidenten Johannes von Hieber (DDP) vom 20. Juli 1930 diskutierte er das Verhältnis von Ideologie und Wirklichkeit und bemerkte abschließend: *Man kann der DDP mit Recht den Vorwurf machen, daß sie in Fragen der Um-*

und Neubildung der menschlichen Gesellschaft versagt hat, – wie die anderen Parteien. Es ist selbstverständlich, daß ich mich selbst von diesem Vorwurf nicht ausschließe. Aber wenn, wie ich fürchte, meine Kraft nicht ausreicht, Wandel zu schaffen, so wird sie doch genügen, mir keine Ruhe zu lassen und mit Sehnsucht nach denen auszuschaun, die uns vorwärts bringen müssen.

Enttäuscht über die mangelnde politische Durchsetzungskraft der bürgerlich-liberalen Ideen angesichts des Parteiengezänks im politischen System der Weimarer Republik widmete sich Fritz Landenberger ausgiebig seinen literarischen und musischen Studien. Er schätzte Kant ebenso sehr wie Ibsen, war begeistert von Karl Krauss und Jakob Burckhardt; er ging häufig ins Theater und war faszinierter Opernhörer. Dem Esslinger Vereinsleben blieb er weitgehend fern; lediglich am Kegeln, bei dem sich die Honoratioren der Stadt trafen, fand er Spaß. Außerdem war er berufenes Mitglied im Esslinger Zwölferkranz, einem elitären Intellektuellenzirkel von zwölf Männern, die regelmäßig zu wissenschaftlichen Vorträgen und Diskussionen zusammenkamen.

Persönliche Kontakte führten Fritz Landenberger wiederholt nach Stuttgart, u. a. zum Maler Reinhold Nägele, mit dem ihn eine tiefe Freundschaft verband. Gemeinsam erlebten sie in der Liederhalle aus Neugierde zum ersten Mal im Mai 1928 den Auftritt Hitlers: *Wir sahen den Einmarsch Hitlers, der enthusiastisch mit Sieg Heil begrüßt wurde. Wir hörten seine Ausführungen etwa 20 Minuten an und verließen dann den Festsaal gelangweilt.* Zwei Jahre später, als Reaktion auf eine Vertreterversammlung der DDP vom 5. Januar 1930, notierte Fritz Landenberger im Hinblick auf die innenpolitischen Polarisierungen und den Aufstieg der NSDAP in sein Tagebuch: *Und niemand schien das Gefühl zu haben, daß wir auf einem Vulkan leben. – Das Wort Staatskrise fiel ein einziges Mal, ohne daß sein Sinn vom Redner voll erfaßt gewesen wäre.* Nur wenige Wochen darauf, am 14. Februar 1930, erklärte er dem Schwenninger DDP-Landtagsabgeordneten Dr. Fritz Mauthe in einem Brief: *Wir, die meisten von uns, ganz bestimmt aber ich selbst, sind uns der Tragweite des Wortes Demokratie noch gar nicht bewußt. Auf den Vertretertagen bleibt es Phrase, und darum sind sie mir mehr und mehr unerträglich. Und ich mag lesen, wo ich will, bei Hellpach, Frankfurter Zeitung usw., nirgends finde ich das, was als «Demokratie» die Zukunft bedeuten kann. Kurzum, Sie sehen, ich bin politisch ein unzufriedener Mensch und hoffe nur, mit der Zeit werde aus der Unzufriedenheit ein Positives herauskommen.* Diese politische Unzufriedenheit entsprach dem Gefühl vieler Bürger, die der Demokratie als ordnungspolitischer Kraft immer weniger



Stolzer Abiturient im häuslichen Studierzimmer im Jahre 1910: Fritz Landenberger, Sohn eines Schramberger Uhrenfabrikanten und verwandt mit der Familie Junghans, legte am Stuttgarter Realgymnasium seine Reifeprüfung ab.

vertrauten und sie zunehmend dem Zerstörungswerk totalitärer Ideologen preisgaben. Fritz Landenbergers Warnungen vor dem systemzersetzenden Parteienstreit der Weimarer Demokratie auf einer DDP-Tagung am 31. März 1930 in Stuttgart blieben ungehört: *Nicht der Staat, sondern der Mensch, Du und ich, jeder Einzelne ist das Ziel – gewiß, dieses Ziel sprengt den Rahmen einer Partei, weil es kein politisches mehr ist. Gottlob! Aber wenn die Politik nicht ins Menschliche mündet, dann schafft sie auch im freiesten Staat Knechtschaft statt Freiheit, und dann ist unser Mühen umsonst. Weil die Demokratie, wie ich glaube, nur im Real-Menschlichen und nie im Formal-Bürokratischen ihre Verwirklichung finden kann.*

Nach 1933: Flucht in ewige Werte und Gedanken

Als er den Versuch wagte, am 6. Dezember 1931 als DDP-Kandidat in den Esslinger Gemeinderat gewählt zu werden, scheiterte er an seiner eigenen überparteilichen Haltung, die er in einer Wahlrede zu rechtfertigen versuchte: *Wir warten nicht auf den großen Führer, wir selbst müssen das Nötige leisten. (...) Gemeindepolitik ist keine Parteipolitik. Hier nützen Ver-*

sprechungen wenig, denn man kann ihre Erfüllung leicht kontrollieren. Drum hören Sie nicht auf die Programme, die nicht verwirklicht werden, wählen Sie keine Partei, auch die demokratische nicht, wählen Sie Männer, die Charakter haben, die sich verantwortlich fühlen für ihr Tun und für die Gemeinde und das Ganze. Dann wird es langsam, langsam, aber solide wieder vorwärtsgehen, auch in Esslingen!

Problematisch war Fritz Landenbergers Verhältnis zu den Arbeiterparteien, die in Esslingen starken politischen Rückhalt hatten. Er trat ihnen mit sachlicher Distanziertheit und bildungsbürgerlichem Unbehagen entgegen, obwohl er Anfang 1933 erkannte, daß nur ein gemeinsames Handeln über alle parteipolitischen Gegensätze hinweg die Sicherung der Demokratie vor der *unsagbar mediokrinen Figur Hitlers* und seinen Anhängern gewährleisten würde. Mit einem Rundbrief an einen ausgewählten Kreis potentieller DDP-Wähler verwies Landenberger deutlich auf die politischen Folgen der Reichstagswahl: *Der 5. März 1933 kann wirklich ein Schicksalstag für Deutschland werden, und jeder Wahlberechtigte wird einen Teil der Verantwortung für die künftigen Ereignisse tragen. Er sei sich deshalb klar darüber, was er will. Kein*

denkender Mensch soll sich später damit entschuldigen müssen, daß er bei dieser Wahl einer Suggestion zum Opfer gefallen sei.

Es war die letzte freie Wahl in Deutschland, bereits unter Ausschluß der Kommunisten. Die systematische Zerstörung des Rechtsstaats durch die Nationalsozialisten war eingeleitet. Mit Hilfe der Reichstagsbrandverordnung vom 28. Februar 1933 wurden die wichtigsten Grundrechte außer Kraft gesetzt. Das Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933 bewirkte die Selbstausschaltung der Legislative, des Reichstags. Die Gleichschaltung der Länder und Gemeinden im April und die Einsetzung von Reichsstatthaltern bedeuteten das Ende des Föderalismus. Als auch noch die Gewerkschaften und politischen Parteien im Juli 1933 verboten wurden, war der nationalsozialistische Einparteiensstaat geschaffen.

Fritz Landenberger entschied sich in den folgenden Jahren für einen inneren Rückzug aus der Öffentlichkeit, in der er als Arzt jedoch weiterhin agierte: *Die Flucht in ewige Werte und Gedanken ist die einzige Möglichkeit, die geistige Existenz zu retten. (. . .) Das persönliche Leben läuft erzwungenermaßen – und aus Notwehr – neben dem öffentlichen her.* Aus seiner anti-nationalsozialistischen Gesinnung machte er unter Freunden und Bekannten zunächst keinen Hehl. Als er sich aber existentiell gefährdet sah, beschloß er, *heute, wo die freie Meinung, wenn sie nicht mit der Regierung übereinstimmt, zum Hochverrat gestempelt wird, ist's besser zu schweigen*, wie seiner Kalendernotiz vom 31. Dezember 1936 zu entnehmen ist.

An regimegegnerischen Aktionen und illegalen Widerstandsgruppen beteiligte er sich nicht, seine einzelgängerische Art des Widerstandes im Dritten Reich ist eher mit dem Begriff der Resistenz zu bezeichnen. Damit sollen viele kleine Formen zivilen Mutes, der Nonkonformität und systemimmanenten Kritik während der NS-Herrschaft gewürdigt werden.¹ So hißte er nicht die Hakenkreuzfahne am 1. Mai, er kaufte keinen Volksempfänger und verweigerte Spendenzahlungen an NS-Organisationen. In Auseinandersetzung mit der NS-Gesundheitsideologie auf einer Fortbildungstagung für Augenärzte im April 1934 stellte er fest: *Was mich immer wieder beklemmt, ist die Unmöglichkeit, eindeutig zu entscheiden, was «defekte Menschen» sind. Und ich wage mich dem «biologischen Denken» (. . .) nicht ohne Vorbehalt anzuvertrauen. (. . .) Ich frage mich auch, ob «biologisches Denken» menschliches Denken ist, das heißt universales, allseitiges Denken.*

Als Reinhold Nägele zum entarteten Künstler erklärt wurde und seine jüdische Frau als Hautärztin Arbeitsverbot erhielt, unterstützte Fritz Landenberger



Landrat und Oberbürgermeister Dr. Fritz Landenberger mit dem amerikanischen Stadtkommandanten Lt. Colonel Taylor, Dezember 1945 in Esslingen.

ger sie mit anderen finanziell. Aus der Burschenschaft «Frankonia» trat er 1936 aus, weil er ihren Wahlspruch «Freiheit – Ehre – Vaterland» verleugnet fühlte. Die Wehrdienstverpflichtung im November 1938 unterschrieb er erst, nachdem er in der Formulierung *nationalsozialistische Staatsauffassung* das Wort *sozialistisch* durchgestrichen hatte und dann ohne Vorbehalt die nationale Staatsauffassung befürwortete.² Der Wehrbezirkskommandant hielt dieses Schreiben bis zum 30. April 1940 unter Verschuß und ließ Landenberger dann unter Androhung einer Anzeige eine nicht veränderte Wehrdienstverpflichtung unterschreiben. Als Musterungsarzt sah er dann seine Aufgabe darin, nach Möglichkeit *menschlichem Denken und Fühlen zum Schutze der Persönlichkeit des einzelnen Menschen Geltung zu verschaffen*. Als in den letzten Kriegsjahren der Druck auf die Musterungsärzte zunahm und Fritz Landenberger trotzdem keine höheren kv(kriegsverwendungsfähig)-Ergebnisse erzielte, wurde ein Verfahren gegen ihn angestrengt, das aber wegen der militärischen Niederlage nicht mehr zur Verhandlung kam.

Im Ringen um die Selbstbehauptung gegen das NS-Regime schrieb er auf dem Höhepunkt nationalsozialistischer Siege am 10. August 1941 folgende Gedanken stichwortartig in sein Tagebuch: *daß die künftige Politik nicht den Staat als höchstes anerkenne, sondern den Menschen, daß dem Handeln aus Einsicht das Handeln auf Kommando wieder weichen müsse. – Daß wir in den letzten Jahren unendlich viel zerstört haben, und uns nicht wundern dürfen, wenn die anderen uns hassen, daß das Deutschtum eines Goethe und Schiller, eines Kant und Schopenhauer echter war und darum wertvoller als das heutige. – Daß man Geschichte nicht studieren dürfe, um festzustellen, daß die anderen auch einst Verträge gebrochen haben und grausam waren – so könne man jedes Verbrechen entschuldigen – sondern um zu sehen, wie es*

künftig nicht mehr gemacht werden dürfe, wie es besser werden könne.

Die Amerikaner setzen Dr. Landenberger als Landrat und als Oberbürgermeister in Esslingen ein

Deshalb war für Fritz Landenberger die Übernahme politischer Verantwortung nach der Besetzung Esslingens durch die Amerikaner als Landrat eine Selbstverständlichkeit, als er im April 1945 dazu aufgefordert wurde. Während die nationalsozialistischen Reichs- und Länderregierungen ihre Tätigkeit zunächst ohne Nachfolgeorganisationen einstellen mußten, blieben die Kommunal- und Kreisverwaltungen weitgehend funktionsfähig und bildeten die Keimzelle des demokratischen Wiederaufbaus. Zusammen mit Oberbürgermeister Dr. Emil Mackh trat Landrat Dr. Landenberger nach ihren Ernennungen durch den amerikanischen Stadtkommandanten Major Joseph I. Taylor Anfang Mai 1945 mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit: *Wir haben die Ämter angetreten mit der Absicht, der Stadt und dem Kreis nach Kräften zu nützen, mit Hilfe einer bewährten Beamtenschaft den Abbau nationalsozialistischer und die Wiederherstellung demokratischer Einrichtungen einzuleiten, die Geschäfte wieder in Gang zu bringen und damit den Grund für den Wiederaufbau zu legen. Vor allem ist es dabei unser Bestreben, durch sachliche Arbeit ein Vertrauensverhältnis zur Alliierten Militärregierung herzustellen, denn nur darin sehen wir die Möglichkeit, die in den vergangenen Jahren entstandenen Spannungen zum Vorteil aller zu beseitigen. Unser guter Wille ist aber auch auf die Mitarbeit der Bevölkerung angewiesen. Sie rufen wir deshalb auf, sich willig allen Anordnungen zu fügen, Geduld zu üben und den Ernst unserer Lage klar ins Auge zu fassen. Wir haben in Deutschland die traurige Pflicht, den größten Bankrott der Weltgeschichte zu liquidieren. Wir wollen alle den Mut dazu aufbringen und arbeiten*³.

Landrat und Oberbürgermeister waren entschlossen, trotz der schwierigen Bedingungen des Besatzungsrechts und mangelnder Erfahrung im Umgang mit der kommunalen Verwaltung, die Geschäfte nach besten Kräften verantwortlich zu führen. Dabei erwies sich der gleichaltrige lokale Militärregierungschef Major Taylor, im Zivilberuf Industriemanager, als ein verständnisvoller Partner, der mit Umsicht und Einfühlungsvermögen die Interessen der Stadt im Rahmen seiner Möglichkeiten unterstützte. Persönliche Gespräche und rege Kontakte mit der deutschen Zivilverwaltung halfen, das Mißtrauen auf beiden Seiten abzubauen.

Das gute Verhältnis zur Besatzungsmacht wurde vorübergehend getrübt, als vom 3. Mai bis zum 7. Juli 1945 infolge eines Gebietstausches zwischen

französischer und amerikanischer Zone französische Truppen die Stadt besetzten und eine strenge Herrschaft unter dem Befehl von Major Borie ausübten. Am 12. Juni wurde Oberbürgermeister Dr. Mackh aus politischen Gründen abgesetzt. Die Suche nach einem neuen Oberbürgermeister gestaltete sich schwierig. Viele lehnten die Übernahme eines öffentlichen Amtes ab. Der französische und seit Anfang Juli 1945 wieder der amerikanische Stadtkommandant fanden Gefallen an dem Zustand, nur mit einem, von ihnen sehr geschätzten Repräsentanten von Stadt und Landkreis zu verhandeln. Am 1. September 1945 übertrug daher Major Taylor Dr. Fritz Landenberger auch das Amt des Oberbürgermeisters. Die Personalunion von Landrat und Oberbürgermeister dauerte bis Juni 1946, als vom Kreistag ein neuer Landrat gewählt wurde und Dr. Landenberger vom Gemeinderat der Stadt Esslingen als Oberbürgermeister für zwei weitere Jahre bestätigt wurde. Erst im Februar 1948 erfolgte wieder eine Direktwahl des Oberbürgermeisters durch die Bevölkerung auf sechs Jahre.

Die ersten Nachkriegsjahre waren für jeden deutschen Politiker schwierig, zumal dann, wenn man wie im Fall Dr. Landenbergers zwei Ämter mit hohen verwaltungstechnischen und politischen Anforderungen zu führen hatte, ohne auf große Praxis und Erfahrung in diesem Bereich zurückgreifen zu können. Im politischen Alltag der Nachkriegszeit, mit der Abhängigkeit von der Besatzungsmacht, dem Lebensmittelmangel, der Wohnungsnot, dem Flüchtlingseleid, der Entnazifizierung, der Zonenwirtschaft, blieb nach den Entbehungen und dem Leid der Kriegsjahre vom Traum der Demokratie und einer besseren Welt oft nur wenig übrig in der unerbittlichen Wirklichkeit.

16000 Flüchtlinge und 6000 Letten –

Dr. Landenberger als Dr. Lettenberger diffamiert

Die unzerstört gebliebene Stadt Esslingen war besonders hart betroffen von der Zuweisung und dem Zustrom Wohnungssuchender. Innerhalb weniger Wochen, manchmal weniger Tage mußten Tausende von Menschen – Flüchtlinge, Zwangsverschleppte, Vertriebene – untergebracht und versorgt werden.

Dabei mußte Dr. Landenberger auch zu unpopulären Maßnahmen greifen, die bei den Betroffenen auf kein Verständnis stießen. In seinem Rechenschaftsbericht vom 24. April 1946 betonte er: *Nicht wir bestimmen die zu räumenden Häuser. (. . .) Wir führen Befehle aus, und suchen dabei zu mildern, was zu mildern ist. (. . .) Man hört auch sagen: die Häuserräumungen,*

das ist doch keine Demokratie; nein das ist es nicht. Es ist die Folge des verlorenen Kriegs und der «bedingungslosen Kapitulation». Die Stadt Esslingen hatte nicht nur Wohnraum für fast 16 000 Flüchtlinge und Vertriebene bereitzustellen, sondern auch für rund 6000 Letten, die als Displaced Persons unter dem besonderen Schutz der Besatzungsmacht standen. Esslingen war zum lettischen Sammellager bestimmt worden und mußte im Herbst 1945 zur Unterbringung der Letten die Pliensau-Vorstadtsiedlung mit ca. 1300 Bewohnern zwangsräumen lassen. Der Streit um die Rückgabe der beschlagnahmten Wohnungen und um die Privilegierung der Letten vor allem bei der Lebensmittelversorgung führten zu immer neuen Konflikten zwischen Stadtverwaltung, Besatzungsmacht und lokalen Interessengruppen. Oberbürgermeister Dr. Landenberger wurde zur Zielscheibe der Angriffe der Ausquartierten, die ihn als Dr. Lettenberger diffamierten. Bei den Gemeinderatswahlen 1946 und 1947 sowie bei der Oberbürgermeisterwahl 1948 wurde mit dem Lettenproblem gegen Dr. Landenberger Wahlkampf betrieben.

Trotz vieler Schwierigkeiten und Notimprovisationen bemühte sich Dr. Fritz Landenberger um Transparenz bei kommunalen Entscheidungsprozessen und um persönlichen Kontakt mit den Bürgern. In regelmäßigen Sprechstunden konnten sie ihre Probleme direkt dem Oberbürgermeister vortragen. Seine öffentlich vorgetragenen Rechenschaftsberichte gaben Aufschluß über die Arbeit der Stadtverwaltung und warben für ein neues Demokratieverständnis. Am 24. April 1946 erklärte er:

1. Wir brauchen die Hilfe der andern, der Welt, um wieder gesund werden zu können. (. . .)
2. Wenn wir diese Hilfe haben wollen, dann müssen wir alles tun, um das gegen uns vorhandene Mißtrauen zu beseitigen. Wir müssen uns so verhalten, daß wir das Vertrauen unserer ehemaligen Gegner gewinnen.
3. Aus dem gegenseitigen Vertrauen entsteht dann ganz von selbst die Atmosphäre des Friedens. Das ist eine andere Politik als die Friedrichs des Großen, oder die Bismarcks, von Männern, die lange unsere Vorbilder waren. Sie sind immer noch geniale Deutsche und haben ihrer Zeit Genüge getan. Wir sollen von ihnen lernen, aber nicht nur was sie gut, sondern auch was sie schlecht gemacht haben. Heute brauchen wir andere Vorbilder. Blicken wir auf Staatsmänner wie den Freiherrn vom Stein oder W. v. Humboldt, auch auf Roosevelt und Gandhi: Männer des Friedens und der Freiheit! Das ist der Grund und Schlußstein aller künftigen fruchtbaren Politik: die Arbeit für den Frieden. Wir müssen sie in unserem Herzen beginnen, in unserer Gemeinde unermüdlich leisten und im größeren Vaterland zur Wirkung bringen.

Nach der Wiederzulassung von politischen Parteien

in Esslingen im September 1945, die Dr. Landenberger als zu früh kritisierte, trat er keiner Partei bei, fühlte sich aber bei den Liberalen, in der DVP, politisch beheimatet. An Parteipolitik hatte er seit seinen Erfahrungen in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit kein Interesse mehr. Statt Parteienstreit und Ideologien setzte er auf Charakterstärke und schonungslose Wahrheit, auch wenn sie unpopulär machte.

Empfang für KZ-Heimkehrer:

«Die Fehler bei uns selbst suchen und erkennen»

In kongenialer Verbindung war Fritz Landenberger Politiker und Arzt, der auf der Grundlage seiner Untersuchungen eine ausgewogene Diagnose stellte und hilfreiche Therapiemaßnahmen ergriff, ohne Rücksicht auf parteipolitische Interessen zu nehmen, aber immer im Dienst am Menschen, am Bürger, an der Kommune. Seine heftig umstrittene Rede zum Empfang der KZ-Heimkehrer in Esslingen am 24. Juni 1945 brachte diese kompromißlose Haltung zum Ausdruck: *Ich möchte diese Männer (Hans Rueß, Oskar Mühlner, Fritz Rieckert) den Ritterkreuzträgern des Krieges gegenüberstellen. Sie erinnern sich noch: Großer Empfang durch die Behörden, Eintrag ins goldene Buch, reiche Gaben. (. . .) In Uniform mit prangenden Orden waren sie in den Zeitungen zu sehen und wurden der Jugend als Vorbild dargestellt. (. . .) Die heute von uns gefeierten Männer sind anderer Art. In Gefangenenkleidern, erschöpft und meist ausgehungert kamen sie von ihrem Kampffeld zurück. Kein offizielles Gastmahl wartete ihrer, kein Photograph, und statt der Orden und Ehrenzeichen hatten sie jahrelang Schmach und Mißhandlung geerntet – für den Mut der Überzeugungstreue. Ihr Kampf galt ja nicht dem allmächtigen Staat, er galt den Menschenrechten. (. . .) Sie konnten nicht, wie die anderen, Männer der Tat sein, sie sind im Dulden Männer der Charakterstärke geworden.»* Und er schloß mit einem Appell an die Esslinger Bevölkerung: *Wir werden die Not nur bestehen – und überwinden, wenn wir uns mit der jüngsten Vergangenheit ehrlich auseinandersetzen, nicht indem wir andere anklagen, sondern indem wir die Fehler bei uns selbst suchen und erkennen.*

Unmittelbar nach dem Schock des Zusammenbruchs der Hitlerdiktatur fanden Dr. Landenbergers Worte noch Beifall, doch bereits Anfang 1946 wurde zunehmend Kritik an seiner Amtsführung und an seinen eigenwilligen politischen Überzeugungen laut. Den konservativen Kreisen der Stadt Esslingen war er zu streng in seinem Urteil über die Vergangenheit und in seinen Maßnahmen zur Wiederherstellung demokratischer Zustände. Den sozialistischen Parteien war er nicht radikal genug bei der



Oberbürgermeister Dr. Fritz Landenberger als Redner im Sommer 1946 in Esslingen.

Entnazifizierung, als Stadtoberhaupt zu sehr den Einflüssen einer bürgerlich-konservativen Verwaltung ausgesetzt und in seinem Auftreten gegenüber der Besatzungsmacht zu nachgiebig. Bei der Wahl Dr. Fritz Landenbergers zum Oberbürgermeister am 5. Juni 1946 durch den Esslinger Gemeinderat enthielten sich SPD- und KPD-Fraktion der Stimme. Als die SPD aus den Gemeinderatswahlen im Dezember 1947 als stärkste Partei in Esslingen hervorging, wuchsen ihre politischen Ambitionen auf den Oberbürgermeistersessel. Von einem geschickt taktierenden Wahlausschuß lokaler SPD-Anhänger wurde ein Landenberger-Feindbild aufgebaut mit teilweise unhaltbaren persönlichen Diffamierungen wie *Der Mann mit dem Doppelgesicht, lächelnd, aber unbeherrscht, unfair, ungebildet – Glaubt den Lügen und Verleumdungen des Dr. Landenberger nicht – Weg mit ihm, Sauberkeit auf das Rathaus!* Diese Verunglimpfungen erinnerten stark an Wahlkampfmethoden der Spätphase der Weimarer Republik, waren aber nach wie vor erfolgreich.

Frühjahr 1948: Amt des Oberbürgermeisters der Stadt Esslingen an Dr. Roser verloren

Der Amtsbonus von Dr. Landenberger ließ sich wider Erwarten wahltaktisch nicht erfolgreich umset-

zen, sondern war vielmehr eine Belastung für ihn. Die Mehrheit der Bevölkerung machte ihn für eine Reihe von unpopulären Maßnahmen unter dem Druck der schwierigen Umstände in einer besetzten Stadt persönlich verantwortlich. Der unbeschwerte auswärtige SPD-Kandidat Dr. Dieter Roser konnte mit einem modern geführten Wahlkampf – emotional aufpeitschende Werbung, junges dynamisches Auftreten, Gespräche mit Arbeitern am Fabrikator, Vereinsvorstellungen usw. – mehr Wählerstimmen mobilisieren als die Honoratiorenversammlungen und intellektuellen Diskussionsforen für Dr. Landenberger. Er verlor die Oberbürgermeisterwahl am 29. Februar 1948 mit erheblicher Stimmendifferenz gegenüber dem Oberregierungsrat Dr. Roser aus Tübingen.

Bei der Amtseinführung des neugewählten Esslinger Oberbürgermeisters am 11. August 1948 ging Innenminister Fritz Ulrich (SPD) vor dem Esslinger Gemeinderat auf den Wahlkampf ein und bemerkte: *Ich möchte (. . .) nicht nur mit dem Blick auf die Vorgänge in Esslingen, sondern ganz allgemein sagen, daß wir auch in unserm alten demokratischen Schwabenland anscheinend erst wieder Ritterlichkeit und Fairneß in politischen Kämpfen lernen müssen, daß wir uns zwar bei Wahlkämpfen sachlich und meinetwegen mit aller Schärfe auseinandersetzen, daß wir aber nicht ins Persönliche abgleiten dürfen, sondern immer die Sache über die Person stellen sollen. (. . .) Dr. Roser ist zum Oberbürgermeister der zweitgrößten Stadt unseres Schwabenlandes, Esslingen, gewählt worden.*

Bevor ich ihn vereidige und in sein Amt einsetze, ist es mir ein Bedürfnis, Herrn Oberbürgermeister Dr. Landenberger, der das Amt des Stadtvorstandes der Stadt Esslingen 2 1/2 Jahre mit Hingabe, mit Fleiß, mit Geschick und Opferfreude geführt hat, zu danken.

Herr Dr. Landenberger hat die Geschäfte des Stadtvorstandes in Esslingen in einer Zeit stärkster Unsicherheit und Bedrängnis übernommen, in einer Zeit, als unsere Wirtschaft, unser Verkehr und unsere Verwaltung im Chaos lagen, in einer Zeit, als Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung unser Volk zu verschlingen drohte. Er mußte eben wie wir alle, die wir in der Verwaltung und in der Regierung stehen, in diesen Jahren viele unpopuläre und undankbare Aufgaben durchführen, für die man in der Bevölkerung nicht immer das gebotene Verständnis findet. Es ist mir ein Bedürfnis, Herrn Dr. Landenberger für seine Arbeit noch einmal aufrichtigen Dank des Innenministeriums auszusprechen.⁴

Nach der Wahlniederlage kehrte Dr. Fritz Landenberger in seinen Arztberuf zurück, hin und wieder kenntnisreich in die öffentliche kommunalpolitische Diskussion eingreifend, ohne wieder ein politisches Amt zu bekleiden. Er beobachtete kritisch den



Dr. Fritz Landenberger als Achtzigjähriger im Arbeitszimmer seines Hauses in Esslingen.

Wiederaufbau in den fünfziger Jahren, zeigte sich enttäuscht über die mangelhafte Entnazifizierung und über die Remilitarisierung der Bundesrepublik. Auch in der Ärzteschaft war er ein geschätzter Gesprächspartner und aufmerksamer Wächter über das Standesethos in verschiedenen ärztlichen Organisationen. Nachdem er 1965 seine augenärztliche Praxis in Esslingen geschlossen hatte, wandte er sich verstärkt seinen philosophisch-historischen Studien zu und war wieder häufiger in Tübingen anzutreffen, wo er bereits aus früheren Jahren den Kulturphilosophen Eduard Spranger kannte sowie den Religionshistoriker Helmuth von Glasenapp,

der ihn wohl mit dem seit 1961 in Tübingen lehrenden Philosophen Ernst Bloch in Kontakt brachte. Dessen Philosophie der Hoffnung beeindruckte Dr. Landenberger sehr, weil sie die inneren Entwicklungspotenzen von Natur und Gesellschaft so stark einschätzte, daß sie ihre eigenen Unfertigkeiten, z. B. soziale und individuelle Entfremdung, überwinden könnten mit dem Ziel einer materiell-geistigen kosmischen Einheit. Fritz Landenbergers unermüdlicher Einsatz für die Entfaltung der guten Kräfte im Menschen als Träger positiver gesellschaftlicher Veränderungen fand darin eine Bestätigung.

Dr.-Fritz-Landenberger-Stiftung

Obwohl er öffentliche Ehrungen prinzipiell ablehnte, akzeptierte er doch eine Auszeichnung der Stadt Esslingen, die ihn 1977 zu seinem 85. Geburtstag mit der Ehrenplakette der Stadt und einer Straßenbenennung ehrte. Als Dr. Fritz Landenberger am 5. April 1978 starb, hinterließ er jeweils die Hälfte seines beträchtlichen Vermögens den beiden Städten seines Wirkens, Schramberg und Esslingen. Die testamentarische Verfügung, mit einem Teil seines Vermögens *kulturelle, traditionsfördernde Zwecke zu unterstützen*, wurde 1982 mit der Dr.-Fritz-Landenberger-Stiftung der Stadt Esslingen erfüllt. Sie verleiht auch den Dr.-Fritz-Landenberger-Preis für Stadtgeschichtsforschung in Erinnerung an einen *der vorbildlichsten Bürger, die Esslingen in dieser Jahrhundertmitte gehabt hat*.⁵

Anmerkungen

Die Landenberger-Zitate sind dem Nachlaß Dr. Fritz Landenbergers im Stadtarchiv Esslingen entnommen.

- 1 Zum Begriff der Resistenz siehe Martin Broszat: Zur Sozialgeschichte des deutschen Widerstands. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte (3/1986), S. 300
- 2 Originalschreiben im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Nachlaß F. Landenberger Q 1/17, Faszikel 32
- 3 Esslinger Zeitung (= EZ) 2. Mai 1945
- 4 Stadtarchiv Esslingen, Gemeinderatsprotokoll vom 11. 8. 1948
- 5 Otto Borst: Wo Einsicht und Zivilcourage beieinander sind. Nachruf auf Dr. Landenberger. In: EZ 8./9. April 1978, S. 3

Der «Steinerne Geschichtsgarten» auf dem Kreuzer in Horb-Hohenberg

Heinz Schmid

Die Geschichte des ersten sichergestellten Steines im Horber Geschichtsgarten reicht in das Jahr 1962 zurück. Anlässlich einer Vermessung im Zuge der Katasterfortführung durch das Staatliche Vermessungsamt Horb an der Gemarkungsgrenze Horb-Altheim beim sogenannten Ochsenweg, dem früheren Fußweg von Horb nach Altheim, kam es zu einer Entdeckung. In einer Mulde mit viel angeschwemmtem Boden stießen die Meßgehilfen beim Graben in einer Tiefe von ca. 50 cm auf einen Sandstein mit breitem Kopf. Die Fundstelle lag neben dem damaligen Gemeindegrenzstein Horb-Altheim. Es muß sich um einen Beistein gehandelt haben, der sich nach dem Ausgraben als eine Flurdenkmal-Rarität entpuppte.

Die eine Seite zeigt einen Kelch mit der Jahreszahl 1746, der römischen Zahl CXXIX = 129 und ein H für Horb. Auf der anderen Seite ist das Johanniterkreuz mit der Jahreszahl 1746, einem römischen V und einem A für Altheim zu sehen. Der Eigentumsanspruch der damaligen Zeit kann mit dem Kelch auf

das Chorherrenstift zum Heiligkreuz in Horb a. N. und mit dem Johanniterkreuz auf die Johanniterkommende in Rexingen zurückgeführt werden.

Zu diesem durch Zufall entdeckten Kleindenkmal gesellten sich im Laufe der Jahre weitere Exemplare, die bei Tiefbauarbeiten gerettet werden konnten oder irgendwo herumlagen. Damit diese sichergestellten Grenzsteine nicht gestohlen werden konnten, wurden sie im Wasserturm der Stadt Horb a. N. auf dem Hohenberg eingelagert. Im Jahre 1978 beschloß der Horber Gemeinderat, der Wasserturm solle zu einem Jugendzentrum umgebaut werden. Die eingelagerten Grenzsteine mußten wegen der beginnenden Umbauarbeiten vorübergehend ins Staatliche Vermessungsamt verlagert werden.

Zu diesem Zeitpunkt entstand der Gedanke, diese alten Flurdenkmale sollten an geeigneter Stelle aufgestellt und so der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden. Ein schriftlicher Antrag an die Stadt Horb am Neckar mit entsprechenden Vorschlägen wurde gestellt. Am 4. Oktober 1978 be-



Grenzstein von 1746 zwischen dem Besitz der Johanniterkommende Rexingen und des Chorherrenstifts in Horb a. N.



Stumme und doch aussagekräftige Zeugen der Vergangenheit: Blick auf den «Steinernen Geschichtsgarten» auf dem Kreuzer in Horb-Hohenberg.

schloß der Gemeinderat der Stadt Horb die Anlegung eines «Steinernen Geschichtsgartens» auf dem Kreuzer im Ortsteil Hohenberg. Die Außenstelle Horb des Staatlichen Vermessungsamts Freudenstadt wurde mit der Verwirklichung des Vorhabens beauftragt. Ende März 1979 war es dann soweit. Da für den «Steinernen Geschichtsgarten» fünf Abschnitte oder Felder vorgesehen waren, begann das Setzen der ersten Grenzsteine an der Umfassungsmauer des Kasinos der Ypern-Kaserne Horb. Dazu wurde ein Hinweisschild aufgestellt mit der Inschrift: *Hier entsteht ein Steinerne Geschichtsgarten der Stadt Horb a. N.*

An der vordersten Kante der ebenen Kreuzerbergfläche steht ein schlichtes Holzkreuz, das weithin sichtbar ist. Dem Besucher und Wanderer bietet sich hier ein herrlicher Blick auf die Stadt Horb und ins Neckartal. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts stand auf dem Kreuzer oder Kapellenberg eine Heiligkreuzkapelle. Das an den Kreuzer anschließende Gewann hatte vor seiner Bebauung den Namen Galgenfeld. Das deutet darauf hin, daß hier in früheren Zeiten Todesurteile durch Erhängen vollstreckt wurden. In der Zwischenzeit ist der «Steinerne Geschichtsgarten» der Stadt Horb auf ca. 30 Grenz- und Vermessungssteine angewachsen. Da in aller nächster Nähe von Horb früher das alte Württem-

berg durch den hohenzollerischen Korridor getrennt war, haben sich auf dem Kreuzer viele ehemalige Landesgrenzsteine angesammelt. Der schönste und mächtigste davon steht rechts neben der Hinweistafel; er mußte wegen seines Gewichts mit einem Kranwagen transportiert werden. Dieser Landesgrenzstein trennte die ehemals hohenzollerische Gemeinde Dettensee und die württembergische Gemeinde Ahldorf. Er stand an der Straße Nordstetten-Mühringen und zeigt das hohenzollerische und württembergische Wappen, jeweils mit der zugehörigen Krone. Vermutlich hat ein «Kleindenkmalschänder» versucht, das württembergische Wappen mit Hammer und Meißel abzuspalten. Aber der Sandstein brach schräg aus, so daß nur die Krone leicht beschädigt wurde.

Ein gut erhaltenes Exemplar dieser Art mit der Jahreszahl 1842 hat eine dreieckige Form. Es handelt sich aber nicht um einen sogenannten «Dreimärker», an dem drei Gemarkungen aneinander stoßen, sondern ein spitzwinkliger Grenzverlauf war die Ursache für die Gestaltung des Steins. Außer den Namen der ehemaligen Gemeinden Betra in Hohenzollern und Horb in Württemberg sind wiederum das hohenzollerische und württembergische Wappen jeweils mit Krone sowie die Grenzsteinnummern zu sehen. Wegen einer Straßenverbreiterung mußte



Dieser dreiseitige Stein von 1842 mußte dem Straßenbau weichen: Zwei Seiten zeigen das württembergische Wappen, den Namen Horb und Grenzsteinnummer, die dritte Seite (unten rechts) verzeichnet Betra und das hohenzollerische Wappen.



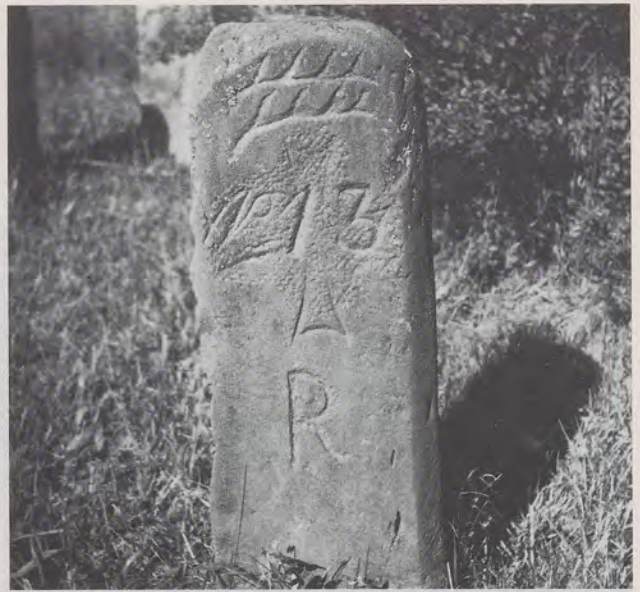
dieser ehemalige Landesgrenzstein von seinem Standort entfernt und sichergestellt werden.

Ein echter «Dreimärker» hingegen ist der ehemalige Landesgrenzstein Nr. 11 9012. An diesem Punkt kamen die ehemaligen Gemeindegrenzen von Dießen und Dettingen (Hohenzollern) sowie von Rexingen (früher Johanniterkommende, später Württemberg) zusammen. Das Lagerbuch von 1665 beschreibt: *Der erste Stein ist ein dreieckiger Stein, einerseits mit den beiden Wappen Dettingen und Neuneck, am anderen Ort Wernau und am dritten Ort mit einem Johanniterkreuz bezeichnet. Dieser steht auf dem Trauf und scheidet die drei Zwing und Bann, als Dießen, Rexingen und Dettingen.*

Das Besondere an diesem «Dreimärker» ist, daß die Rexinger Seite zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als Rexingen zu Württemberg kam, nachgearbeitet wurde. Das Johanniterkreuz erfuhr eine Überstokung und wurde dadurch teilweise unsichtbar gemacht. Neu eingemeißelt in den Sandstein wurde die Nr. 13 und darüber zwei Hirschhornstangen. Bei ehemaligen Landesgrenzsteinen kommen nicht nur das hohenzollerische und württembergische Wappen vor. Wenn Grundstücke von Herrschaften, vom Adel, von kirchlichen Einrichtungen und Klöstern an der früheren Landesgrenze lagen, dann kann der Stein auch weitere Wappen und Zeichen aufweisen. Beispiele dafür sind die beiden ehemaligen Landesgrenzsteine zwischen den ehemaligen Gemeinden Ihlingen und Dettingen. Zu dem hohenzollerischen Wappen kommt das Wappen der

Gemeinde Dettingen hinzu. Auf der Ihlinger Seite ist eine Taube als Symbol des Heiligen Geistes zu sehen, d. h. die angrenzenden Grundstücke gehörten oder gehören heute noch dem Horber Spital zum Heiligen Geist, einer Stiftung, heute Kirchen- und Hospitalpflege Horb a. N. Einer der Steine wurde später mit dem Einmeißeln von zwei Hirschhornstangen unterhalb der Taube nachgearbeitet. Ihlingen gehörte über 300 Jahre lang zu Vorderösterreich und kam 1806 zu Württemberg.





Ein «Dreimärker», ein dreiseitiger Stein am Schnittpunkt dreier Gemarkungen. Links: Wappen der Herren von Dettingen und von Neuneck, rechts: das Johanniterkreuz überlagert von Nr. 13 und den württembergischen Hirschstangen. Unten links: Taube als Zeichen des Horber Spitals zum Heiligen Geist.

Eine weitere Gruppe des «Steinernen Geschichtsgartens» bilden die ehemaligen Gemeindegrenzsteine. Auch hier sind vielfach Wappen und Zeichen der angrenzenden Eigentümer eingehauen. Der älteste Grenzstein dieser Art mit der Jahreszahl 1564 stammt aus der jetzigen Gemeinde Waldachtal und markierte einst die Gemeindegrenze zwischen Vesperweiler und Oberwaldach. Der Grenzstein zeigt auf Vesperweiler Seite einen Hirtenstab. Das Hirschhorn über der Jahreszahl dürfte wohl später eingemeißelt worden sein. Das angrenzende Grundstück mußte dem Kloster Reichenbach gehört haben, das zwischen Horb und Freudenstadt sehr viel Streubesitz durch Schenkungen besaß. Zur Ver-

waltung dieses Eigentums war in Horb ein Schaffner eingesetzt. Die konstanzer-reichenbacher Schaffnerei war später in einem Gebäude an der Stelle des jetzigen Fruchtkastens untergebracht. Auf der Oberwaldacherseite ist unter der Jahreszahl 1564 das Wappen der Herren von Neuneck – Stern und Querbalken – zu sehen. Die Abkürzung OW = Oberwaldach und die Zahl 20 als Grenzsteinnummer wurden später eingemeißelt.

Die Landes- und Ortsherren, die Grafen, Ritter sowie auch Kirchen und Klöster besaßen meistens umfangreiche Waldungen. Zum gegenseitigen Abgrenzen dieses Eigentums wurden Waldgrenzsteine gesetzt mit Hinweisen auf den Eigentümer. Ein Beispiel dieser Art ist ein Stein der Gemarkung Ihlingen aus dem Jahre 1705. Er zeigt auf der einen Seite eine Taube (Heiliger Geist), die auf das Horber Spital als Grundbesitzer hinweist. Daran angrenzend hatte die Rexinger Johanniterkommende einen Wald. Die Rückseite des Steins zeigt deshalb ein Johanniterkreuz.

In alten Akten ist viel von Zins, Gült und Zehnten zu lesen. Es handelt sich hier um jährliche Abgaben der Bauern an den Grundherrn, die sowohl in Geld (Zins) als auch in Naturalien (Gült, Zehnten) erfolgen konnten. Um die Ablieferung des Zehnten ordnungsgemäß errechnen zu können, wurden sogenannte Zehntgrenzen festgelegt. Diese Grenzen waren auch in der Örtlichkeit mit Zehntsteinen gekennzeichnet. Ein Exemplar dieser Art stammt aus dem Jahre 1718 und stand auf der Gemarkung Salzstetten. Unter der Jahreszahl ist eine Hirschhornstange eingemeißelt.



Das Fischrecht hat bei Gewässern schon immer eine wichtige Rolle gespielt und ist auch heute noch von Bedeutung. Damit es keine Streitigkeiten geben sollte, wurden sogenannte «Fischwassersteine» aufgestellt. Das Fischrecht im Neckartal entlang der Stadt Horb a. N. begann zehn Schritte unterhalb des ehemaligen Gaisstegs beim noch vorhandenen Gaistor. Es erstreckte sich bis ungefähr hundert Schritte unterhalb der früheren Lohmühle, später Papierfabrik, die 1874 abgebrochen wurde. Dieses Fischrecht gehörte dem Freiherrn von Landsee und beinhaltete außer dem Recht zur Fischerei auch das Recht zum Bezug eines tannenen Brettes und von dreißig Kreuzern von jedem Floß, das den Neckar passierte. Im Jahre 1898 wurde dieses Fischrecht an den Staat verkauft. Da auch das Fischrecht neckarabwärts dem Land Baden-Württemberg gehört, hat diese Fischgrenze keine Bedeutung mehr. Außerdem fand in der Zwischenzeit durch eine Flußkorrektur eine Verlegung des Neckars von der linken auf die rechte Talseite statt.

Mit Genehmigung des Staatlichen Forstamts Horb a. N. wurde dieser Fischstein deshalb im Frühjahr 1980 in den «Steinernen Geschichtsgarten» versetzt. Der Stein hat eine Dreiecksform. Auf der einen Seite ist ein schönes Wappen zu sehen, dessen Bedeutung und Zuordnung noch nicht geklärt ist. Darunter ist Horb eingemeißelt, die Zahl 166 in römischen Zahlen sowie die Jahreszahl 1746. Die andere Seite zeigt ein Wappen mit einem Fisch, darunter die Buchstaben Sp und H und die Jahreszahl 1881.

Wenn bei der Landesvermessung, die in Württemberg von 1818 bis 1840 durchgeführt wurde, bereits Grenzsteine vorhanden waren, kam es vor, daß nochmals ein Grenzstein gesetzt wurde, also eine sogenannte «Doppelabmarkung» entstand. Die älteren Steine wurden sozusagen zum «Beistein» degradiert. Ein Beistein dieser Art stammt aus der jetzigen Gemeinde Waldachtal. Der noch geltende Grenzstein trennte einst die Gemeinden Cresbach und Oberwaldach und bildet jetzt die Flurgrenze. Mit der Jahreszahl 1564 gehört dieser Beistein zu den ältesten Grenzsteinen des «Steinernen Geschichtsgartens» Horb-Hohenberg. Die eine Seite zeigt ein N = Herren von Neuneck, die Jahreszahl 1564 und das Wappen der Herren von Neuneck gegen Oberwaldach zu. Auf der Gegenseite ist über der Jahreszahl ein B = Baden und unter der Jahreszahl das badische Wappen zu sehen. Der angrenzende Wald hat früher dem Markgrafen Karl von Baden gehört. Im Jahre 1578 fand ein Prozeß statt zwischen den Herren von Neuneck und dem Markgrafen Karl von Baden wegen Grenz-, Forst- und Jagdstreitigkeiten; Karte und Akten befinden sich



Grenzsteine zwischen Gemeinden: einer von 1564 mit Stab und späterer Hirschstange bei Vesperweiler, Gemeinde Waldachtal. Unten: Salzstetten 1718.

im Hauptstaatsarchiv Stuttgart Bestand-Nr. C 3 N 1083.

Unter all diesen geschichtsträchtigen Kleindenkmälern des «Steinernen Geschichtsgartens» stehen auch zwei Grenzsteine, deren ehemaliger Standort und deren Wappen und Zeichen nicht bekannt sind. Der eine kommt aus dem Horber Ortsteil Dettensee und wurde in einem Schuppen gefunden. Der andere Stein stammt von der Gemarkung Horb. Mit ihm ist eine Geschichte besonderer Art verbunden. Der Stein lag mehrere Jahrzehnte in einem Winkel in der Wintergasse und war durch gelagertes Bau- und Eisenmaterial der Stadt nicht sichtbar. Als der Bau-





Gemarkung Ihlingen, 1705: Mit Kreide nachgezeichnete Taube des Horber Spitals zum Heiligen Geist.
Unten: Fischwasserstein von 1746 und 1881.



hof eines Tages den Winkel freimachte, passierte Folgendes: Ein Anlieger, der nachts altershalber nicht mehr so gut schlafen konnte, schaute an der Rückseite seines Gebäudes zum Fenster hinaus. Plötzlich sah er in der Wintergasse einige Gestalten, die versuchten, den Grenzstein zu stehlen. Er brüllte zum Fenster hinaus, und sie verschwanden.

Zwei Tage später wiederholte sich dieser nächtliche Spuk nochmals, und der Stein wurde wieder zurückgelassen. Als der nächtliche Luftschnapper in der gleichen Woche wieder einmal zum Fenster hinausschaute, traute er seinen Augen nicht. Der Grenzstein wurde mit einem Leiterwägelchen die Wintergasse hinauftransportiert. Er ging sofort zum Telefon und benachrichtigte die Polizei. Als der Streifenwagen am oberen Marktplatz ankam, versuchten die Kleindenkmalräuber gerade, den Stein vom Leiterwagen in ein Auto umzuladen. Als sie merkten, daß die Polizei im Anzug war, ließen sie Leiterwagen und Grenzstein liegen und verschwanden fluchtartig mit dem Auto. Der Stein wurde von der Polizei sichergestellt und steht heute im «Steinernen Geschichtsgarten» dank eines aufmerksamen Horber Bürgers.

Es bleibt zu hoffen, daß künftig wieder mehr auf alte Grenzsteine geachtet und bei Tiefbauarbeiten wieder mehr Sorge dafür getragen wird, daß Klein-



B = Markgraf von Baden 1564, Grenzstein zwischen Cresbach und Oberwaldach. Nach der württembergischen Landesvermessung als «Beistein» stehengeblieben.

denkmale dieser Art vorher sichergestellt und geborgen werden. Der «Steinerne Geschichtsgarten» der Stadt Horb a. N. ist noch erweiterungsfähig. Besser ist es jedoch, wenn die alten Grenzsteine an Ort und Stelle erhalten bleiben und man sie dort belassen kann, wo sie Jahrhunderte überdauert haben. Der «Steinerne Geschichtsgarten» Horb soll die Besucher und Betrachter daran erinnern, wie wichtig es ist, diese Zeugen der Vergangenheit zu erhalten. Er soll auch dazu beitragen, der mutwilligen und fahrlässigen Zerstörung der Grenzsteine in Wald und Flur Einhalt zu gebieten.

Ein Freilichtmuseum im Aufbau Beuren im Landkreis Esslingen

Ulrich Eisele-Staib

In den letzten Jahren wurde – mit zunehmender Deutlichkeit – fachwissenschaftliche Kritik an den sogenannten Freilichtmuseen geübt. Da war von einer Gefahr der *Folklorisierung, Funktionalisierung, Kommerzialisierung und Indiennahme für politische und gesellschaftliche Sehnsüchte, Defizite, Wünsche*¹ die Rede, oder es wurde vor einer *eigendynamischen Verlebendigung* gewarnt, der die Freilichtmuseen angeblich als *Spielplätze für attraktive Unterhaltung* erliegen². Eine solche Kritik mag zumindest der-/demjenigen verständlich erscheinen, die/der einmal probeweise, quasi in einem Gedankenexperiment, Freilichtmuseums-Definitionen mit der vorfindbaren Wirklichkeit solcher Einrichtungen vergleicht: *Freilichtmuseen sind wissenschaftlich geplante und geführte oder unter wissenschaftlicher Aufsicht stehende Sammlungen ganzheitlich dargestellter Siedlungs-, Bau-, Wohn- und Wirtschaftsformen unter freiem Himmel und in einem zum Museumsgelände erklärten Teil der Landschaft*, heißt es beispielsweise in der Definition des ICOM, International Council of Museums, also der Dachorganisation der nationalen Museumsverbände. Und weiter: *Ihre Aufgabe darf aber nicht der materielle Profit sein oder die Förderung von Interessen, die nicht unmittelbar Aufgaben des Museums sind*³.

Freilichtmuseen: Ort für Freizeitaktivitäten oder ganzheitliche Dokumentation vergangener Lebensformen?

Unmittelbare Aufgabe der Freilichtmuseen sollte in den Anfängen die *Rettung guter Beispiele alter Haustypen* sein, wie dies Walter Kittel, der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, 1963 in einem Antrag an die Landesregierung formulierte. Nachdem in Skandinavien bereits Ende des letzten Jahrhunderts, in den nördlichen deutschen Bundesländern in den 1930er und dann wieder seit den 1950er Jahren solche Einrichtungen geschaffen worden waren, kam schließlich in den 70ern auch in Baden-Württemberg die Diskussion darüber in Gang. Neben dem *konservatorischen* wurde den Freilichtmuseen zunehmend auch ein *volkspädagogischer* beziehungsweise *kulturpolitischer Auftrag* zugemessen. Freilichtmuseen sollten *erfreuen, aber auch belehren und zum Nachdenken anregen, (...) lebendigen Anschauungsunterricht vermitteln und zerrissene und verlorengegangene Zusammenhänge zwischen gestern und heute neu herstellen*⁴. Die identitätsstiftende Funktion solcher Einrichtungen war also durchaus beabsichtigt,

auch bei den jüngeren Fachkolleginnen und Fachkollegen, allerdings nicht im Sinne eines Ortes für «rückwärtsgerichtete Tagträume». Als verbindlich für das Verständnis der Museumsmacher dürfte auch heute noch eines der «essentials» des ICOM-Präsidenten und Handbuch-Verfassers zu Freilichtmuseen, Adelhart Zippelius, gelten, daß nämlich *Freilichtmuseen nichts anderes als eine sehr nüchterne, ganzheitliche Dokumentation vergangener kultureller und sozialer Lebensformen* sind.

Setzt man dagegen jene Erfahrungen, die Heinrich Mehl, der erste Leiter des Hohenloher Freilandmuseums Schwäbisch Hall/Wackershofen jüngst preisgab⁵, so sind Zweifel an den vorhin zitierten Definitionen, zumindest an ihrer Wirksamkeit, angebracht. Der Alltag in den Freilichtmuseen sehe – verkürzt – wie folgt aus: Dienstag Frühschoppen, Mittwoch Jahrmarkt, Donnerstag Bauernhochzeit, Samstag Brotbacken mit dem Lion's Club und am Montag beheben Handwerker die Schäden vom Wochenende. Vom Anspruch der Wissenschaftlichkeit und Non-Kommerzialität scheint im Museumsalltag, der irgendwo zwischen Freizeit-Animation und *nostalgischer Kulisse für Empfänge und Verkaufsstrategien der Firmen* stattfindet, wenig übrig geblieben zu sein.

So kann sich denn – etwas zugespitzt – der Eindruck einstellen, die in den Freilichtmuseen beschäftigten Wissenschaftler dienten allenfalls der Herstellung eines legitimatorischen Scheins, damit dort ruhigen Gewissens und nach Herzenslust – warum auch nicht? – gefestet, Brot gebacken und geschuhplattelt werden kann. Zutreffend erweist sich hier jener Begriff des *politischen Folklorismus*, den Hermann Bausinger einmal als *kompliziertes Zusammenspiel zwischen zunächst unpolitisch verstandenen Darbietungen und beigeordneter politischer Agitation* bezeichnet hat. Gerade der Schein des Nichtverwalteten, des Ursprünglichen, Spontanen, Gewachsenen, der den als *folkloristisch* bezeichneten Phänomenen anhängt, mache ihre Wirksamkeit aus⁶.

Unter diesen Umständen ist die Forderung nach dem Ausstieg der Wissenschaftler aus dem Freilichtmuseums-Betrieb nur konsequent. Für wissenschaftliche Zwecke würde es ja genügen, die alten Wohn- und Arbeitsstätten samt Mobiliar auf Bild-, Ton- und Schriftträgern zu speichern, damit sie in Ruhe studiert werden könnten, und ansonsten Streuobstwiesen Streuobstwiesen sein zu lassen. Wenn dennoch der Versuch unternommen wird,

das Medium «Freilichtmuseum» als Instrument der «Volksbildung» zu nutzen, wie das bereits angedeutet wurde, so kann es zumindest nicht schaden, weitaus höhere Ansprüche an die wissenschaftliche Ernsthaftigkeit eines solchen Unternehmens zu stellen, als dies bisher geschehen ist. In einer Verlängerung dieses Gedankens kann es weiterhin nicht schaden, auch den Aufbau eines Freilichtmuseums schon kritisch reflektierend zu begleiten.

Beuren – das sechste regionale Freilichtmuseum für Filder, Neckartal, Schurwald und Alb

Beuren, zwischen Lenninger und Neuffener Tal im Landkreis Esslingen gelegen, ist der vorletzte, der sechste Standort für ein regionales Freilichtmuseum in Baden-Württemberg. Weil sich die Diskussion über den Aufbau eines zentralen Museums in Baden-Württemberg so zäh gestaltete, entstanden in den frühen 70er Jahren, z. T. in Privatinitiative, eine Reihe lokaler Einrichtungen – Gutach, Kürnbach, Wolfegg – die, als Ende der 70er Jahre die Diskussion erneut auflebte, kurzerhand zu einem flächen-deckenden Plan (v)erklärt wurden. Für sechs, mittlerweile sieben Regionen des Landes sollte jeweils ein regionales Freilichtmuseum geschaffen werden. Der Plan leistete einer Art Versorgungsdenken Vorschub, wie es auch im Konzeptions-Entwurf des Landkreises Esslingen zum Ausdruck kommt: *Das regionale Freilichtmuseum des Landkreises Esslingen hat die Gebiete Neckartal, Filder, Schurwald und Schwäbische Alb (ohne Heuberg) zu versorgen*⁷. Überlegungen zu einem in wissenschaftlicher Hinsicht möglicherweise besser ausgestatteten zentralen Freilichtmuseum des Landes blieben auf der Strecke.

Nach Auskunft des zuständigen Leiters beim Landratsamt Esslingen, Günther Aspacher, wurde die Aufgabe, ein regionales Freilichtmuseum aufzubauen, an den Kreis vom Land herangetragen, der eben mitten in jener noch freilichtmuseumsfreien Zone lag, dem weißen Fleck auf der Karte der Museumsplaner sozusagen. Versuche, die benachbarten Kreise Böblingen, Ludwigsburg, Rems-Murr, Göppingen, Reutlingen und Tübingen zu beteiligen, schlugen fehl.

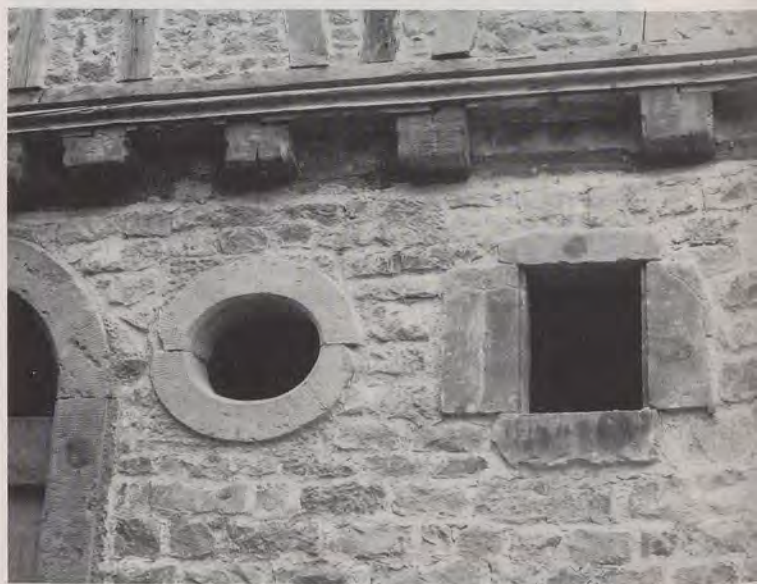
Bis 1980 erstellten die Kulturwissenschaftlerinnen Christel Köhle-Hezinger und Karin Hebel im Auftrag des Landkreises eine Studie mit konzeptionellen und organisatorischen Vorüberlegungen⁸. Darin wurden regionale und soziale Spezifiken dargestellt und Haus-Typen, die zur Übernahme in ein Freilichtmuseum geeignet sind, benannt. Die Autorinnen entwarfen ein Szenario für drei verschiedene «Haus-Landschaften» – Neckar-Filder, Alb und

Waldland – und entwickelten Anforderungsprofile für mögliche Standorte. Überlegungen für die Realisierung, den Personalbedarf, die Publikationsmittel und den wissenschaftlichen Ausbau der Einrichtung kamen hinzu.

Ein solides Vorgehen, so stellt es sich dar, und wissenschaftlich ohnehin. Doch *ein Freilichtmuseum (...) ist ein betriebswirtschaftlich organisiertes Unternehmen*, hatten schon Köhle-Hezinger/Hebel in ihrer Studie festgestellt, und für ein solches müssen Betriebsmittel vorhanden sein. Die fehlten, und so kam es mit der Rezession Anfang der 80er Jahre *angesichts der (...) angespannten Haushaltslage*, wie es im Konzept-Entwurf des Landkreises heißt, zu einem Aufbau-Stopp. Die zuständigen Gremien blockierten die weitere Realisierung des Projekts⁹. In einem erneuten Anlauf beschloß dann 1985 der Esslinger Kreisrat, ein regionales Freilichtmuseum in Beuren aufzubauen.

Die ersten Gebäude werden in Beuren aufgebaut – Das Museum als Teil eines Tourismus-Konzepts?

Wenn man heute durch Beuren hindurch die Hauptstraße in Richtung Owen weiterfährt, sieht man kurz hinter dem Ortsausgang, links unten im Tal, zwischen Kühen und Kirschbäumen, die ersten drei Gebäude des zukünftigen Freilichtmuseums. Eigentlich sind es vier, aber eines davon, ein beinahe quadratisch gemauertes Backhaus mit Zeltdach aus Filderstadt-Sielmingen von 1750, ist so versteckt in der Senke, daß es von der Straße aus nicht zu sehen ist. Ein Bach läuft unter dem Bauwerk durch, und diese Lage entspricht dem ursprünglichen Standort, denn auch in Sielmingen war das Backhaus über einem fließenden Gewässer errichtet.





Freilandmuseum Beuren, Blick auf die Schlegel-Scheuer und den Hof Mannsperger/Wyrich aus Tamm.
Seite 238: Hof Mannsperger/Wyrich, Fenster, Ausschuß von Ludwigsburger Schloßbau.

Kommt man näher, so fällt der Blick auf einen mächtigen Bau mit gemauertem Erdgeschoß und Gewölbe, das zukünftige Eingangsgebäude des Freilichtmuseums Beuren. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, was denn ein «Schloß» hier zu suchen habe, denn an ein solches lassen Größe, Fensterleibungen und andere Stilmerkmale denken. Überlieferungen, daß das auf das Jahr 1726 datierte Gebäude aus Tamm, Kreis Ludwigsburg, dem württembergischen Herzog als Absteige für amouröse Abenteuer gedient habe, ließen sich nicht belegen. Fest steht nur, daß der Erbauer, der Metzger, Ratsverwandte, Ochsenwirt und Bürgermeister Johann Georg Mannsperger (1682–1746) ein wohlhabender Mann gewesen sein muß. Als Steinbruch-Besitzer, der auch Steine für den Ludwigsburger Schloßbau lieferte, hat er vielleicht die nicht verwertbaren Stücke, den «Ausschuß», in dieses Gebäude vermauern lassen, wie Sigrid Philipps, die Leiterin der am Aufbau beteiligten kulturwissenschaftlichen Forschungsgruppe, vermutet.

Gleich daneben recken sich – noch nackt und bloß – die Ständer der sogenannten «Schlegel-Scheuer»

in die Luft, eines Firstsäulenbaus aus dem Jahr 1448/49. Die Scheuer ist in der Konzeption als Ausstellungsraum vorgesehen. Neben an im «Doster-Hof» aus Beuren (1525) werden gerade die «Fächer» mit «gesticktem» Mauerwerk aufgefüllt: Auf eine Unterkonstruktion aus Haselnußgeflecht kommt eine Mischung aus Lehm und Häcksel oder Stroh.

Über die Motive der Gemeinde Beuren, das Freilichtmuseum auf ihre Markung zu bekommen, gibt ein «Rückzieher» des Gemeinderats vom 21. Juni 1985 Aufschluß. Da wird nämlich die ursprünglich favorisierte Lösung, das Freilichtmuseum direkt an ein bereits bestehendes Thermalbad einzubinden, aufgegeben, diese Fläche solle künftig als «Kurpark» genutzt werden¹⁰. Man darf also nicht ganz zu Unrecht annehmen, daß Erwägungen, das schon bestehende Thermalbad durch eine weitere Besucher-Attraktion am Ort aufzuwerten und Bad und Museum zu einer Art Freizeitpark zu verschmelzen, bei der Bewerbung der Gemeinde als Standort für das Freilichtmuseum Pate gestanden haben. In die gleiche Richtung weist auch eine 1989 im Auftrag der Gemeinde Beuren und des Landkreises Esslin-

gen erstellte Studie einer Freizeit-Unternehmens-Beratung, in der die Integration des Beurener Freilichtmuseums in ein Tourismus-Konzept erwogen wird. Die darin aufgestellten Vorschläge sollen jedoch nach Angaben des zuständigen Leiters im Landratsamt nicht aufgegriffen werden¹¹.

Weil bereits gute Verkehrsanschlüsse vorhanden waren und weil die topografischen und landschaftlichen Gegebenheiten alle Forderungen erfüllten, wurde schließlich in Beuren das Gebiet «Herbstwiesen» von der Expertenkommission ausgewählt, obwohl es sich in einem Landschaftsschutzgebiet befindet. Der beteiligte Naturschutzbeauftragte erachtete die Unterbringung des geplanten Freilichtmuseums hier aus Gründen des Landschaftsschutzes nicht für problematisch¹².

Der Landkreis Esslingen trägt die finanzielle Last, das Land fördert die Aufbauphase

Für den Aufbau des Beurener Museums stehen jährlich 620 000 Mark im Etat des Landkreises¹³. Zusammen mit den Fördermitteln des Landes – das Land fördert sämtliche Abbau- und Aufbaumaßnahmen mit 75% – macht das immerhin etwa 2,5 Mio. Mark, die in der ersten Phase für die wissenschaftliche Erforschung, Dokumentation und die Umsetzung von Gebäuden ausgegeben werden können. Das ist nicht unbedingt üppig, aber die Freilichtmuseen des Landes konkurrieren eben mit 15 000 weiteren Haushaltstiteln um mehr Stellen und Haushaltsmittel, wie Ralf Jandl vom Ministerium für Wissenschaft und Kunst in Baden-Württemberg jüngst um Verständnis für «Sachzwänge» warb¹⁴.

Nicht enthalten in den Landesfördermitteln sind Erschließungskosten wie Straßen, Parkplätze, etc., diese müssen von Kreis und Gemeinde allein getragen werden. Bezuschußt werden dagegen Einrichtungsgegenstände, sofern es sich um komplette Sammlungen oder Inventare handelt. Die Anschaffung von einzelnen Gegenständen wird nicht gefördert.

Sechzehn Gebäude sind schon für den Aufbau des Beurener Freilichtmuseums vorhanden, die meisten davon eingelagert. Bis April 1993 soll ein Teil der ersten Baugruppe – Neckar-Filder – mit etwa zwölf Gebäuden eröffnet werden. Weiter oben am Hang unter dem Beurener Fels, rechts der Verbindungsstraße nach Owen, entsteht zeitlich versetzt die Baugruppe «Alb». Auf die «Waldland»-Gruppe, wie sie im ursprünglichen Maximal-Konzept von Köhler-Hezinger/Hebel vorgesehen war, will man dagegen verzichten.

Mit der Umsetzung der Häuser sind örtliche Hand-

werksunternehmen beauftragt. Fachlich wird der Landkreis Esslingen von zwei Unternehmen auf der Basis von Werkverträgen beraten, einem bauhistorischen Ingenieur-Büro und einer kultur- und sachgeschichtlichen Forschungsgruppe. Zeichnen sich in der jetzigen Phase des Aufbaus schon widerstreitende Interessen ab zwischen einem auf Attraktivität und Freizeitspaß angelegten «Betrieb» der Einrichtung auf der einen und wissenschaftlichen Forschungs-, Dokumentations- und Vermittlungs-Ansprüchen auf der anderen Seite?

Günther Aspacher vom Landratsamt Esslingen verneint die Frage. Er hält allerdings eine künftige Überfrachtung mit allerlei Aktivitäten für fragwürdig. Die Holzterrasse im «Doster-Hof», kommt ihm dazu ein praktisches Beispiel in den Sinn, die in den ersten Stock führt und von den dort wohnenden Familien etwa 200 Jahre lang – einmal morgens, einmal abends – benutzt wurde, könnte unter dem täglichen Ansturm mehrerer hundert Besucher rasch abgenutzt oder gar ruiniert werden.

In der Tat stellt der massive Besucherandrang die Freilichtmuseen vor kaum lösbare konservatorische Probleme, von denen ja schon einleitend die Rede war. In der jetzigen Aufbauphase aktueller und auf eine andere Art gravierend sind für Sigrid Philipps Probleme der «Stimmigkeit» der jeweiligen hausgeschichtlichen Dokumentation. Daß beispielsweise ein Gebäude aus dem 17. Jahrhundert im Inneren kein wildes Sammelsurium von (Einrichtungs-)Gegenständen aus mehreren Jahrhunderten aufweisen sollte. Während nämlich bisher der geschichtlichen Authentizität der rekonstruierten Bauwerke in der Regel gebührende Aufmerksamkeit gewidmet wurde, ist dies für die Einrichtung und darüber hinaus für die Lebensweisen, die mit dem Bau verknüpft waren, durchaus noch nicht selbstverständlich. Wir wollen nicht die «Außenhaut» aus dem 16. Jahrhundert und innen 19. Jahrhundert, keinen solchen «Brei». Wir lassen eher Räume leer und machen Tonbildschauen über die Zeit, als einen «Glattstrich» über mehrere Jahrhunderte. Unsere Devise ist, daß «Museum Sehschule für draußen» ist, so Sigrid Philipps. Für Beuren schwebt ihr vor, daß daraus langfristig ein Museum entsteht, das Wohnweisen vom späten Mittelalter bis ins Industriezeitalter dokumentiert¹⁵.

Wissenschaftler erforschen die Haus-Biografien und sichern die Einheit von Bau und Ausstattung

Um dieses Ziel zu verwirklichen, rücken die Kulturgeschichtler der «Forschungsgruppe Kultur und Sachgut» (Fokus) ihrem Gegenstand in der Tat mit einem imposanten wissenschaftlichen Apparat zu

Das Beurener Freilandmuseum entsteht originalgetreu. Im Fachwerk werden die Fächer ausgefüllt: «gestickte» Wand im Doster-Hof.



Schlußstein vom Eingang zum Kellergewölbe beim Hof Mannsperger/Wyrich mit einem Wappen. Für die Rekonstruktion mußte vor dem Abbau jeder Stein des Gewölbes nummeriert werden.



Zweiter Aufbau der Schlegel-Scheuer: altes Handwerk und moderne Technik begegnen sich mit dem Ziel, Zeugen der bauerlichen Vergangenheit zu bewahren.





Beuren: Unter dem Backhaus aus Sielmingen fließt der Bach durch.

Leibe. Mehrere Dutzend Aktenordner füllen bereits die Nachforschungen des vierköpfigen Teams, und um der Datenfülle und Komplexität des Unternehmens gerecht werden zu können, wurde eigens ein Computerprogramm zusammen mit einem Softwareproduzenten entwickelt, mit dessen Hilfe sich sämtliche anfallenden Aufgaben der Archivierung und Datenverwaltung einfach und effektiv gestalten lassen.

Eine solche Aufgabe ist beispielsweise die Rekonstruktion von Haus-Biografien. Um die Geschichte eines Hauses, seiner Umbauten und die der jeweiligen Bewohner zu erforschen, müssen in der Regel Dutzende von Steuer- und Grundbüchern, Kaufbüchern und ähnlichem Aktenmaterial in den Archiven durchgesehen werden. Die Informationen, die über ein Haus, sein Inventar sowie über soziale und persönliche Verhältnisse der darin Wohnenden zu gewinnen sind, sie sind nicht für jeden Zeitpunkt der meist sehr langen Geschichte gleich «dicht». Deshalb versuchen die Kulturgeschichtler, für jedes der in Beuren rekonstruierten Bauwerke «Zeitschnitte» festzulegen, in denen ein Maximum an überlieferter (Bau-)Substanz einem Maximum an persönlicher, sozialer und sachgeschichtlicher Überlieferung entspricht.

Beim eben im Aufbau befindlichen «Doster-Hof» aus Beuren beispielsweise gelang es dem Team, den gesamten Hausrat aus der Zeit um 1800 zu rekonstruieren. Die damaligen Bewohner waren die Bauern- und Weingärtnerfamilie «alt» Kittelberger sowie die Familie der Tochter und des Schwieger Sohns Zacharias Walter. Die Tochter hatte fünf Kinder, bei der Geburt des sechsten starben Mutter und Kind. Aus den Haus-Biografien ergeben sich erst-

mals exakte Angaben von der Belegung des Hauses – es herrschte drangvolle Enge – und einzelner Räume, es lassen sich nun aber auch Motive für Um- und Ausbauten mit größerer Wahrscheinlichkeit erschließen, als dies bisher möglich war.

Für die Rekonstruktion der Einrichtung wurden Teilungs- und Heiratsinventuren (1799 und 1804) der beiden im Haus lebenden Generationen in der EDV aufgenommen. In den Inventuren ist aus erbrechtlichen Gründen der gesamte bewegliche Hausrat verzeichnet. 545 Gegenstände, vom Weißzeug bis zur Unterwäsche, von der Kommode bis zur Bettlade, Kochgeschirr und Handwerkszeug, nicht zu vergessen die Preziosen und die Erbauungsliteratur, konnten auf diese Weise als Besitz der beiden Familien nachgewiesen und sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit in einer Art Raumaufteilung ihrem ursprünglichen Standort zugeschrieben werden. Damit ist das «Drehbuch» für eine bis ins kleinste gehende authentische Rekonstruktion der damaligen Wohnkultur vorhanden. Auf das Ergebnis – insbesondere inwieweit es sich von bisher bekannten Beispielen abhebt – darf man gespannt sein.

Bauhistorische Untersuchung, Abbau, Transport ganzer Teile und Aufbau

Bei der Prüfung und der Umsetzung der für das Freilichtmuseum geeigneten Gebäude, von den Fachleuten «Translozierung» genannt, arbeiten Kulturwissenschaftler und Bauhistoriker zusammen. In der Regel tritt das Landesdenkmalamt an sie heran, wenn ein schutzwürdiges Gebäude an seinem ursprünglichen Ort nicht mehr zu halten ist. Das Büro des Bauhistorikers Johannes Gromer nimmt daraufhin eine Grobdatierung des betreffenden Objektes vor und gibt – wie auch Fokus – eine Stellungnahme dazu an die dafür zuständigen Gremien im Kreistag – Fachbeirat, Kultur- und Schulausschuß –, die über die Umsetzung ins Freilichtmuseum Beuren beschließen. Danach folgt die eigentliche Bauaufnahme: Bauzeichnungen werden angefertigt, in denen sämtliche Bauteile, auch etwaige Verformungen wie durchgebogene Böden und schiefe Wände, detailgenau festgehalten werden.

Anschließend folgt die bauhistorische Untersuchung: Raum für Raum wird das Gebäude durchgegangen, werden die Sichtbefunde jeder Wand und jeder Decke protokolliert und ergänzt durch fotografische Aufnahmen. Umbauten werden festgehalten; im 19. Jahrhundert zum Beispiel wurde die Mehrzahl der Gebäude, bedingt durch die rasche Bevölkerungszunahme, durch eine Trennwand auf-

geteilt. Dann wird das Alter des Gebäudes dendrochronologisch datiert, d. h. durch den Vergleich von Probeschnitten aus Holzbauteilen mit bekannten historischen Holzwachstums-Profilen bestimmt. Parallel dazu läuft eine restauratorische Untersuchung, an deren Ende der restauratorische Befund steht. Außerdem muß der Restaurator aufpassen, daß durch bauhistorische Untersuchungen, eine Probebohrung zum Beispiel, nicht etwa erhaltenswerte Elemente eines Hauses zerstört werden.

Nun folgen Ausschreibungen für die Abtragung des Gebäudes. Ausbauteile wie Lamperien, Täferdecken, Ofenstöcke, Türen, Fensterläden müssen nummeriert und in einem Plan verzeichnet werden, bevor sie verpackt und gelagert werden können. Dann folgen sämtliche Hölzer, wobei ein Fachwerkbau mit seiner übersichtlichen Konstruktion weniger Probleme bereitet als andere Bauten. Die Gefache werden entleert. Zunehmend wird jedoch ein neues Verfahren angewandt, bei dem ganze Wandteile

verschalt und dann mit dem Kran auf einen Tieflader versetzt werden. Bei allen Abbau-Arbeiten sammeln Restaurator und Bauhistoriker weitere Erkenntnisse über Aufbau und Zusammenhang einzelner Bauteile, die sie als Nachträge ihren Untersuchungen angliedern.

Für den Aufbau schließlich müssen sich Bauhistoriker und Kulturwissenschaftler – wie schon beschrieben – auf einen «Zeitschnitt» einigen, also denjenigen Zeitpunkt festlegen, der in der Bausubstanz, Einrichtung und Didaktik dokumentiert werden soll. Für den Wiederaufbau müssen genaue Pläne erstellt werden, nicht anders als bei einem Neubau. Details, die nicht in Erfahrung gebracht werden konnten – zum Beispiel welche Farbe oder welche Form die Fensterrahmen zu dem einmal festgelegten Zeitabschnitt hatten –, werden nach den Erkenntnissen rekonstruiert, die an vergleichbaren Gebäuden gewonnen wurden. Im ungünstigsten Fall zwingen fehlende oder ungenaue Bauaufnahmen dazu, den «Neubau»-Zustand zu rekonstruieren. Das Bestreben des Bauhistorikers geht jedoch dahin, die *geschichtliche Gewordenheit* eines Gebäudes zu dokumentieren, so Dipl.-Ing. Johannes Gromer¹⁶.

Das Ziel: Freilandmuseum Beuren.

Museum für bäuerliche Kultur des Neckarlandes und der Schwäbischen Alb

Um der schon oben erwähnten «Gefahr der Folklorisierung» zu begegnen, hat sich das Fokus-Team, dem außer Sigrid Philipps noch die Museumspädagogin Bettina Heinrich, Frank Lang und Sabine Rumpel-Nienstedt angehören, eine ganze Reihe «didaktischer» Kniffe einfallen lassen. «Didaktik» deshalb in Anführungszeichen, weil die Kultur- und Sachgut-Forscher nicht strikt zwischen «Forschung» und «Darstellung» trennen wollen. Vielmehr fließen bei ihnen bereits in die Forschung didaktische Momente mit ein, und auch *jede Darstellung der Museumsarbeit nach außen* sollte ihrer Ansicht nach *von didaktischen Erwägungen geprägt sein*. Das beginnt schon beim Namen, mit dem Besuchererwartungen gesteuert werden sollen. Statt des üblichen Freilichtmuseum schlagen sie *Freilandmuseum Beuren. Museum für bäuerliche Kultur des Neckarlandes und der Schwäbischen Alb* vor. Damit sollen die Erwartungen weg von den «Freilichtbühnen», hin zur mehr wissenschaftlichen Tradition der skandinavischen «Freilandmuseen» gesteuert werden.

Toranbau Hof Mannsperger/Wyrich von 1742 oder 1743: oben ein Tanzsaal(?), unten Schweineställe.



Ferner sollen schon mit der Bezeichnung der Häuser Inhalte vermittelt werden. Statt der bisher gebrauchten Arbeitstitel wie «Dosterhof» oder «Schlegelscheuer», die sich von Besitzernamen herleiten, werden die Gebäude dann beispielsweise als *Scheuer aus dem 15. Jahrhundert mit einer typischen Firstständerkonstruktion* bezeichnet, wenn es um die Darstellung von Konstruktionsprinzipien geht, oder als *Haus eines Ortsarmen auf der Ostalb, Haus des Dorfschmieds aus dem Remstal, Haus eines reichen Bauern*, wenn soziale und regionale Zusammenhänge im Vordergrund stehen sollen.

Überhaupt ist nicht angestrebt, das Ensemble der Bauten im Wortsinne endgültig zu gestalten. Ausstellungsmedien und Informationsträger sollen vielmehr so beschaffen sein, daß sie ein rasches Auswechseln ermöglichen. So sollen nicht nur in speziell dafür vorgesehenen Räumen Wechselausstellungen stattfinden, sondern das ganze Museum soll Ausstellungsfläche für wechselnde Themen sein, z. B. *Obstbau, Vorräte schaffen, verpacken und aufbewahren, Transportieren, oder Das Dorf brennt*. Auf diese Weise hofft das Fokus-Team, der Bedeutung ge-

recht zu werden, die Christel Köhle-Hezinger den Freilichtmuseen für die Kultur im ländlichen Raum zuzumißt: *Über ihre eigentliche Funktion hinaus – Dokumentierung der traditionellen Haus-, Wohn- und Wirtschaftsformen in den einzelnen Regionen des Landes – entwickeln sie sich zu Kulturzentren in der Region: als Forschungs- und Sammelstellen, als Anlauf- und Auskunftsstellen, als Informations- und Kommunikationszentren*¹⁷.

Ob dies mit dem *Freilandmuseum Beuren. Museum für bäuerliche Kultur des Neckarlandes und der Schwäbischen Alb* gelingt, bleibt abzuwarten. Die Ansätze dafür scheinen vorhanden zu sein mit dem wissenschaftlichen Handwerkszeug, das die Kulturforscherinnen und -forscher nach den Maßstäben moderner Haus-, Wohnkultur- und Alltagsgeschichtsforschung dafür entwickelt haben. Nötig wäre nun eine kontinuierliche finanzielle und personelle Pflege dieser Ansätze über den bloßen Aufbau des Freilichtmuseums hinaus, damit es einmal seiner Rolle als regionales Kulturzentrum gerecht werden kann.



Anmerkungen

- 1 Christel Köhle-Hezinger: Kultur im ländlichen Raum, Ergebnisse einer Studie. In: Museumsblatt 1, 1989, 11–16, S. 15
- 2 Adelhart Zippelius: Der Aufgabenkatalog der Freilichtmuseen im Zugriff der Freizeitgestalter. In: Museumsblatt 1, 1989, 16–22, S. 17
- 3 Wie Anm. 2, S. 16
- 4 Christel Köhle-Hezinger/Karin Hebel: Voruntersuchung über die Einrichtung eines regionalen Freilichtmuseums im Landkreis Esslingen. Esslingen–Tübingen 1980, S. 1
- 5 In: Museumsblatt 1, 1989, S. 22–25
- 6 Hermann Bausinger: Volkskunde, 1971, S. 158
- 7 Konzeption des Landkreises Esslingen, 1986, S. 6, unveröffentl. Mschr.
- 8 Wie Anm. 4
- 9 Wie Anm. 6
- 10 Wie Anm. 6
- 11 Vgl. dazu Museumsblatt 1, 1989, S. 21f.
- 12 Wie Anm. 6
- 13 Nach freundlichen Auskünften von Herrn Aspacher, dem ich an dieser Stelle danke.
- 14 Ralf Jandl: Regionale Freilichtmuseen als kulturelle Aufgaben des Landes. In: Museumsblatt 1, 1989, S. 8
- 15 Für die Überlassung von Unterlagen und mündliche Auskünfte danke ich Frau Philipps.
- 16 Ich danke Herrn Gromer an dieser Stelle für seine freundlichen Ausführungen.
- 17 Christel Köhle-Hezinger, wie Anm. 1, S. 14

Teil 2: Aufzug in Hausen a. d. L. und Geburt der Tochter

Als ich mich nach Ende meines Kriegsdienstes Mai 1919 um eine Pfarrei bewerben wollte, sagte ich mir: «Du bist nun beinahe fünf Jahre Soldat gewesen, in einer ganz anderen Welt heimisch geworden, so daß du manchmal damit geliebäugelt hast, den Soldatenrock nicht mehr auszuziehen. Immerhin hast du dich seinerzeit gewehrt, deinen Kirchenrock der Braut zu überlassen, damit sie sich daraus für sich ein Kleid schneiden lasse. Also sahst du doch noch eine Verpflichtung zum eigentlichen Beruf in dir und vor dir. Nun wirst du ein «miles Christi», ein Soldat Christi, und tust «militia Christi», gehorsam deinem Gelöbnis. Aber du bist zu lange von diesem Dienst fern gewesen, als daß du allem sofort und recht gewachsen wärest. Also bewirb dich um eine Pfarrstelle, wo du fertig wirst, und dein eigener Herr bist.»

Das war meine Einstellung, von der ich nicht abging, als mir bei meinem Besuch auf dem Oberkirchenrat vom zuständigen Referenten, Oberkirchenrat Fink, nahe gelegt wurde, mich um eine größere Stelle oder eine solche in der Stadt zu bewerben. Ich hatte mich um Mägerkingen und Hausen an der Lauchert im Kreis Reutlingen beworben; beide waren erledigt und zugleich ausgeschrieben. Mägerkingen konnte ich nicht bekommen, da dort schon ein vertriebener elsässischer Pfarrer – Paul Hollert, früher in Mezeral – saß und vorgesehen war, also blieb Hausen, ein kleines Dörflein mit nicht ganz dreihundert Seelen. Die Beschreibung im Pfarrstellenbuch wußte von lieblicher Lage inmitten von Bergen und vortrefflichem Forellenwasser sowie gesunder Luft zu sagen. Berge und Luft haben wir dann acht Jahre lang genossen und uns in siebenhundert Meter Pfarrhaushöhe sehr wohl gefühlt; die Forellen sahen wir nur im Wasser flitzend, nicht blaugesotten auf dem Tisch.

Mit der Hohenzollerischen Landesbahn nach Hausen a. d. L.,
in die kleinste Pfarrstelle Württembergs

So fiel mir Hausen zu, nachdem ich fest geblieben war und das Odium der kleinsten Pfarrstelle im Dekanatsbezirk Reutlingen und auch im Württemberger Land auf mich nahm. Ich habe es mit den Meinen nicht bereut.

Ehe wir im Juli 1919 aufzogen, sah ich mir meine künftige Wirkungsstätte an. Schon der Anmarsch zeigte, daß es ultima Thule war. Von Reutlingen aus

mit der bekannten Bergbahn am Lichtenstein vorbei, nach Groß- und Kleinengstingen, unterwegs Zahnradstrecke, die einstens ein kleines Wunderwerk, heute wenigstens ein Raritätenstück ist. Die Maschine schob von hinten bei der Bergfahrt, nur bei der Talfahrt war sie zum Bremsen vorn. Man konnte auf der Steilstrecke nebenhergehen, ohne den Zug zu versäumen. Doch entschädigte für dieses Schnecken tempo die prächtige Aussicht: im eingeschnittenen Echaztal rechts und links die Wälder und darin die Felsen, auf einer vorspringenden Felsenspitze das Schloß Lichtenstein, oft gemalt und fotografiert, ein wenig «doggelig», stillos in seiner epigonenhaften Stilechtheit, und doch vertraut und lieb, weil es eben in dieser seiner Gestalt der Erinnerung von frühester Kindheit an eingepägt war.

In Kleinengstingen stieg man in die Hohenzollerische Landesbahn, eine Privatgesellschaft, um, in jeder Hinsicht einzigartig: als Privatbahn, als Kleinzug mit Maschine, Packwagen und einem Personenwagen. Von Kleinengstingen an kannten sich fast alle Reisenden, und oft genug hat mir später der



Immanuel Fischer als Offizier während des Ersten Weltkrieges mit seiner Braut Marta Schlör.

Lokomotivführer zugerufen: *So, Herr Pfarr, send se en Reutlinga uf em Pfarrkranz gwä?* Er war in katholischer Umgebung einer der wenigen Diaspora-Evangelischen. Ich habe ihn später stellvertretungsweise in Gammertingen vor seiner letzten Fahrt eingesegnet, wobei ich durch ein Mißverständnis nicht einmal einen Talar anhatte. Von Kleinengstingen fuhr die Privatbahn über die Heide, unter bewußter Umgehung größerer Orte. Die Bahn hatte seinerzeit nicht das Gefallen der umliegenden Albdörfer gefunden: Die Roßbauern waren der Meinung, daß eine Eisenbahn sie um den Fuhrlohn bringe. Eine Abordnung sei sogar an höchster Stelle, beim König selbst, vorgelassen worden und hätte mit Erfolg den Bau der Bahn über Genkingen, Undingen, Wilmandingen bis Trochtelfingen verhindert. So war die Bahnlinie über die Heide und das Hasental eine Idylle, wo sich Fuchs und Hase Gutenacht sagten. Jedenfalls war die Tierwelt so zutraulich und eisenbahnfromm, daß man vom Zug aus seine Tierbeobachtungen machen konnte. Ein Fuchs sei einmal so frech gewesen, daß er von der Lokomotive ob dieser seiner Neugier überfahren wurde, allerdings nur an seinem Schwanz, so daß der Frechling wenigstens

das Leben rettete. Eine andere heitere Erinnerung knüpft sich an die Haltestelle Hasental. Das Bahnhofsgebäude war ein Wellblechschuppen ohne Bewohner, die Fahrkarten konnte man im Zug beim Schaffner lösen. Wir hatten im Jahr 1925 Berliner Ferienkinder einige Wochen zu Gast. Als sie rotbackig und rundlich Abschied nahmen, trugen sie allerlei Nahrhaftes in Koffern und Kisten mit sich, unter anderem auch lebendige Hasen. Ausgerechnet an der Haltestelle Hasental hatten die Hasen aus ihrer Kiste einen Ausweg gefunden und im Wagenabteil sich bewegt. Allgemeines Hallo und die sinngemäße Auslegung: *Mensch, die wollten wohl im Hasental richtig aussteigen und nicht in Berlin.*

In Trochtelfingen und Mägerkingen wurden von der Bahn die ersten größeren Orte berührt. Trochtelfingen, ein altes Städtchen mit Schloß und Stadtmauer sowie einigen Festungstürmen, war für uns später Einkaufsort sowie Ort des Hausarztes und der Apotheke. Man konnte dort alle Handwerker finden, da in Hausen selber sich außer Schreiner und Zimmermann keine anderen Fachleute befanden. Im Lauf der Jahre war man «stadtbekannt». Wie oft bin ich später über die Halde bei Trochtelfin-



Blick auf Hausen an der Lauchert, evangelisches Pfarrdorf und erste Wirkungsstätte von Immanuel Fischer.



Pfarrer Paul Hollert, ein Elsässer im Alldorf Mägerkingen und Freund von Pfarrer Fischer in Hausen a. d. L.

gen gepilgert, den Rucksack auf dem Rücken und schwerbeladen wieder heim, einmal mit einem einviertelzentrigen Saftbereiter. Nur die Wirtschaften in Trochtelfingen lernte ich kaum kennen, was doch sonst eine Hauptsache war. In der Reutlinger Kreiszeitung habe ich später kleine Stimmungsbilder über den Jahrmarkt und die Hohenzollerische Landesbahn veröffentlicht.

Mägerkingen, eine alte Siedlung mit alemannischen Reihengräbern, war für uns Aussteigeort; es war württembergisch zusammen mit Hausen, Bronnen, Mariaberg als Exklave im hohenzollerischen Gebiet und infolgedessen auch evangelisch nach dem ehemaligen Grundsatz: cuius regio, eius religio. Das über Trochtelfingen gelegene Steinhilben war früher auch württembergisch und evangelisch gewesen und hatte zusammen mit Mägerkingen dem württembergischen Reformator Brenz eine Zeitlang als Zufluchtsort gedient. So waren wir kirchengeschichtlich auf bedeutendem Boden trotz des Außenseitertums.

In Mägerkingen saß der nächste Amtsbruder, der väterliche Freund Pfarrer Hollert

In Mägerkingen saß der nächste evangelische Amtsbruder, Pfarrer Hollert, früher in Mezeral/Elsaß. Er war zu Beginn des Weltkriegs 1914 gefangen von den eingedrungenen Franzosen in den Süden weggeführt worden, um später ausgetauscht und im württembergischen Kirchendienst angestellt zu werden. Er war verheiratet, ein erwachsener Sohn, wie der Vater Paul geheißen, kam zunächst auch als Kriegsleutnant zu den Eltern zurück, mit dem EK 1

und 2 geschmückt. Er konnte wenigstens bei der badischen Landespolizei später eintreten, wurde mit der Machtergreifung ins Heer übernommen und fiel 1941 vor Leningrad als Oberstleutnant.

Pfarrer Hollert war schon äußerlich eine auffallende Erscheinung. Seine Beileibtheit war ihm in den kümmerlichen Nachkriegsjahren keine Freude, zumal sie weniger vom Wohleben als vom kranken Herzen herrührte. Zwei Nichten aus Riehen bei Basel waren ebenso stattlich. Kein Wunder, daß dieses Trio Aufsehen und Neid erregte. Pfarrer Hollert erzählte es mir selber, daß sie drei in Stuttgart von Vorübergehenden mit dem bissigen Gruß begrüßt wurden: *Hurra, jetzt kommt der Kommunalfettverband*. Als Amtsbruder war er mir ein väterlicher Freund, eine Freundschaft, die ich ihm durch öftere Aushilfe bei Krankheits- und Erholungsurlaub zu vergelten suchte. So lebten wir in amtsbrüderlicher Verbundenheit. Im Mägerkinger Pfarrhaus der ersten Zeit war es primitiv, Möbel aus Kisten, zusammengeliene und gespendete Einrichtung, auch im Studierzimmer, und Bücherständer. Pfarrer Hollert aß aus seiner Gamelle, seinem Kochgeschirr, der Gefangenschaft. Später kamen die Möbel aus dem Mezeraler Pfarrhaus, und dann war es auf einmal feudal. Aber die Mägerkinger waren nicht mehr so besorgt und freigebig wie in den Zeiten des armen Pfarrers. Mit seiner Gemeinde verstand sich Hollert ausgezeichnet, er war volkstümlich und volksverbunden. Seine Predigten – er saß auf der Kanzel – und seine Katechesen waren packend, biblisch nüchtern. Durch sein Lebensschicksal stand er allen Angefochtenen nahe und konnte ihnen Rat und Trost zusprechen. Namentlich wußte er den Pflinglingen in Mariaberg, der zu Mägerkingen zählenden Heilanstalt, mit kindlicher Liebe und sonniger Freundlichkeit zu begegnen.

Wir haben manchen Nachmittag und Abend im befreundeten Mägerkinger Pfarrhaus verbracht, wobei uns Freund Hollert besonders auch durch sein künstlerisches Klavierspiel erfreute. Manchmal hatte ich den Wunsch, er möchte mir diese Gabe als Erbe hinterlassen, denn das wußten wir und auch er, daß seine Jahre gezählt waren.

Ein letzter Höhepunkt und unbewußter Abschied war die Feier des silbernen Hochzeitstages im Haus Hollert. Was gab es dabei Gutes zu essen und zu trinken! Man merkte französische Feinschmeckerkunst und kulinarische Kenntnisse. Aber uns biedere Landpfarrer plagte das Festessen auf dem ganzen Heimweg von Mägerkingen nach Hausen, und wir gelobten uns: lieber Brot und saure Milch – unsere beliebte Hausener Abendmahlzeit! Bald nachher ging Pfarrer Hollert seines Herzleidens wegen ins



Vom Ehepaar Fischer im Sommer 1919 bezogen: Pfarrhaus und Pfarscheune in Hausen an der Lauchert.

Bad Reichenhall, er kam aber nur bis München, um dort zu sterben. Bei der Gedächtnisfeier in Mägerkingen verlas ich seinen Lebenslauf. Seine Witwe blieb in Mägerkingen und holte später den Toten vom Münchner Friedhof in die Heimat nach Mägerkingen zurück. Nun ruht Pfarrer Paul Hollert auf dem Kirchhof neben der Sakristei, einer von denen, die mir nahestanden und denen ich danke. Eine seelsorgerisch-menschliche Lebensweisheit verdanke ich ihm. Er sagte mir: Wenn du in einer neuen Gemeinde mit einem Gemeindeglied nicht in ein näheres Verhältnis kommen kannst trotz all deines Müehens, dann bitte den Mann um irgendeinen Dienst.

Nach seinem Tod sollte ich seine theologische Bücherei erben, die besonders gute Bibelwerke und Predigtsammlungen in meinen noch ziemlich leeren Bücherkasten brachte. Verkauft sollte von den Büchern nichts werden. Auch dieser Wunsch des Verstorbenen soll mir ein Stück Lebensweisheit sein. Wir danken den Toten wohl dadurch am besten, wenn wir ihr Tun zu unserem Grundsatz machen und danach handeln.

Beim Niederschreiben dieser Zeilen erschreckt mich die Tatsache, wie wenig wir von Menschen in unserem Gedächtnis behalten, mit denen wir jahrelang verbunden waren. Aber genügt es nicht, das Gute zu behalten, auch wenn es noch so wenig ist, und es zur Richtschnur im eigenen kurzen und doch bei

mir vielgestaltigen Leben zu machen? *Ihr Ende sehet an und ihrem Beispiel folget nach* – damit legt auch die heilige Schrift den Nachdruck auf das Wesentliche.

Sommer 1919: Einzug im Alldorf Hausen mit einem leeren Kinderwagen

Wie es um uns stand, das konnten die Hausener ohne besonderen Scharfsinn schon beim Aufzug im Juli 1919 feststellen. Daß wir nicht zu den «Plutokraten» gehörten, zeigte ihnen der Inhalt unseres Möbelwagens. Mit Befriedigung wurde festgestellt, daß das Mariele, die Tochter des Kirchenpflegers, zum mindesten ein schöneres Buffet habe als die neue Frau Pfarr; unseres war nämlich alt von Mutter Martha aus elterlichem Besitz ererbt. Auch sonst war fast aller Hausrat ererbt und ehrwürdig und erregte demnach keinesfalls den Neid der besitzlosen Klasse – die Hausener fühlten sich mit uns verbunden. Ohne Zweifel das interessanteste Stück unseres Hausrats wurde als erstes aus dem dunklen Möbelwagen herausgeholt und dadurch besonders beachtet, es stand bis zum Schluß des Ausladens im Hof zur Schau und bot sich als Wert- und Wortobjekt dar: Es war ein Kinderwagen. Kein neuzeitlicher, tiefgelagerter, stromlinienförmiger Kinderwagen, sondern ein wohlerhaltener, hochbeiniger, altväterlicher Wagen mit Wachstumverdeck, Kabriolettform, der Fond aufgehängt in Lederriemen und

großen Eisenfedern – also einmal vornehm und heute noch gediegen.

So stand es also um die neue «Pfarrere», ein Kinderwagen war da, aber kein Kind. Brauchte es da den berühmten Hausener Scharfsinn, der das Gras wachsen sah und hörte, brauchte es da das sogenannte Fingerspitzengefühl für kommende Ereignisse, die sich am Pfarrfrauenhorizont abzeichneten? Oh nein, schon die Kinder merkten es: *Gook, aa, dui Pfarrere wird bigosch a Kind kriegta!* Und die Hausener waren auch dessen zufrieden.

Wenn sie aber am Abend des Einzuges – es hatte in Strömen fast ununterbrochen geregnet – das Häuflein Elend gesehen hätten, das heulend im Pfarrhaus mit seinem Chaos von Möbelstücken saß, dann hätten sie gewiß Mitleid gehabt und gesagt: *No net heula, so schlemm wirds net Frau Pfarr, mir lebat au ohne elektrisch Licht, ohne Wasserleitong, ohne Metzger und Beck – ond Kender krieget mer au, wenn mer au d’Hebamm en Mägerkenge hole muaß!*

Das war unser Einzug, einen Monat vor der Geburt unseres ersten Kindes. Als nun die Zeit erfüllet war – eigentlich war sie schon übererfüllt –, fuhren wir am 21. August 1919 der Stadt mit dem höchsten Kirchturm der Welt zu. Denn dort sollte nach dem Wunsch der Mutter – der Vater hat hier nur ja zu sagen – das Kindlein geboren werden. Eine großer Reisekorb war mit der Gesamtaussteuer für einen neuen Erdenbürger vorausgeschickt worden. Ich glaube, es war nichts Notwendiges vergessen, sogar die Möglichkeit eines Buben war berücksichtigt, den sich natürlich der Vater wünschte, die Mutter wollte ein Mädchen – sie hat wie immer recht behalten. Zwillinge waren nicht in Rechnung genommen, der kluge Onkel Walter hatte seine Diagnose gestellt, er hatte zwar auch gemeint, es reiche mit der Abreise nach Ulm am 21. August noch, aber da hat er daneben diagnostiziert, mit den nicht zu erwartenden Zwillingen sollte er richtig geraten haben.

Besuche waren kurz vor unserer Abreise auch noch eingetroffen. Sie nehmen bekanntlich auf solche Familiennöte nicht immer Rücksicht. Jedenfalls waren wir einen Tag später dran als beabsichtigt. Das sollte sich bitter rächen, denn ich hatte den Spruch meines letzten Kommandeurs im Weltkrieg in den Wind geschlagen: *Herr Leutnant, es pressiert nie im Leben, außer wenn man die Hebamme braucht.* Er mußte es wissen, denn er hatte fünf Kinder.

Die Reise zur Entbindung nach Ulm endet in der Bahnhofswirtschaft von Großengstingen

Mit einem Tag Verspätung fuhren wir also in Mägerkingen mittags ab und hofften, noch nach Ulm zu

kommen. Es gingen damals nur zwei Züge auf der idyllischen Hohenzollerischen Landesbahn; es war Inflation, Streik und damit böse Zeit. Wir waren mit leichtem Gepäck ausgezogen, die künftige Mutter mit einem zierlichen Handtäschchen, Inhalt: ein Taschentuch, der künftige Vater mit seiner Aktentasche, Inhalt: Vesperbröter und Waschzeug. Viel mehr haben wohl Maria und Josef auch nicht gehabt – in ihrer Art und in ihrer Zeit. Wir hatten allerdings das beruhigende Gefühl des vorausgeschickten Erstlingsausstattungskorbs. Er war in Mägerkingen richtig abgegangen. Als wir nach gemütlicher Fahrt über das bekannte Hasental und Großengstingen in Kleinengstingen ankamen, begannen meine Ängste. Mir wurde heiß und kalt zugleich – es ging an diesem Tag kein Zug mehr nach Ulm, nur noch nach Münsingen. Und letzteren Ort kannte ich von drei Kriegsjahren auf dem Truppenübungsplatz zu gut, als daß er mich angelockt hätte. So schien mir «Festhalten der gewonnenen Stellung» in Kleinengstingen sicherer als ein nächtlicher Vorstoß nach Münsingen.

Also Entschluß: wir übernachteten in Engstingen und fahren mit dem ersten Zug am anderen Morgen weiter. Der Bahnhof steht auf einsamer Flur, ebenso einsam einige hundert Meter entfernt die Bahnhofswirtschaft. Sie gehört zur Gemeinde Großengstingen. Ihr steuerten wir zu, sie empfahl sich uns durch das Wirtshausschild, auf dem auch ein Fischer als Besitzer verzeichnet stand. Die Aufnahme dort war freundlich, ein Übernachten möglich, Gastzimmer in einem besseren Dachstübchen, mitgenommene kariert überzogene Betten – für einen Feldsoldaten ein nobles Quartier, für eine Martha geborene Schlör ein Armeleuteunterschlupf. Wir aßen etwas zu Nacht, Eintrag ins Gästebuch war nicht nötig, also inkognito gewahrt. Wohl merkten wir, daß die natürlich neugierige Wirtsfrau zu gerne herausgebracht hätte, wer und woher wir sind. Sie konnte uns anscheinend in keine Kategorie ihrer Stamm- und Laufgäste unterbringen. Metzger und Wirt schien ich nicht zu sein, dazu war ich zu «schnäd-rig», also vielleicht ein Steueraufseher, aber wozu dann die Frau? Sie war kein Meerrettichweible vom Bayerischen, keine Samenhändlerin von Gönningen, keine Reisende auf Hamsterei, zu all dem fehlten die Taschen, Körbe und Koffer. Also die Neugier der Wirtin wurde zunächst nicht gestillt, und wir verzogen uns still nach oben mit der Bitte, uns zeitig zum ersten Zug zu wecken.

Es sollte von ganz anderer Seite das Wecken besorgt werden! Die Nacht war dunkel, ein anhaltender Regen klatschte auf die Ziegel über unserem Haupt. Mitten in finsterner Nacht erwachte ich an einem



Blick in das Innere der evangelischen Pfarrkirche von Hausen a. d. L.; von der Kanzel – rechts im Bild – hat Pfarrer Immanuel Fischer gepredigt.

verhaltenen Stöhnen, der Bettrost krachte dazu. *Du, Vater – bis jetzt bin ich das noch nicht gewesen –, ich glaube, es geht los!* Die meinerseits über nunmehrigen Losgehen geäußerten Zweifel, ob es auch ernst sei, ob man es nicht noch bis Ulm abwarten könne, wurden durch den klaren Bittbefehl abgeschlossen: *Du mußt die Hebamme holen.* Aber wo? In dieser Regen- und Sturmnacht zur mitternächtlichen Stunde? Es half kein Wunder, ich sah mich vor die harte Notwendigkeit gestellt, Vaterpflichten zu erfüllen. Also heraus und in die Kleider! Wo soll ich mich erkundigen? Alles mäuschenstill im Haus, nur irgendwo ein Schnarchen, also menschliche Nähe. Ich taste mich im Gang beim matten Kerzenschein an eine Türe. Gottlob, da drin schnarcht es. Also Mut! Ich klopfe sanft, das Schnarchen tönt weiter. Ich klopfe stärker, das Schnarchen verstummt, ein Etwas wirft sich herum. Aber noch kein menschlicher Widerhall. Ich klopfe noch stärker. *Zum Kuckuck, was ist denn los, s'ist doch noch nicht Zeit.* Es war für mich jedenfalls schon Zeit, also kenne ich kein Erbarmen.

Ich bin der Pfarrer von Hausen, meiner Frau geht es gar nicht gut, sie braucht die Hebamme. – Ha no, di ben i net, i bens Dienstmädle. – Ja, wer kann mir denn sagen, wo die Hebamme wohnt? – Da froget se no d'Wirtin. – Ja wo isch denn die? – Di schloft dort dromma.

Damit mußte ich mich zufrieden geben. Das Dienstmädchen traute anscheinend dieser mysteriösen Anfrage und dem unbekanntem «Pfarrer von Hausen» nicht. Kein Wunder, sie war ja katholisch, und im katholischen Ort Hausen, das in der Nähe unseres Laucherttalhauses liegt, würde es wohl zu den Wundern gehören, daß «Hochwürden» für seine Frau – genannt Pfarrhauserin – eine Hebamme braucht und sucht. Also weiter! Nächste Türe, dort dromme. Ich klopfe sanft, ich klopfe stark. *Herr ... was ischt denn los? – Ich bin der Pfarrer von Hausen* und so weiter – mein Sprüchlein kannte ich schon gut. – *Mei oh mei* – eine weibliche Stimme nach der unfreundlichen männlichen, also die Wirtin – *mei o mei, i han doch gar nix bei Ihrer Frau gmerkt.* – Ich hatte keine Zeit, sie über städtische «Tarnung» aufzuklären. *Sagen Sie mir doch, wo die Hebamme wohnt. – Ja die*

ist in Großengstingen, dös ischt scho a alts Weib. Keine rosigen Aussichten, aber immerhin Hebamme. Das tat not. Inzwischen war auch das neugierige Dienstmädchen, das wohl den angeblichen «Hochwürden» sehen wollte, in nächtlicher Verkleidung erschienen. Sie konnte sich überzeugen, daß ich ein Mann aus Fleisch und Blut war, allerdings ohne Tonsur und priesterliches Gewand. Doch schien ihr das Ganze noch nicht geheuer. *Du, Mädle, zeig au dem Herra – der Pfarrer wurde von den gutkatholischen Leuten nicht anerkannt, wo d’Hebamm wohnt.* Aber das Mädle wollte nicht. Vielleicht fürchtete sie, einmal in ähnliche Nöte zu kommen.

Bei Nacht und im Regen Suche nach der Hebamme

So blieb mir nichts anderes übrig, als allein loszugehen, und zwar nach den Beschreibungen der jammernden Wirtin. Hatte sie Mitleid mit mir, der Mutter in Nöten oder den Umständen für sich und ihre Wirtschaft. Wer weiß es? Kein besonderes Spähtruppewetter, so allein in die Nacht hinaus bei strömendem Regen. Ich verwünschte mein Vatertum, ich wäre lieber Soldat vor Ypern wie einst gewesen. Solche Nöte kennt man wenigstens im Schützengraben nicht. Ich tastete mich dem Bahngleis entlang zum Ort Großengstingen, nomen est omen!

Im Ort zum Glück noch Licht in einer Wirtschaft. Also, dem Mutigen hilft Gott! Nachfrage – Bescheid. Ich komme vor ein dunkles Haus, laue Lüfte fühl ich wehen; sie kamen vom landwirtschaftlichen Milieu und waren auch zu riechen. Anklopfen an dem Fensterladen zur ebenen Erde. Es antwortete eine brüchige Stimme: *Jo, jo, was ischt denn los? – Sie müaßet glei komma, i brauch d’Hebamm! – Ha wo denn? – Bei meiner Frau in der Bahnhofswirtschaft.* Ein Licht ging an, die Tür ging auf. Die Hebamme erscheint. Kein verführerisches, vertrauenerweckendes weibliches Wesen. Alt war sie, das sah man, erfreut war sie nicht, das merkte man, besonders gepflegt war sie nicht, das roch man. Aber helf, was helfen mag! Eile tat not. So überhörte ich ihre Mitteilung: *I han fei scho lag kei Geburt me ghätt.* Das glaubte ich ohne weiteres bei ihrem Anblick, aber ich brauchte sie eben als Geburtshelferin. Ich übersah ihre Bemühungen, mit einer abgebrochenen, rostigen Schere ihre Fingernägel zu putzen – maniküren kann man es beim besten Willen und weitgehendster Nachsicht nicht heißen, was sich meinen Augen an versuchter Schönheitspflege und Hygiene darbot. *Bitte kommen Sie gleich mit, es ilt.*

Sie fand noch den bekannten Koffer, und wir zogen los. Daheim, das heißt im Wirtshauskämmerchen,

lag unter Wehen die Mutter. Aber sie hatte noch genug Geistesgegenwart und Besinnung, der beabsichtigten Untersuchung zu widerstehen, die unsere ländliche «Heb-ahne» vornehmen wollte. Die Wirtsfrau war inzwischen auch erschienen; sie jammerte, als wenn sie selbst in Kindsnöten wäre. Aber vielleicht muß das so sein, damit wir Männer der Größe des Augenblicks und des mütterlichen Heldentums uns mehr bewußt werden.

Der Tag, der 22. August, stieg mählich herauf. Ich kam mir nach Herbeiholung der Hebamme überflüssig vor und verzog mich auf die Straße, in dem dämmernden Morgen auf- und abwandelnd. Meine Gedanken, Sorgen und Hoffnungen, meine Gelübde und Bitten gingen mit mir und nach oben.

Gelegentliche Besuche im Obergemach ließen mich erkennen, daß es doch keine «Blitzoffensive» war, sondern mehr «Schützengrabenkrieg». Ich lernte auch mehrere katholische Heilige und Nothelfer samt ihren weiblichen Gegenstücken kennen, sie wurden leiernd nachdrücklich von der Hebamme angerufen, nachdem sie zum untätigen Zuwarten sich genötigt sah. Mir wurde es allmählich ungemütlich. So ließ ich anspannen – und schickte diesmal das Dienstmädchen, das mehr Zutrauen geüßt



Das Ehepaar Fischer mit der Tochter Inge, geboren am 22. August 1919 in der Bahnhofswirtschaft zu Großengstingen.



Ein Teil des Albdorfes Hausen an der Lauchert.

hatte, zum Traubenwirt nach Großengstingen. Er holte den Dr. Schwabe in Bernloch. Er kam, nach meinem Dafürhalten hatte es länger gedauert, als es meiner fürsorglichen Berechnung nach hätte sein dürfen. Der Doktor fand alles in bester Ordnung. Ich nahm meine peripatetischen Betrachtungen vor dem Wirtshaus auf der Straße nach dem Lichtenstein zu wieder auf. Ich trank Kaffee, ohne besonderen Genuß, die Morgenzigarre schmeckte fad.

Arzt und Hebamme bringen Inge auf die Welt –
«So hätt's d'Pfarrere au in Hause han kenna!»

Ich ging nach oben und vernahm wie ein Verbrecher das Urteil. *Es geht fast zu langsam. Ich will noch ein wenig zuwarten, aber dann, wenn diese Spritze nicht hilft, muß ich die Zange nehmen.* Meine Gänge auf historischer Straße wurden zusehends bedrückter – Erinnerung an Vormarsch im Laufgraben, Ablösung im «Hexenkessel», Polygonnerwald vor Ypern. Ich erkundige mich bei der Wirtin in der Küche. Sie jammert und stellt einen großen «Hafen» mit Wasser aufs Feuer. *Oh mei oh mei, do soll i dem Doktor sei Zanga auskocha.*

Mir wird schwummerig. Meine Gänge werden beschleunigter; ich vergesse die Fenster am Wirtshaus und die Bäume an der Straße zu zählen. Meine Vorsätze und Gelübde werden stärker und bewußter. Die Zigarre schmeckte mir schon gar nicht. Das Gelübde der Abstinenz von Alkohol und Nikotin wäre mir leicht gefallen, wenn es geholfen hätte.

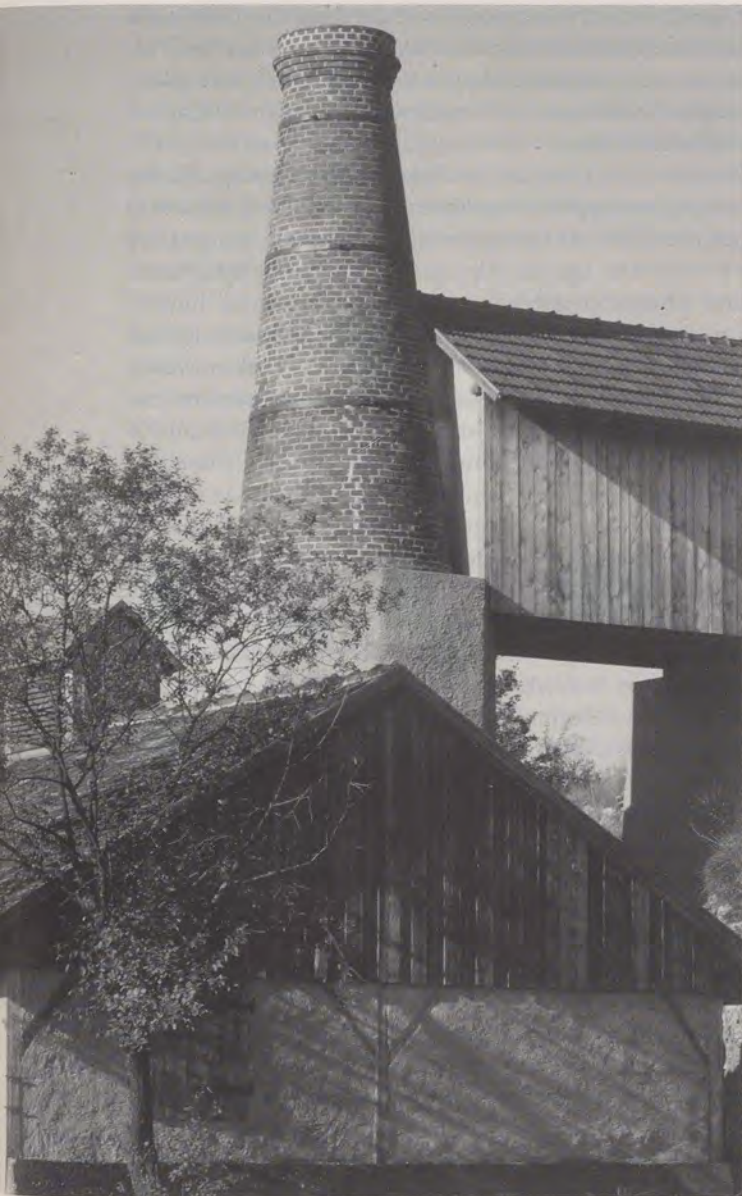
Da – beim ängstlichen weiteren Besuch in der Küche – keine Wirtin, aber ein Topf mit zischendem Wasser, ich tröste mich; dann muß es eben mit Kunst gehen, wenn es nicht mit der Natur geht. Aber es war mir dieser Trost ganz und gar nicht tröstlich. So

ein wenig Galgenhumor. Ich hätte sogar mich bereit erklärt, das Kind, wenn es geholfen hätte, selber zur Welt zu bringen.

Ich stehe verlassen in der Küche. Es wird doch auch gut gehen – Herr hilf! Da kommt die Wirtin freudestrahlend. Ich brauchte nichts mehr zu hören, ich sah es: Das Kind war da. *Ich gratulier, Herr Pfarrer – so sagte sie wirklich zum erstenmal –, a gsonds Mädle!*

Die Frage: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden, war in den ersten Tagen ein Problem. In Großengstingen waren Milch und Lebensmittel für die «Fremden» 1919 schwer zu erhalten, so versorgte ich tagtäglich von Hausen aus Frau und Kind auf langen Fußmärschen. Die Kleiderfrage wurde behelfsmäßig ohne Widerspruch gelöst: man legte Inge – so hieß der neue Erdenbürger – in ein kariertes Kopfkissen – schön wie Eva im Paradies vor dem Sündenfall – und band das Bündel mit einem grünen Garbenstrick zusammen. Als dann nach einigen Tagen der Erstlingskorb von Ulm zurückkam – er hat als einziger der Beteiligten den Zielort erreicht –, da war Inge bald um- und neu eingekleidet, nicht anders als Wickelkinder aus bürgerlichem Haus.

Eine Woche nach der Geburt, an einem sonnigen letzten Augusttag, fuhren wir zu dritt im Chaischen des Traubenwirts von Großengstingen nach Hausen zurück. Vater und Mutter war es wesentlich wohler zumute, und auch Inge schaute hoffnungsfreudig und unerfahren in den sonnigen Tag. In Hausen war die Kunde von der neugeborenen Pfarrerstochter und ihren besonderen Umständen mit dem dörflichen Kommentar versehen worden: *So hätt's d'Pfarrere au in Hause han kenne, do hätt se net noch Engstinge brauche!*



Eröffnung Kalkofen Untermarchtal

Der Kalkofen Untermarchtal, an der B 311 zwischen Riedlingen und Ehingen an der Donau gelegen, ist nach mehrjähriger Arbeit als Dokumentation eines vergangenen Gewerbes wieder hergestellt. Der Schwäbische Heimatbund lädt seine Mitglieder und interessierte Gäste herzlich zur Eröffnung des Museums im Kalkofen ein am **Sonntag, dem 9. September 1990, um 10.30 Uhr** am Kalkofen Unter-

marchtal. Dr. Manfred Bulling, der erste Vorsitzende des Heimatbundes, wird begrüßen und eine Einführung geben, bevor er der Ortsgruppe Untermarchtal die Schlüssel übergibt. Zum Abschluß dieser feierlichen Veranstaltung, die vom Liederkranz Untermarchtal musikalisch begleitet wird, wird Dipl.Ing. Jürgen Brucklacher, der für den Kalkofen Beauftragte des Schwäbischen Heimatbundes, die Anlage in Betrieb nehmen. Weitere Führungen durch das Museum im Kalkofen sind um 14.30 und 15.30 Uhr vorgesehen.

Ab 14.00 Uhr wird in dem Festzelt, das die Ortsgruppe Untermarchtal bewirtschaftet, ein Programm ablaufen. Es werden die Preise des Jugendwettbewerbs «Auf den Spuren unseres Kalkwerks» vergeben, Vorführungen des Kindergartens und der Landjugend Untermarchtal sind geplant, und die Jugendkapelle Munderkingen wird aufspielen. Es besteht Gelegenheit, Mittag zu essen und Kaffee und Kuchen zu erstehen. Parkmöglichkeiten direkt beim Kalkofen.

Sonderfahrt «Salier-Ausstellung» in Speyer fällt aus!

Die im letzten Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT angekündigte Sonderfahrt nach Speyer unter Leitung von Herrn Dr. Kraus muß leider abgesagt werden: Die große Salier-Ausstellung, ein wichtiger Teil des Programms unserer Reise, wurde nicht rechtzeitig fertiggestellt und soll im Frühjahr 1991 eröffnet werden. Wir werden die Studienreise nach Fertigstellung der Ausstellung rechtzeitig wieder ins Programm nehmen. Bitte stellen Sie Ihre Anmeldungen so lange zurück.

Denkmalschutzpreis des Heimatbundes (Peter-Haag-Preis) 1990 vergeben

Aus 43 Bewerbungen wurden die diesjährigen Preisträger ermittelt. Das breite Spektrum der eingereichten Objekte, die alle in vorbildlicher Weise erneuert und restauriert worden sind, dokumentiert den hohen Stellenwert, den die Denkmalpflege hierzulande einnimmt. Die Preisträger 1990 sind:

Der zweigeschossige, alemannische Fachwerkbau über dem Stumpf eines mittelalterlichen Wohnturms wird seit 1978 von der Familie Bopp in vorbildlicher Weise erhalten und restauriert. Besonders hervorzuheben ist im Fachwerkhaus von 1438/39 die erneuerte Bohlenstube im ersten Obergeschoß mit ihrem schönen Fenstererker.

Tübingen, Herrenberger Straße 9/8

Das im Ursprung barocke Gartenhaus an der Ammer, das von einer modernen Wohnbebauung bedrängt wird, ist mit viel Liebe zum Detail von Otto Krause-Bäcker erhalten und erneuert worden. In das frühere Gartenhäuschen wurde eine kleine Wohnung für Studenten eingebaut und damit eine alte Tradition wieder aufgenommen.

Hof Georgenau, Bad Liebenzell-Möttlingen

Das barocke Herrenhaus mit historischem Garten bei der Hofanlage Georgenau wird von der Familie von Reden-Lütken unter hohem Aufwand erhalten und erneuert. Nach einem ersten Bauabschnitt zeigt sich das Herrenhaus von 1739 wieder im historisch-stimmigen Erscheinungsbild und repräsentiert die Georgenau.

Die **Preisverleihung** findet am **7. Oktober 1990, um 10.30 Uhr, auf Hof Georgenau** bei Möttlingen statt. Anschließend kann man das Anwesen besichtigen oder sich bei einem Vesper stärken. Die Mitglieder sind herzlich eingeladen, Gäste willkommen. Eine telefonische Anmeldung bei der Geschäftsstelle wird jedoch erbeten (0711/221638/39), um einen Überblick über die Teilnehmerzahl zu erhalten.

Wettbewerb «Haus der Geschichte»

Die beiden preisgekrönten Entwürfe von Günther Behnisch und Oswald Mathias Ungers sind in ihrer Grundkonzeption so gegensätzlich, daß ein Kompromiß nicht denkbar erscheint. Es fällt auf, daß das Preisgericht damit zwei Alternativen ausgewählt hat, die in keinerlei Weise an die historischen Gegebenheiten dieses Bauplatzes anknüpfen, ja nicht einmal auf die Existenz des Neuen Schlosses besondere Rücksichten nehmen.

Während der 1. Preis des erst kürzlich entschiedenen Ideenwettbewerbs «Neckarstraße» (Museum für Gegenwartskunst und Archäologie-Museum) einem Entwurf zuerkannt wurde, der sich an den Empfehlungen des vor einigen Jahren abgehaltenen Internationalen Symposiums zur Gestaltung der Stuttgarter Kulturmeile ausrichtete, wurden diesmal die sich an dieser nach wie vor aktuellen und einleuchtenden Gesamtkonzeption orientierenden Entwürfe gar nicht in die engere Wahl gezogen. Die Freude an modernistischer Architekturspielerei scheint beim Preisgericht die Gedanken an eine städtebauliche Einfügung verdrängt zu haben.

Ganz abgesehen davon, daß die tief in die Erde eingebaute Architektur Behnischs nur durch transparente Glassegel im Stadtbild zu Tage treten würde, eine Abtrennung von Stadtautobahn und Grünzone also nicht ausreichend gewährleistet wäre, bietet der Baukörper selbst nicht genügend Raum für eine Ausstellung und den Mitarbeiterstab des «Haus der Geschichte». Eine für die Arbeit nachteilige Trennung beider Bereiche wäre die Folge.

Der sechsstöckige Würfelbau von Ungers nimmt den Baukörper des Schwabenbräu-Hochhauses diagonal über den Charlottenplatz wieder auf, zerstört damit aber die traditionelle Sichtbeziehung zwischen der Planie und dem Wilhelmshauspalais. Diese historische Verknüpfung jedoch gilt es langfristig auch in der Praxis durch Straßenrückbauten wiederzubeleben.

Warum stehen im hier zur Diskussion stehenden Akademiegarten beispielsweise so wenig Bänke und sieht man nur dahineilende Passanten? Unbarmherzig dringen der Verkehrslärm und die Abgase von Stadtautobahn, Planie und Charlottenplatzkreuzung in die Grünzone hinein, von einem Erholungsbereich für Ruhesuchende kann keine Rede sein! Der Brunnen und die alten Platanen waren einst von Gebäuden umgeben, standen also in einem ruhigen Innenhof. Dieser erst 1959 für die Stadtautobahn endgültig abgerissene Baukörper der Hohen Carlsschule war älter als das Neue Schloß, dessen Rückfassade also nie auf Fernwirkung angelegt war.

Die Empfehlung des Internationalen Symposiums zielte folgerichtig darauf, den Brunnen des Akademiegartens wieder in einen ruhigen Innenhof zu verlegen, das heißt die Auswirkungen der entlangführenden Großstraßen durch einen Winkelbau einzudämmen. Nur durch diese Maßnahme bekommt der Akademiegarten einen Sinn für ruhesuchende Bürger, während er derzeit in seiner Nutzung eingeschränktes Grün mit rein optischem Effekt ist. Das ist auf Dauer zu wenig! In dem von Neuem Schloß, Landtag und Haus der Geschichte – letzteres gleichsam als symbolische Klammer zwischen Absolutismus und Demokratie – umgebenen Innenhof wäre vielfältiges öffentliches Leben vorstellbar. Man könnte im Sommer Konzerte veranstalten, historische Märkte abhalten oder Freiluftausstellungen einrichten. Stuttgart hätte damit einen öffentlichen Freiraum für unterschiedlichste Nutzung in hervorragender Lage zurückgewonnen, wie es derzeit in der Stadt keinen gibt. Genau dies war die Intention der Empfehlung des Internationalen Symposiums.

Abgesehen von einem in den Charlottenplatz hineingesetzten Rundturm, baut der vom Züricher Architekten Schnebli vorgelegte Entwurf am klarsten auf den genannten Überlegungen auf. Die beiden preisgekrönten Arbeiten dagegen mißachten diese Empfehlungen vollkommen. Es erstaunt, daß das Preisgericht diese vor noch nicht allzu langer Zeit von der Landesregierung Baden-Württemberg mit großem Aufwand erarbeiteten und eine beeindruckende Gesamtkonzeption darstellenden Vorgaben bei seiner Entscheidung in so krasser Weise unberücksichtigt gelassen hat!

Sollte der Neubau für das «Haus der Geschichte» letztlich doch auf der Grundlage eines der preisgekrönten Entwür-

fe erfolgen, so wird man den Verantwortlichen vorwerfen müssen, hier an dieser hervorragenden Stelle eine un wiederbringliche Chance für einen vielfältig nutzbaren, in sich abgeschlossenen Stadtraum verspielt zu haben.

Bei allen Überlegungen, die eine Neugestaltung des Areals Charlottenplatz/Akademiegarten betreffen, ist stets zu bedenken, daß es sich um den Anfangs- beziehungsweise Endpunkt der sogenannten «Kulturmeile» handelt. Da sie grundsätzlich als räumliche Gesamtheit betrachtet werden muß – wie beim erwähnten Symposium eindrücklich zum Ausdruck gekommen ist –, erfordert dieser Bereich im Sinne eines «Eingangs» eine auf die Umgebung in besonderer Weise abgestimmte Architektur.

Aus diesem Grunde appelliert die Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes eindringlich an die Entscheidungsträger, die getroffene Auswahl nochmals zu überdenken und für die endgültigen Planungen die Empfehlung des Internationalen Symposiums als Grundlage zu nehmen.

Harald Schukraft

Vorsitzender der Ortsgruppe Stuttgart
des Schwäbischen Heimatbundes

17. Juni 1990

Keine Rebflurbereinigung Ailenberg!

Die für eine Rebflurbereinigung vorgesehenen Weinberge am Obertürkheimer Ailenberg und seinen benachbarten Flurstücken sollten unserer Ansicht nach so weitgehend wie möglich in ihrem alten Zustand erhalten werden. In einem so dicht besiedelten und so stark industrialisierten großstädtischen Verdichtungsraum wie der Region Stuttgart kommt den letzten Restflächen noch intakter Lebensräume eine Bedeutung zu, die nicht hoch genug einzuschätzen ist. Der Ailenberg mit seinen terrassierten Mauerweinbergen, die mit Streuobstwiesen verbunden sind, stellt ein derartiges Rückzugsgebiet für die Tier- und Pflanzenwelt dar. Deshalb unterstützen wir den von dem Landesnaturschutzverband Baden-Württemberg, dem Deutschen Bund für Vogelschutz und dem BUND initiierten Appell an die Verantwortlichen, die bereits gefaßten Beschlüsse noch einmal grundsätzlich zu überdenken und auf einem ökologisch hochwertigen Gelände wie dem Ailenberg keine Flurbereinigung in dem vorgesehenen Umfang durchzuführen.

Die zugrunde gelegte «Kompromißlösung», aufgrund derer von einer Gesamtfläche von 14,5 ha Rebland 8,9 ha geplant werden sollen, erscheint uns wegen ihrer stärkeren Berücksichtigung naturschützerischer Gesichtspunkte in gewisser Weise zwar durchaus begrüßenswert. Dennoch können wir aber die in diesem Falle angestrebte Lösung nicht akzeptieren. Die allgemeine Situation von Natur und Umwelt im Raum Stuttgart macht es dringend erforderlich, Belangen des Natur- und Landschaftsschutzes in weit größerem Ausmaß als bisher üblich Rechnung zu tragen.

Die Ortsgruppe Stuttgart lehnt die Rebflurbereinigung des Ailenbergs aber nicht nur ökologischer Überlegungen wegen ab. Auch als historische Kulturlandschaft sind diese Weinberganlagen in hohem Grade erhaltungswürdig. Da dieser Gesichtspunkt in der öffentlichen Diskussion bisher nur unzureichend berücksichtigt wurde, halten wir einen Hinweis auf diesen Aspekt für besonders wichtig. Am Ailenberg sind die Weinberge in ihrer heutigen Gestalt das Ergebnis eines jahrhundertelangen Wachstums. Auch wenn die Einzelbestandteile einer derartigen historischen Weinberganlage normalerweise nicht präzise datierbar sind, besteht jedoch kein Zweifel daran, daß das Alter der einzelnen Mauern, Staffeln, Wege und Weinberghäuschen viele Jahrzehnte, oft sogar mehrere hundert Jahre beträgt. Immer wieder verbessert, umgebaut oder ergänzt stellen historische Weinberge wie der Ailenberg unmittelbare und bedeutsame Sacherzeugnisse der Geschichte dar. In ihrer Grundstruktur aus Mauern und Terrassen, die das Erscheinungsbild bestimmen, äußert sich eine direkte Kontinuität zu hoch- und spätmittelalterlichen Weinbergformen. Durch eine Flurbereinigung würde mit dem Ailenberg der letzte großflächige Keuperweinberg in Stuttgart, der bis in die heutige Zeit sein historisches Aussehen bewahren konnte, in wesentlichen Teilen verlorengehen.

Diese spezielle Form der Kulturlandschaft wurde im Lauf der Jahrhunderte durch die ständige Arbeitsleistung des Weinbau betreibenden Menschen geschaffen. Aufgrund der großen Bedeutung, die Weinbau und Weinhandel für Städte wie Stuttgart und Esslingen, ja für wichtige Teile Württembergs überhaupt besaßen, stellen die heute noch erhaltenen historischen Weinberge wertvolle Kulturdenkmale dar. Die Stuttgarter Geschichte etwa wurde in einem solchen Ausmaß durch die Entwicklung des Weinbaus mitbestimmt, das kaum hoch genug eingeschätzt werden kann. Seit dem Hochmittelalter ist uns eine Fülle von Quellen überliefert, die vom Weinbau seiner Bewohner berichten. Bereits die erste schriftliche Nennung des Stadtnamens im Jahr 1229 bezieht sich auf eine Bestätigung von Weinbergbesitz. Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein lebte etwa die Hälfte aller Berufstätigen in Stuttgart von Weinbau und Weinhandel. Auch vom Ailenberg selbst liegt uns eine umfangreiche Reihe von Urkunden vor, die seine kontinuierliche Nutzung als Weinberg mindestens seit Ende des 13. Jahrhunderts belegen.

Für Stuttgart sollte es daher eigentlich ein selbstverständliches Anliegen sein, die bescheidenen Reste einer historischen Kulturlandschaft, die in seltener Prägnanz wesentliche Züge seiner eigenen Geschichte zu charakterisieren vermögen, vor der endgültigen Zerstörung zu retten. Von einer Stadt, die wegen ihrer unverwechselbaren topographischen Lage einmal mit dem offiziellen Slogan «Großstadt zwischen Wald und Reben» Werbung betrieben hat, müßte man mehr Sensibilität im Umgang mit ihrem natürlichen Kulturerbe erwarten dürfen. Zumal dann, wenn in nächster Nähe des bedrohten Ailenbergs mit viel Aufwand das Uhlbacher Weinbaumuseum gepflegt wird und die Stadt Stuttgart selbst noch im Besitz eines eigenen Weingutes ist. Welche Möglichkeiten könnte da der nahe-

gelegene Ailenberg eröffnen, wenn seine historische Weinberglandschaft um den Mäderweg erhalten und durch entsprechend didaktische Aufbereitung wie z. B. Führer oder Lehrpfad den Museumsbesuch in Uhlbach auf ideale Weise ergänzen würde?

Die historischen Weinberge des Ailenbergs tragen wesentlich zur Erhaltung eines ästhetisch ansprechenden Landschaftsbildes bei. Welche drastischen Qualitätseinbußen hier zu erwarten sind, zeigt überdeutlich ein Blick auf die nördlich und südlich angrenzenden flurbereinigten Weinberge. Schlagwortartige Begriffe wie »Rebensteppe« oder »uniformierte Agrarwüste« sind, wie der Betrachter leicht feststellen kann, leider nur allzu zutreffend. Auch aus diesem Grund dürfen die Flurbereinigungen am Ailenberg nicht im geplanten Umfang durchgeführt werden.

Die Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes befürwortet deshalb nachdrücklich den schon von verschiedener Seite geäußerten Vorschlag, den aus öffentlichen Steuergeldern für die Flurbereinigung aufzubringenden Kostenanteil von ca. 6,7 Mio. DM in einen Fonds einzuzahlen, aus dem dann die 24 betroffenen Weingärtner für ihre höhere Arbeitsbelastung in einem nicht-flur-

bereinigten Weinberg entschädigt werden können. Wir halten es für ungleich sinnvoller, die hohen Finanzierungskosten, die in jedem Fall von der Öffentlichkeit aufzubringen sind, nicht für eine Zerstörung wesentlicher Flächen des Ailenbergs als zwangsläufiger Folge einer tiefgreifenden Rebflurbereinigung einzusetzen, sondern für seine grundsätzliche Erhaltung in seiner historisch gewordenen, ökologisch so wertvollen Gestalt zu verwenden. Kleinere Verbesserungsmaßnahmen, z. B. eine Einschienenbahn, sind, sofern sie sich in die gegebene Gesamtstruktur harmonisch einfügen lassen, auch bei einer solchen Lösung keinesfalls ausgeschlossen.

Wir fordern daher alle verantwortlichen Politiker und die gesamte Öffentlichkeit dazu auf, die getroffenen Entscheidungen noch einmal grundsätzlich zu überdenken und den Ailenberg nicht in dieser Form zu einem Opfer menschen- und naturfeindlichen Fortschrittdenkens werden zu lassen !

Klaus Sackenreuther

Stellvertretender Vorsitzender der Ortsgruppe Stuttgart
des Schwäbischen Heimatbundes

24. Mai 1990

Anschriften der Autoren

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim

Martin Blümcke, Tulpenstraße 2, 7245 Starzach-Felldorf

Ulrich Eisele-Staib, Dorfstraße 24, 7400 Tübingen

Jürgen Knauß, Dipl.-Geogr., Morsbacherstraße 40,
7118 Künzelsau

Heinz Schmid, Postfach 1127, 7240 Horb a. N.

Harald Schukraft, Dr., Rötestraße 67, 7000 Stuttgart 1

Eberhard Sieber, Dr., Reußensteinstraße 14,
7319 Dettingen/Teck

Reinhard Strüber, Waldburgstraße 160, 7000 Stuttgart 80

Hansjörg Volz, Studiendirektor, Moorhalde 12,
7130 Mühlacker 4

Raimund Waibel, Nauklerstraße 22 A, 7400 Tübingen

Bildnachweis

Titelbild und S. 203–206: Jürgen Knauß, 7118 Künzelsau; S. 190: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 191 und 196–198: Harald Schukraft, 7000 Stuttgart; S. 193 und 194: Stadtarchiv Stuttgart; S. 199: Eberhard Sieber, 7319 Dettingen/Teck; S. 200: Stadtarchiv Kirchheim/Teck; S. 202: Stadtmuseum Kirchheim/Teck; S. 207: Horst Rudel, 7000 Stuttgart 80; S. 209: Stadtmuseum Ludwigsburg; S. 210, 211 rechte Spalte, 212 und 213: Raimund Waibel, 7400 Tübingen; S. 211 linke Spalte und 215: Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg; S. 216–222: Hansjörg Volz, 7130 Mühlacker 4; S. 223–230: Stadtarchiv Esslingen; S. 231, 233–236: Heinz Schmid, 7240 Horb a. N.; S. 232: Heinz Kreidler, 7240 Horb a. N.; S. 238–243: Ulrich Eisele-Staib, 7400 Tübingen; S. 244: Foto Fokus, 7409 Dußlingen; S. 245–252: Privataufnahmen aus dem Nachlaß von Pfarrer Immanuel Fischer; S. 253: Wolf-Dieter Gericke, 7000 Stuttgart; S. 266: Gerhard Layer, 6967 Buchen-Hollerbach.

Württembergisches Landesmuseum Stuttgart: Die mittelalterlichen Skulpturen I. Stein- und Holzskulpturen 800–1400. Bearbeitet von Heribert Meurer, mit technologischen Beiträgen von Hans Westhoff. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart 1989. 198 Seiten mit über 100, teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 58,-

Mit dem Band *Die mittelalterlichen Skulpturen I* wird eine neue Reihe wissenschaftlicher Kataloge des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart eröffnet. Zwar hat schon Julius Baum 1917 einen Bestandskatalog *Deutsche Bildwerke des 10. bis 18. Jahrhunderts* vorgelegt, doch wurden inzwischen die Bestände um einiges vermehrt, vor allem aber hat sich der Wissensstand beträchtlich erweitert. Die Restaurierungstechniken und -verfahren haben sich verfeinert, die Kenntnis an historischen Bildhauer- und Faßmalertechniken hat zugenommen, so daß die technologischen Angaben früherer Kataloge nach heutigen Maßstäben ergänzungsbedürftig geworden sind. Den wesentlichen Beitrag zu den technologischen Katalogeinträgen hat der Restaurator Hans Westhoff geleistet. Durch seine Mitarbeit und die Zusammenarbeit verschiedener Fachwissenschaftler konnten die vorliegenden Ergebnisse veröffentlicht werden.

Der zeitliche Rahmen des vorliegenden Bandes wird durch erste Funde aus karolingischer Zeit und durch Skulpturen des ausgehenden 14. Jahrhunderts gebildet, in der Regel Einzelbildwerke. Die Katalogeinträge bezeichnen neben Herkunftsangaben, Datierung und detaillierter Beschreibung ausführlich auf neuesten technologischen Erkenntnissen basierend den Zustand und die Fassung, die Provenienz und Literaturstellen. Ausgezeichnete Fotos der Objekte, zum Teil aus verschiedenen Perspektiven oder en face und en detail, tragen wesentlich zum Verständnis der Erklärungen bei. Ergänzt wird der Band durch sehr gute Verzeichnisse: ein für den interessierten Laien unentbehrliches Glossar technischer Begriffe, ein ausführliches Literaturverzeichnis, ein Register der Herkunftsorte und der verzeichneten Ikonographien und Konkordanzen zu dem 1917 erschienenen Katalog von Julius Baum sowie zu anderen Katalognummern und den Inventarnummern.

Dieser Katalog ist das gelungene Resultat eines Versuchs, die Bestände des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart der Wissenschaft und einem interessierten Publikum zugänglich zu machen und wird sicher zu weiteren Beschäftigungen mit den Sammlungen Anlaß geben. Sibylle Setzler

Bei der Entstehung der Territorien im Deutschen Reich, die sich im Laufe des Spätmittelalters über längere Zeiträume hin bis weit in die frühe Neuzeit hinein vollzog, bedeutete die allmähliche Intensivierung der Herrschaft des Landesherrn über die Kirche seines Territoriums eine der entscheidenden Grundlagen dafür. Diese Entwicklung konzentrierte sich vor allem auf die Bereiche der Klosterherrschaft, konsequenter Pfründen- und Personalpolitik, stetiger Zurückdrängung der geistlichen Gerichtsbarkeit sowie der Besteuerung des kirchlichen Besitzes. Die Politik gegenüber den Klöstern und Stiften als einen dieser Schwerpunkte landesfürstlicher Kirchenherrschaft greift der Verfasser des hier zu besprechenden Buches heraus. Am Beispiel der Grafschaft Württemberg untersucht er in detaillierter Weise, wie die Landesherren allmählich ihren Einfluß und ihre Macht über eine größere Anzahl von Klöstern ausdehnen konnten. Dabei wird deutlich gemacht, daß dieser historische Prozeß keinesfalls nur unter dem Gesichtspunkt eines etwa grundsätzlich bestehenden Gegensatzes zwischen Landesfürst und den mehr oder weniger seiner Herrschaft unterworfenen Klöstern zu sehen ist. Vielmehr kann häufig eine gegenseitige Abhängigkeit beobachtet werden, die sich deutlich in der Übernahme von Aufgaben und Funktionen durch die eine Seite im Interesse der anderen zeigt.

Im ersten Teil seiner Arbeit behandelt Dieter Stievermann einige grundsätzliche Bedingungen und Gegebenheiten für eine territoriale Klosterpolitik, bei der nicht nur die Verhältnisse in Württemberg einer genauen Betrachtung unterzogen werden, sondern Beispiele aus ganz Südwestdeutschland angeführt werden. Das vieldiskutierte Problem der Vogtei, der Gegensatz zwischen kanonischem Recht und tatsächlich bestehender Rechtswirklichkeit und die Beziehungen einzelner Klöster zu König und Reich, als alternativer Entwicklungsmöglichkeit zum Territorialstaat und teilweise als Vorstufe zur späteren Reichsunmittelbarkeit ein besonders interessanter Aspekt, kommen an dieser Stelle zur Sprache. Den Grundlagen und Rahmenbedingungen der Klosterherrschaft speziell in Württemberg wird in Teil 2 nachgegangen: Einem recht ausführlichen Gesamtüberblick über die württembergische Geschichte des späten Mittelalters im ganzen, einer Beschreibung von Vogtei bzw. Schirm über württembergische Klöster hinsichtlich ihrer Erwerbung, Ausübung, zeitlichen und typologischen Einordnung folgt eine knappe Skizze über den Bezug dieser Klosterpolitik zum Gesamtsystem landesfürstlicher Kirchenherrschaft im Spätmittelalter. Den Abschluß dieser Überlegungen bildet eine kurze, einige neue Aufschlüsse vermittelnde Darstellung der politischen Beziehungen zwischen den Grafen und dem Papsttum in Rom.

Im letzten Teil – er beträgt etwa die Hälfte des gesamten Werkes – wird nun die Stellung der Klöster in Württemberg, zeitlich auf das 15. Jahrhundert konzentriert, unter den Gesichtspunkten von sechzehn ausgewählten Teil-

aspekten erörtert. Im folgenden sollen nur einige von ihnen aufgezählt werden: Integration der Klöster in das sich entwickelnde Land, Schutz durch den Landesherrn, Leistungen der Klöster, wirtschaftliche Bindung, Klöster als Landstände. Besonders soll noch auf die vom Verfasser ausführlich beschriebenen Verbindungen der in den Klöstern vertretenen adligen und bürgerlichen Familien hingewiesen werden, deren Mitglieder als Geistliche wichtige Positionen in der Territorialregierung und -verwaltung eingenommen haben. Weit über das gestellte Thema hinausweisend zeigen diese Ausführungen wichtige Strukturmerkmale landesfürstlicher Verwaltung auf dem langen Weg zu frühmoderner Staatlichkeit auf. Am Ende findet sich dann noch eine intensive Analyse der württembergischen Klosterreformen des Spätmittelalters, in denen der landesherrliche Einfluß auf die Kirche zwar einen gewissen Kulminationspunkt findet, gleichzeitig aber auch sehr deutlich eine religiös-fromme Haltung des Landesherrn als wichtiger Antriebsmoment in Erscheinung tritt.

Die hier vorliegende Arbeit stellt die Publikation der an der Universität Tübingen abgelegten Habilitation des Verfassers dar. Auf der Grundlage älterer Forschungen und umfangreicher Verarbeitung archivalischen Quellenmaterials bildet sie einen grundlegenden Beitrag zu einem für die Erforschung mittelalterlicher Geschichte wesentlichen Thema. Deshalb wäre es wünschenswert, daß im Rahmen der vergleichenden Landesgeschichte weitere deutsche Territorien eine ähnliche Bearbeitung erfahren würden. Als letzte Bemerkung sei noch ein kritischer Hinweis auf den hohen Preis von DM 98,- gestattet. Man hat sich inzwischen ja daran gewöhnt, daß wissenschaftliche Literatur aus mancherlei Gründen nicht gerade billig sein kann. Trotzdem möchte der Rezensent seine Befürchtung nicht verhehlen, mit einem derartigen Verkaufspreis sei bei einem Band wie dem vorliegenden – beschränkter Umfang, keine aufwendige Ausstattung und sogar noch durch einen Druckkostenzuschuß unterstützt – wieder einmal eine Grenze bei der Preisgestaltung überschritten worden, die auch aus der Sicht des potentiellen Käufers eines solchen Buches nicht kommentarlos hingenommen werden kann.

Klaus Sackenreuther

KLAUS JAN PHILIPP: Pfarrkirchen. Funktion, Motivation, Architektur. Eine Studie am Beispiel der Pfarrkirchen der schwäbischen Reichsstädte im Spätmittelalter. (Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte, Band 4.) Jonas Verlag Marburg 1987. 231 Seiten mit 148 Abbildungen. Pappband DM 38,-

Pfarrkirchen gehörten zu den ältesten christlichen Bauaufgaben. Trotzdem haben sie in der Literatur im Gegensatz zu den Kirchen der großen Orden und Bischöfe wenig Beachtung gefunden. In dem vorliegenden Band, der die leicht überarbeitete Fassung seiner 1985 verfaßten Dissertation darstellt, versucht Klaus Jan Philipp diese Lücke zu schließen.

Am Beispiel der schwäbischen Reichsstädte im Spätmittelalter zeigt er die Gründe auf, die zu dem Repräsentationsbedürfnis und damit zu dem Baueifer und der Bauleiendenschaft der Städte im 14. und 15. Jahrhundert führten. Das Hauptinteresse seiner Untersuchungen richtet Philipp auf die kirchenrechtliche Situation – Eigenkirche, Patronat, Inkorporation – der in Frage kommenden Kirchen zur Zeit ihrer Erbauung. Das historische Umfeld wird beleuchtet, die Pfarrorganisation, das ‹Personal› einer Pfarrkirche, der ortskirchliche Finanzbedarf, die Kirchenfabrik, die Baulast, die Pfarrwahlgewinnung, das Niederpfündenwesen, das Problemfeld Stadt und Kirche sowie die Rolle des Ablasses. Außerdem untersucht er die Aufgaben der Pfarrkirche, die Funktion der architektonischen Teile der Kirche wie auch die der liturgischen Handlungen, der Priesterbruderschaften etc.

Die Lage der Pfarrkirchen innerhalb des Stadtgrundrisses zeige, so Philipp, deutlich, daß die Neubauten der großen Kirchen des Spätmittelalters ein Mittel der Städte waren, sich gegen den Kirchherrn zu behaupten und dessen Rechte über die Kirche als Bauherr und Auftraggeber auf sich zu übertragen. Die Ausrichtung der Pfarrkirche auf das kommunale Zentrum, die Bezugnahme auf den Wirtschaftshof des Kirchherrn zeige, gegen welche Institutionen oder Rechtsträger man sich absetzen wollte. So wurde Architektur zu einem politischen Faktor. Mit lokalgeschichtlichen, gut fundierten Analogien und Zitaten gelingt es Philipp, den Denkstrukturen, denen mittelalterliche Baumeister und Bauherren unterworfen waren, näherzukommen und so Ansätze zu einer neuen Sichtweise der mittelalterlichen Sakralarchitektur zu schaffen. Ein breit angelegter Anmerkungssteil, Pläne zur Lage der Pfarrkirchen in den jeweiligen Städten und ein ausführliches Literaturverzeichnis runden diesen Band ab, der sicher dazu anregt, die Methoden traditioneller Architekturgeschichtsschreibung neu zu überdenken.

Sibylle Setzler

HARTMUT ZÜCKERT: Die sozialen Grundlagen der Barockkultur in Süddeutschland. (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Band 33.) Gustav Fischer Verlag Stuttgart 1988. 354 Seiten mit 19 Abbildungen und 21 Tabellen. Halbleinen DM 98,-

Wohl jeder hat sich beim Besuch barocker Klosteranlagen und Kirchen, Schlösser und Residenzen schon mal die Frage gestellt, wie wurde dies alles nur finanziert? Woher nahmen die Klöster, der Adel, die Landesherren das viele Geld? Wie kam es nach dem verheerenden Dreißigjährigen Krieg zu dieser verschwenderischen Baukonjunktur? Diese Fragen waren auch der Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung, einer Dissertation an der philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern. Als Fallbeispiele wählte sich der Verfasser die Klöster Schwarzach, Schussenried, Ottobeuren, Andechs, Schäftlarn und Seeon, die Adels Herrschaften Mühlheim an der Donau und Laupheim sowie die Deutschordenskommande Gangkofen. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich dabei von

1625, Baubeginn in Seeon, bis 1765, Bauende in Schussenried.

Dem Autor gelingt es nachzuweisen, was er zu Beginn der Arbeit schon vermutet hatte: der Untertan mußte oder sollte bezahlen. Vor allem über die nicht genau festgelegten und definierten Fronen, Fuhr- und Handfronen, versuchten die Bauherren, die Kosten zumindest teilweise auf ihre Leibeigenen oder Untertanen abzuwälzen. Zu einer Baufinanzierung überwiegend über Kredite kam es bei den bayerischen Klöstern. Aber auch hier versuchten die baulustigen Prälaten, ihre Bauern an den Schulden zu beteiligen. Für den Autor tritt so zum Ausgangspunkt seiner Arbeit gleichberechtigt die Frage: Wie nehmen die Untertanen diese Mehrbelastungen auf? Ist es im Zusammenhang mit dem Barockbau zu Beschwerden, Prozessen, Verweigerungen, offenem Widerstand gekommen? Zum Glück geht Zückert die Probleme differenziert an, prüft beispielsweise auch, ob die Fronen nur Arbeitskräfte abzogen oder möglicherweise auch eine Form von entlohnter Arbeitsbeschaffungsmaßnahme darstellten.

An vielen Beispielen kann der Verfasser verdeutlichen, daß barockes Bauen Ausdruck eines Willens zum *Ausbau des Staatsapparates* ist und gleichgesetzt werden kann mit dem *Eintritt des frühmodernen Staates in das Stadium des Absolutismus*, aus dem nicht selten soziale Spannungen und Konflikte resultieren. So kommt er auch zum Ergebnis, daß der Bauer seine *gesellschaftliche Stellung überall dort (weitgehend erfolgreich) verteidigt, wo durch herrschaftliche Maßnahmen seine Wirtschaftslage verschlechtert, sein Selbstverwaltungsrecht gemindert oder in die Freiheit seiner Person eingegriffen wird: Der sogenannte Untertan nimmt positiv Einfluß auf die Entwicklung der staatlichen Verhältnisse, indem er schädliche Entwicklungen abwendet und nützliche Verbesserungen betreibt.*

Ob die Detailergebnisse so verallgemeinert werden können, ja ob sie auf andere Territorien übertragen werden dürfen, bleibt offen, ist dazu doch wohl der zeitliche Rahmen und die geographische Erstreckung der Untersuchung zu weit gewählt.

Wilfried Setzler

SUSANNE WETTERICH: Romanik. Kultur- und Radtouren in Baden-Württemberg. Silberburg Verlag Stuttgart 1990. 159 Seiten mit einigen Abbildungen in Farbe, mehreren Kartenskizzen und einer separaten Karte in Tasche. Broschiert DM 29,80

Wer gerne Rad fährt und Streckenanregungen braucht, der darf zu diesem Büchlein greifen, wer jedoch darüber hinaus an historischen oder kunsthistorischen Informationen interessiert ist oder gar die Romanik liebt, sollte die Finger davon lassen. Es wäre verlorene Zeit.

Die Wegbeschreibungen – links, rechts, Straße, Feldweg, Gasthäuser, Zugverbindungen, Anfahrt für Autofahrer! – nehmen den weitaus meisten Raum ein, die darüber hinausführenden Informationen sind dürftig im Umfang und in ihrer Qualität, wiederholt schlichtweg falsch oder nur halbrichtig. Die Darstellung historischer Sachverhalte ist

öfter verquer und ärgerlich platt. So erfährt der Leser über den Hohenstaufen: *Auf dem 684 Meter hohen Bergkegel erbaute Friedrich I. von Schwaben eine Burg, die fast 200 Jahre lang Sitz der Herzöge von Schwaben war.* Nur die Höhe des Bergkegels stimmt, hoffentlich. Die anderen Texte sind meist ähnlich knapp und untauglich. Ausführliche Informationen, die hin und wieder vorkommen, zeichnen sich durch einen eigenwilligen Stil aus. So kann man nach einer Dreizeilen-Information weiterlesen: *Bekannt ist die Meersburg auch, weil sich hier die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff oft aufgehalten hat. 1838 hatte ihr Schwager das Schloß gekauft, der Freiherr von Laßberg, Germanist und Sammler von Handschriften, die er aus säkularisiertem Klosterbesitz erwarb, unter anderem eine der drei erhaltenen Handschriften des Nibelungenlieds, heute in Donaueschingen in der Bibliothek der Fürsten von Fürstenberg aufbewahrt.* Die Idee, «Rad-Fahren» mit «An-Gucken» zu verbinden, ist zweifelsohne gut, ebenso begrüßenswert wie umgekehrt etwa «An-Gucken» mit «Rad-Fahren». Doch die in diesem Buch gebotenen Hilfen und Anregungen schrecken eher ab, als daß sie ermuntern.

Sibylle Wrobbel

NORBERT FEINÄUGLE, THOMAS EHA (Hg) unter Mitwirkung von Walter Hampele, Konrad Kärn und Theodor Karst: **Mei Sprooch – dei Red.** Mundartdichtung in Baden-Württemberg. Konkordia Verlag Bühl/Baden 1989. 292 Seiten mit drei Karten. Pappband DM 36.–

Zum ersten Mal wird mit dem vorliegenden Band ein Lesebuch vorgelegt, das alle einheimischen Mundarten Baden-Württembergs umfaßt und alle Regionen berücksichtigt. So kann die sprachliche Vielfalt unseres Bundeslandes in Erscheinung treten und der in den Mundarten bewahrte Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten zur Geltung kommen, heißt es in dem Vorwort. Das geschieht, indem die Texte in alemannischen, schwäbischen und fränkischen Dialekt thematisch geordnet werden: Heimat – Mundart – Landschaften – Miteinander leben – Sein und Haben – Durchs Jahr. Dabei haben die Herausgeber Beispiele in Vers und Prosa der älteren, der Tradition verpflichteten Autoren und der neueren, oft kritischen Dialektpoeten ausgewählt, hin und wieder durch Texte von Peter Assion, Hermann Bausinger und anderen unterbrochen, die werten, die provozieren und zur Stellungnahme herausfordern. Es ist eine kenntnisreich und geschickt zusammengestellte Auslese geworden, in der kaum ein Mundartautor von einiger Bedeutung zwischen Main und Bodensee mit einem charakteristischen Beitrag fehlt, ergänzt durch erläuternde Anmerkungen, durch ein Register der Themen und Textarten sowie durch ein Autoren- und Quellenverzeichnis. Hier wird bei Sebastian Blau leider der Eindruck erweckt, als weile er noch unter den Lebenden. Offensichtlich konzipiert und zugelassen für den Unterricht an Hauptschulen, Realschulen und Gymnasien ist eine Anthologie entstanden, die jedem an Dialektliteratur Interessierten einen ersten und zugleich exzellenten Überblick liefert.

Martin Blümcke

Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg. Der Landkreis Biberach. Herausgegeben von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Biberach. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen. Band I 1988. 1006 Seiten mit 97 Abbildungen, darunter 26 in Farbe, 60 graphische Darstellungen, 18 Tabellen, 1 Ausschlagtafel, 11 Karten und 5 Tabellen in separater Mappe. Leinen DM 79,-; Band II 1990. XX, 1128 Seiten mit 103 Abbildungen, davon 38 in Farbe, 18 graphische Darstellungen, 5 Tabellen, 5 Karten und 1 Tabelle in Kartentasche. Leinen DM 79,-. Bei Abnahme beider Bände: DM 130,-

Der Südwesten Deutschlands zählt seit langem zu den bestbeschriebenen Regionen Europas. Die im 19. Jahrhundert entstandenen württembergischen Oberamtsbeschreibungen bieten eine Bestandsaufnahme ihrer Zeit, in der jedes württembergische Dorf, jede Stadt und jeder Weiler verzeichnet ist, die jeweilige Geschichte skizziert, die Kunstdenkmäler erfaßt und die damalige Situation – landwirtschaftliche Erträge, Handwerk, Brunnen, topographische Lage, Gesundheit der Einwohner und vieles mehr – dargestellt ist. Diese Oberamtsbeschreibungen, die einst den Stand der Forschung festhielten, sind heute längst selbst zur Geschichtsquelle geworden.

Die in der Tradition dieser berühmten Werke stehenden, seit 1952 erscheinenden Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg sind trotz neuer Konzeption den alten Zielen treu geblieben. Sie wollen *wissenschaftlich fundierte Landes- und Heimatkunde* sein, die auch *Nicht-Akademikern in verständlicher Form historische und geographische Zusammenhänge und Fakten vermittelt*.

Zum Wollen gesellte sich das Gelingen, zumindest bei der zweibändigen Beschreibung des neuen Landkreises Biberach, der damit erstmals in seiner Gesamtheit erfaßt wird. Die Beschreibung gliedert sich in einen allgemeinen, den ganzen Kreis umfassenden Teil A und einen Teil B, der in alphabetischer Folge die Städte und Dörfer beschreibt. Teil A behandelt die natürlichen Grundlagen – Geologie, Witterung und Klima, Wasser, Vegetation –, die geschichtlichen Grundgegebenheiten – Besiedlung, frühe Herrschaft, Territorien, Obrigkeit und Untertanen, Wirtschafts-, Kirchen- und Kunstgeschichte – sowie die gestaltenden wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte der Gegenwart: Siedlungs- und Bevölkerungsstruktur, Erwerbsleben, Wirtschaft, Verkehr, öffentliches und kulturelles Leben, soziale Einrichtungen. Die Gemeindebeschreibungen im Teil B folgen einem stets die gleichen Aspekte umfassenden Schema: Natürliche Grundlagen, Siedlungsbild, Land- und Forstwirtschaft, gewerbliche Wirtschaft, öffentliches und kulturelles Leben, Geschichte, Quellen- und Literaturverzeichnis.

Der Band I der Kreisbeschreibung beinhaltet den Allgemeinen Teil A (Seite 1–360) und von Teil B die Gemeinden Achstetten bis Erolzheim, Band II enthält die Beschreibung der restlichen Gemeinden von Ertingen bis Warthausen. Beide Bände, die zudem ein Personen- und Ortsregister aufweisen, werden ergänzt, ja bereichert durch eine separate Mappe mit 16 topographischen, archäologi-

schen oder historischen Karten sowie einem umfangreichen Tabellenanhang mit zahlreichen Daten zu den einzelnen Gemeinden.

Der Landesarchivdirektion als Herausgeberin ist in Zusammenarbeit mit einer großen Zahl hervorragender Fachleute ein Standardwerk gelungen, das sich nicht nur an die Bewohner des Landkreises Biberach wendet, sondern unentbehrlich ist für alle an der Landeskunde und Landesgeschichte Interessierten. Man darf sich auf die nächsten Kreisbeschreibungen freuen. Weiter so.
Wilfried Setzler

Filderstädter Schriftenreihe zur Heimat- und Landeskunde. Herausgegeben von der Stadt Filderstadt und dem Heimatverein Filderstadt. Band 1, 2. Auflage 1989: 97 Seiten, broschiert DM 10,-. Band 2, 1989: 179 Seiten, broschiert DM 17,-. Band 3, 1989: 132 Seiten, broschiert DM 12,- (zu beziehen über das Kultur-, Schul- und Sportamt Filderstadt, Postfach, 7024 Filderstadt).

Mit der Eröffnung eines Heimatmuseums und der Gründung eines Heimatvereins im Jahr 1985 hat die durch die Gebietsreform entstandene Große Kreisstadt Filderstadt deutlich gemacht, daß sie in der Erforschung der Heimatgeschichte und ihrer Präsentation eine wichtige Klammer für die junge Stadt sieht. Von der *Filderstädter Schriftenreihe zur Heimat- und Landeskunde* liegen inzwischen drei Bände vor.

Im Band 1 werden behandelt die Geologie der Filder von Reiner Enkelmann, die Ergebnisse einer Biotopkartierung mit Bestandsaufnahme der Vogelwelt (Franz-Josef Obergöll und Eberhard Mayer), die Erkenntnisse über die Vorgängerkirche der Bernhäuser Jakobuskirche, die bei Grabungsarbeiten für die Heizungsanlage gewonnen werden konnten (Eberhard Maurer). Armin Radtke und Nikolaus Back spürten der Burg von Bonlanden an der Stelle des heutigen Pfarrhauses nach. Die 1838 im württembergischen «Kameralamtsstil» erbaute evangelische Kirche von Harthausen gibt Gabriele Stiersdorfer Anlaß, über diesen auf Heinrich Schickhardts 1603 in Mömpelgard gebaute Kirche St. Martin zurückgehenden klassizistischen Stil zu berichten, der dann meist von der Neogotik abgelöst wurde. Mit kulturgeschichtlichen Kapiteln zur Uhlbergstraße in Plattenhardt (Carsten Wagner) und zu einem privaten Wasch- und Backhaus in Sielmingen (Tamara Citovics) schließt der Überblick über die Stadtteile.

Der zweite Band ist ausschließlich dem 500jährigen Bestehen der Martinskirche in Sielmingen und der Geschichte der Kirchengemeinde gewidmet. Die Gelegenheit wird zu grundsätzlichen Ausführungen über die Patrozinien und das Martinspatrozinium im besonderen benützt, über die Vorgängerbauten und die erste urkundliche Nennung, über den 1489 fertiggestellten heutigen Bau sowie den Baumeister Niklas Eseler den Jüngeren, sodann über alle folgenden Restaurierungen und Erweiterungen (Gert Herzhauser und Albert Hertler). Robert Jäger gibt eine knappe Darstellung der Vorgeschichte der Reformation im Reich und in Württemberg. In diesem Zusammenhang

wird die Rolle der Familie Thumb von Neuburg am herzoglichen Hof und als Patronatsherren in Sielmingen erläutert. Später geht es um das Zeitalter der Reformation in Sielmingen selbst, das Nikolaus Back und Gerhard Schäfer unter Mitarbeit Johann Zeller darlegen. Ein Überblick über die Gemeinde und ihre Pfarrer folgt (Gerhard Schäfer, Mitarbeit Karl-Heinz Hertler und Gerhard Mack). Die Kapitel Sielmingen im Dreißigjährigen Krieg (Nikolaus Back und Friedegard Schweizer), die Kirchenkonventsprotokolle (Gert Herzhauser), Pfarrberichte von 1840 bis nach dem Ersten Weltkrieg (Nikolaus Back, Beate Letsch-Auch und Ruth Schäfer) geben ein Bild des gemeindlichen Lebens in vier Jahrhunderten. Eine kenntnisreiche, ausgewogene Darstellung des Kirchenkampfs während des Dritten Reichs stammt von Gerhard Schäfer und Joachim Dutt. Auf der Grundlage der Pfarrberichte wird deutlich, wie oft guter Wille getäuscht worden ist. Im abschließenden Kapitel über die evangelische Kirchengemeinde heute schildert der derzeitige Geistliche Walter Dutt lebendig die Fülle der Aufgaben, die sich aus der Verdreifachung der Einwohnerzahl und der Veränderung der gesellschaftlichen Struktur ergeben haben.

Der dritte Band ist aus Anlaß der 900-Jahr-Feier Bernhausens, das im sogenannten Bempflinger Vertrag im Zusammenhang mit der Gründungsgeschichte des Klosters Zwiefalten erstmals erwähnt worden ist, ganz diesem Stadtteil gewidmet. Der erste Beitrag (Gert Herzhauser) gilt dem Kupferstecher Johann Gotthard Müller (1747–1830). Er wurde von Herzog Karl Eugen, der seine Begabung erkannt hatte, gefördert und errang internationales Ansehen. Die übrigen vier Aufsätze gelten den Veränderungen des Filderdorfs zur Arbeiterwohngemeinde im Zeitraum von 1880 bis 1935 (Nikolaus Back und Dieter Weiland), den Zuständen zu Anfang unseres Jahrhunderts (Andreas Gestrich), dem Frauenalltag im Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit (Andrea Hauser) und schließlich am Beispiel des Katzenbachs der Veränderung der Landschaft. Franz-Josef Obergföll, Bärbel Daiber und Norbert Branz stellen die Sünden der Vergangenheit und die Versuche zur Korrektur in jüngster Zeit dar.

Alle drei Bände dürfen für andere Städte und Gemeinden als beispielhaft bezeichnet werden.

Hans Binder

Gomaringen in Bildern. Band 1 des Gomaringer Heimatbuches. Hrsg. von WILLI KEMMLER, Redaktion Wolfgang Sannwald, Gerhard Walter. Gomaringer Verlag 1987. 404 Seiten mit 816 Abbildungen. Pappband DM 39.50

WOLFGANG SANNWALD: **Die Geschichte von Gomaringen.** Band 2 des Gomaringer Heimatbuches. Hrsg. von WILLI KEMMLER. Gomaringer Verlag 1988. 518 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 49.--

Im Jahr 1191 wird Gomaringen erstmals urkundlich bezeugt. Im Vorfeld der 800-Jahrfeier ist der Plan entstanden, die Ortsgeschichte genauer zu erforschen und für jedermann verständlich darzustellen, wobei der Vorsit-

zende des Gomaringer Geschichts- und Altertumsvereins, Willi Kemmler, der Motor des Unternehmens war. Die Vorarbeiten brachten bald eine Überraschung: Mehr als 3000 Fotos wurden von Familien, Vereinen und von der Gemeinde zur Verfügung gestellt, so daß man sich entschloß, zuerst einmal einen Bildband mit rund 800 Fotos herauszubringen. Ausgehend von dem topographischen und historischen Zentrum mit Schloß und Kirche wird ein illustrativer Gang durch das stattliche Dorf gemacht, wobei man um eine thematische Ordnung – *Wo Gomaringer die Schulbank drückten, Feste und Feiern in Gomaringen* – bemüht war. In diesen Bildern verbindet sich häufig die Vergangenheit mit dem persönlichen Erleben einzelner Menschen; sie machen zudem als zeitbedingte Momentaufnahmen den Alltag in früherer Zeit in einer Weise deutlich, die ein Text nicht leisten könnte.

Dennoch wird im zweiten Band des Heimatbuchs der schon oft unternommene Versuch gewagt, die Ortsgeschichte von Gomaringen, Hinterweiler und Stockach mit Buchstaben zu vermitteln. Nach dem Wunsch des Herausgebers ist dabei *nicht nur ein chronologisches Nachschlagewerk, sondern auch ein unterhaltsames Lesebuch* entstanden. Dieses Verdienst kommt dem jungen Landeshistoriker Wolfgang Sannwald zu, der in sage und schreibe fünfzehn Monaten das Quellenmaterial gesichtet und die örtliche Geschichte gut lesbar neu beschrieben hat: *Im Mittelalter – Im Territorium der Reichsstadt Reutlingen – Württembergisches Kammerschreibereigut – Beim Oberamt Reutlingen*. Zugleich ist diese Ortsgeschichte eingebettet in die regionale und in die deutsche Geschichte und mit Bildern, Karten und Dokumenten reich illustriert, so daß gelegentlich ein Geschichtslesebuch allgemeiner Art zu Stichwörtern wie Spital oder Auswanderung zustande kommt. Ab und an sind die Abbildungen so stark verkleinert worden, daß sie wie Briefmarken wirken, daß z. B. die vierte Reichskleiderkarte oder die Anordnungen der französischen Besatzung kaum noch zu entziffern sind.

Ob hier ein neuer Typus Heimatbuch vorliegt? Das ist schwer zu sagen; auf jeden Fall ist es ein ehrgeiziger und auch wohlgelungener Anlauf, aus den tief eingefahrenen Geleisen der üblichen Darstellung eines Gemeinwesens im Gang der Jahrhunderte herauszukommen zu einer möglichst umfassenden Beschreibung, die, wo immer nötig und möglich, erläutert und in den Zusammenhang stellt. Auch in dem Kapitel Drittes Reich. Lobenswert sind auch auf fast hundert Seiten die Regesten für den Zeitraum von 1191 bis 1944.

Martin Blümcke

ALFRED WEISS: **Naturschutzgebiet Weiherwiesen auf dem Albuch.** (Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württemberg, Heft 16). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg Karlsruhe 1988. 116 Seiten mit 62, meist farbigen, Abbildungen. Broschiert DM 10.--

Auch der Wanderer, der keine speziellen Kenntnisse über Pflanzen und Tiere besitzt, wird die Landschaft der Wei-

herwiesen zwischen Tauchenweiler, Lauterburg und Irmannsweiler genießen. Sei es, daß er sie auf der Loipe als Langläufer bei Rauhreif randlich berührt, sei es, daß er sie im Frühling, Sommer oder Herbst erwandert und sich an der Blütenpracht von Trollblumen, Arnika, Heidenelken oder Heidekraut erfreut. All diese Blumen sind für die Schwäbische Alb eine Besonderheit und kommen nur auf den kalkarmen Feuersteinlehmen der Ostalb vor.

Oberforstrat i. R. Alfred Weiss, früher auf dem Forstamt in Schwäbisch Gmünd tätig und viele Jahre Vertrauensmann des Schwäbischen Heimatbundes sowie Gaunaturschutzwart des Schwäbischen Albvereins, hat seine langjährigen Bemühungen um den Erhalt dieser einzigartigen Landschaft mit einer Monographie in der Reihe *Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württemberg* dokumentiert. Der Leser spürt in jeder Zeile, wie sehr der Verfasser mit dem Gebiet verwachsen ist. Gerade in der ausgeprägt eigenen Handschrift besteht ein besonderer Reiz dieser Abhandlung.

Sie schildert nicht nur die Vegetation mit ihren vielen floristischen Kostbarkeiten und – zum Teil basierend auf anderen Autoren – ausgewählten Gruppen der Tierwelt, sondern auch die geologischen, klimatischen und gewässerkundlichen Verhältnisse des Gebietes, seine Vorgeschichte und seine Geschichte. Ausführlich dargestellt werden auch die große Rolle, die das Gelände einst für die Schafhaltung besaß, und die vielen Mühen bis zum Erreichen des jetzigen, so erfreulichen Zustandes.

Ihn zu erhalten, bedarf es freilich immer des Bemühens. So müssen Pflegearbeiten die alte Nutzung ersetzen: Mähen der Feuchtwiesen und Abräumen des Mähgutes, extensive Weide im mitgeschützten Trockental unterhalb der Weiherwiesen sowie Entfernen des Fichtenanflugs außerhalb der gemähten Flächen.

Jeder, der sich für Besonderheiten der Ostalb interessiert, sollte dieses informationsreiche, allgemeinverständliche, sehr gut mit Farbfotos und Pflanzenskizzen ausgestattete Büchlein besitzen.

Dieter Rodi

WOLFRAM BENZ: Tanz – Musik – Instrumente im Westallgäu; Versuch einer Einordnung von handschriftlichen Notenfunden ins bürgerliche und ländliche Musikleben seit dem 18. Jahrhundert. Eigenverlag Geschichts- und Heimatverein Eglöfs 1989. 36 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 16,-

Es ist wirklich erstaunlich, wieviel Welt in einer kleinen Sache verborgen liegt, wenn man sie lange genug betrachtet. Mit diesem Ausspruch beginnt die vorliegende Veröffentlichung, und es ist in der Tat erstaunlich, was sich anhand von alten Notenfunden im Westallgäu alles ablesen läßt. Nicht nur die direkte Umgebung von Land und Stadt spiegelt sich in diesen Noten wieder; auch gesamteuropäische Ereignisse im sozialen, kulturellen und politischen Bereich werfen ihre Schatten bis tief ins Allgäu. Die Französische Revolution, die über den bürgerlichen Bereich Einzug ins allgemeine Liedgut hält, oder die Mazur-

ka, die von Polen aus mit Emigranten über Frankreich nach Deutschland kommt und lange Zeit beherrschender als der Walzer ist, sollen hier als Beispiele genannt sein. In dieser Veröffentlichung wird versucht, die Entwicklung der musikalischen Volkskultur aufzuzeigen, insbesondere die gegenseitigen Wechselwirkungen von Tanz, Musik und Instrument. Die Themen, die neben den Erkenntnissen aus den Notenhandschriften auch auf ausführlichen Literaturrecherchen aufbauen und allein für ein umfangreiches Buch ausreichen würden, werden in kurzen, präzisen Abschnitten erörtert.

Daß dabei trotzdem nicht alles dargestellt werden kann, ist verständlich. So wird z. B. beim Hackbrett leider nicht auf die Neubelebung über die Umstellung auf die chromatische Stimmung Bezug genommen. Die Abschnitte sind deutlich gegliedert und sehr flüssig – fast ohne Querverweise – lesbar. Mit der Einteilung in sehr kleine Unterkapitel, für jedes Instrument ein eigenes, kann diese Veröffentlichung gut auch als Nachschlagewerk dienen.

Insgesamt ist dieses Werk nicht nur für alle an Volkstanz und Volksmusik Interessierte von hohem Wert, sondern es ist auch gut als Einstieg in die Materie der musikalischen Volkskultur geeignet.

Benno Willburger

In einem Satz . . .

KARIN KIRSCH: Kleiner Führer durch die Weißenhofsiedlung. Ein Denkmal der modernen Architektur. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1989. 48 Seiten mit 26 Abbildungen und 43 Zeichnungen. Kartoniert DM 10,-

Dieser Kurzführer vermittelt in knapper, doch sehr anschaulicher Form einen Eindruck von dieser einzigartigen Bauausstellung, an der sich 1927 die hervorragendsten Architekten der Zeit beteiligten, stellt die erhaltenen elf – von 21 – Häuser vor, erläutert die Besonderheiten eines jeden einzelnen und streift kurz deren Geschichte.

ROLAND ASCH: Verwaltung und Beamtentum. Die gräfllich fürstenbergischen Territorien vom Ausgang des Mittelalters bis zum schwedischen Krieg 1490–1632. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Band 106). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1986. XXVII, 416 Seiten, 3 Übersichtskarten und 25 Tabellen. Kartoniert DM 55,-

Diese der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Tübingen vorgelegte, aus zwei Teilen bestehende Dissertation behandelt im ersten Teil die Territorialgeschichte der fürstenbergischen Herrschaften um

den Mittelpunkt Donaueschingen, den Aufbau und die Arbeit der Verwaltung, die Gerichtsverfassung, das Finanzwesen, das Verhältnis Obrigkeit und Untertanen sowie die Rolle der Beamtenschaft; der zweite Teil beinhaltet ein Verzeichnis der fürstenbergischen Räte, Amtleute und Diener von 1450 bis 1628 mit zahlreichen biographischen Daten.

GÜNTER SCHMITT: Burgenführer Schwäbische Alb. Band 3 Donautal. Wandern und entdecken zwischen Sigmaringen und Tuttlingen. Biberacher Verlagsdruckerei Biberach 1990. 368 Seiten mit 367 Abbildungen und Zeichnungen, davon 56 in Farbe. Pappband DM 49,-

Dieser dritte Band der sechsteilig geplanten Buchreihe beschreibt, illustriert mit Lageplänen Grundrissen, Zustandsberichten, Geschichtsdaten und Rekonstruktionsversuchen, ausführlich und interessant 60 Burgen, Schlösser, Ruinen und Burgstellen zwischen Sigmaringen und Tuttlingen entlang der Donau und in den angrenzenden Tälern in gewohnter Qualität.

ERWIN RUTTE: Rhein – Main – Donau. Wie – wann – warum sie wurden. Eine geologische Geschichte. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1987. 154 Seiten mit 73 Abbildungen, darunter 50 farbige und 12 farbige Karten. Leinen DM 39,50

In knapper, doch verständlicher Sprache gibt der Autor, Professor in Würzburg, seine aus jahrzehntelanger Tätigkeit gewonnenen Forschungsergebnisse zur äußerst wechselvollen Geschichte der drei Flüsse wieder: so ist eine systematisch vergleichende Darstellung entstanden, die mit zahlreichen Karten, Grafiken und Bildern auch viele Fragen zur geologischen Geschichte Deutschlands beantwortet.

HANS BÜHLER: Langenau – eine zeitgenössische Darstellung von 1645–1818. 108 Seiten. Pappband DM 18,80

Diese Edition dreier Pfarrbüchlein beschreibt authentisch das gemeindliche und insbesondere das kirchliche Leben des ulmischen Landstädtchens Langenau vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis in die Hungerjahre des 19. Jahrhunderts.

JEAN DELINIÈRE: Karl Friedrich Reinhard. Ein deutscher Aufklärer im Dienste Frankreichs (1761–1837). (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg Reihe B, Band 110.) W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1989. 543 Seiten und 30 Abbildungen. Kartoniert DM 70,-

Diese wissenschaftliche Biographie zeichnet fundiert und umfassend das Leben und Wirken des in Schorndorf ge-

borenen Karl Friedrich Reinhard auf, der nach seinem Theologiestudium am Tübinger Stift als Hauslehrer in Bordeaux von der Französischen Revolution erfaßt wurde und schließlich über Jahrzehnte hinweg Frankreichs Politik in der französischen Revolutionsregierung, unter Napoleon und im danach wiedererstandenen Königtum vertrat als hochangesehener Diplomat, Minister, Parlamentarier und Pair, der aber auch als Präsident der moralischen und politischen Wissenschaften sowie als Briefpartner der Geistesgrößen seiner Zeit das geistige Klima Europas mitbestimmte.

HEINZ SCHAUWECKER: Zweckverbände in Baden-Württemberg. Kommunale Zusammenarbeit in zwei Jahrhunderten. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 445 Seiten mit 16 Farbtafeln und 73 Abbildungen im Text. Halbleinen DM 98,-

Erstmals werden hier die Zusammenarbeit der Kommunen in Zweckverbänden – Wasser-, Strom-, Gasversorgung – historisch aufgearbeitet und deren Aufgaben systematisch abgehandelt; so entstand ein Werk, das Geschichtsbuch, Handbuch und Dokumentation zugleich ist.

BERNHARD KIRCHGÄSSNER UND GÜNTER SCHOLZ (Hg): Stadt und Krieg. (Stadt in der Geschichte, Band 15.) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1989. 294 Seiten mit 3 Abbildungen und 1 Ausschlagkarte. Kartoniert DM 48,-

Die in diesem Band versammelten acht Beiträge beleuchten die Rolle der Städte im Krieg und im Kriegswesen, angefangen mit der Bedeutung mittelalterlicher Stadtmauern über die Kosten von Krieg und Verteidigung oder den Problemen von «Festungsstädten» bis zu den furchtbaren Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs, wie sie beispielsweise Freiburg und Böblingen erlebten.

WINFRIED WAGNER: Mai lieber Fraind! Die heiteren Briefe des leidgeprüften Schwaben Eugen Emberle. Mit Zeichnungen von Hans Helferstorfer. Verlag Karl Knödel Reutlingen 1989. 157 Seiten. Pappband DM 17,-

Nach dem Erfolg seiner ständigen Kolumne in «Schönes Schwaben» hat der Autor in diesem Band eine Auswahl der «Briefe» vorgelegt.

KARL HESS: Heimat Schönbuch und Gäu. Ausgewählte Beiträge zur Geschichte einer Landschaft und ihrer Menschen. (Veröffentlichungen des Heimatgeschichtsvereins für Schönbuch und Gäu Band 17.) Böblingen 1986. 338 Seiten. Leinen DM 29,50

In dieser Festgabe zum 75. Geburtstag für den Böblinger Altlandrat und Vorsitzenden des Heimatgeschichtsvereins Karl Hess sind über 50 überwiegend familienge-

schichtliche Veröffentlichungen des Jubilars zusammengefaßt: Ausweis seiner reichhaltigen und fruchtbaren Forschungen.

THEO KIEFNER: **Henri Arnaud. Pfarrer und Oberst bei den Waldensern. Eine Biographie.** Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1989. 292 Seiten mit 32 Seiten Abbildungen. Kartoniert DM 39,80

Der Fachmann zur Waldensergeschichte hat – auf einigem neu entdecktem Material aufbauend – eine kritische Arnaud-Biographie vorgelegt, deren äußere Aufmachung allerdings einer maschinenschriftlichen Vervielfältigung entspricht und sehr zu wünschen übrig läßt.

ROSEMARIE BAUER UND DORIS OSWALD: **Klärle, ons lauft d Zeit drvo. Schwäbische Gedichte.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1990. 134 Seiten mit einigen Zeichnungen. Pappband DM 16,80

Alle Bereiche des menschlichen, schwäbischen Lebens kommentieren und betrachten die beiden Autorinnen in ihrem zweiten Bändchen, ein Beispiel: *Faltamorgana: Do oine saget, i hüb mir meine Falta nagärgret. De andre saget, i häbs naglachtet; wenne no a Weile drüber nach grüeble, hanne scho wieder a baar neue Falta.*

Weitere Titel

VICTOR TISSOT: **Reportagen aus Bismarcks Reich. Berichte eines reisenden Franzosen 1874–1876.** Herausgegeben und übersetzt von Erich Pohl. Edition Erdmann in K. Thienemann Verlag Stuttgart 1990. 324 Seiten mit 27 Abbildungen. Leinen DM 39,–

GISELA LINDER, WINFRIED WILD UND WERNER STUHLER: **Ein Himmel voller Geigen. Musizierende Putten.** Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1990. 72 Seiten mit 22 Farbabbildungen. Pappband DM 36,–

WILHELM KÖNIG UND RUDOLF LEHR (Hg): **Mol schwäbisch – mol badisch.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1990. 142 Seiten. Pappband DM 18,80

DR. FROSCH (ALIAS PROF. DR. WINKLER): **Auf spätem Pfad. Gedichte.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1990. 143 Seiten. Pappband DM 19,80

UTA-MARIA HEIM: **Vergelt's Gott. Schwarzwälder Novellen.** Verlag Peter Schlack Stuttgart 1990. 32 Seiten. Broschiert DM 15,–

KARL PFEIFLE: **So war das.** Eigenverlag Stuttgart (Oelschlägerstr. 4) 1990. 116 Seiten. Pappband

Luff 89. **Ertappt! Politische Karikaturen von ROLF HENN.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1989. 84 Seiten mit 78 Abbildungen. Pappband DM 19,80

Kleine Geschichten von Rems und Murr. Gesammelt und herausgegeben von Horst Lässig. Engelhorn Verlag Stuttgart 1990. 144 Seiten mit 27 Abbildungen. Pappband DM 12,80

Justinus Kerner. **Ausgewählte Kostbarkeiten.** Zusammengestellt von Hans Mattern. SKV-Edition Lahr 1990. 62 Seiten. Broschiert DM 3,–

WOLFGANG WALKER: **Um Antwort wird gebeten. Geschichten von Tieren und Menschen.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 115 Seiten. Pappband DM 19,80

Mord und Todtschlag in Schwaben. Zwei Leichen im Weinberg ... und andere (zum Glück) nicht alltägliche Kriminalfälle entdeckt, bearbeitet und herausgegeben von Dietrich Genth. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 160 Seiten mit 84 Abbildungen. Pappband DM 19,80

Entdeckungen rund um die Teck. Streifzüge durch schwäbische Dörfer und Städte. Ein Bildband mit Texten von Werner Frasch und Fotos von Jean-Luc Jacques. Verlag Der Teckbote Kirchheim u. T. 1989. 80 Seiten mit 103 vierfarbigen Abbildungen. Ganzleinen DM 49,–

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1988. Herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern und dem Förderkreis für die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Baden. Zusammengestellt von Dieter Planck. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1989. 358 Seiten mit 260 Abbildungen. Kartoniert DM 34,–

Die Grabdenkmale der Walterichskirche in Murrhardt. Herausgegeben von der evangelischen Kirchengemeinde Murrhardt 1989. 28 Seiten mit 12 Abbildungen und einem Lageplan. Broschiert DM 5,– (zu beziehen über die ev. Kirchenpflege, Klosterhof 10, 7157 Murrhardt)

ROLF GÖTZ: **Der Freihof in Kirchheim unter Teck. Die Geschichte eines alten Adelssitzes und seiner Bewohner.** (Schriftenreihe des Stadtarchivs Band 9.) Stadtarchiv Kirchheim 1989. 128 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 19,50

Schwäbische Alb. Hochland zwischen Neckar und Donau. Fotos von Achim Sperber, Texte von Reinhold Hermanns. Mitherausgegeben von der Touristik-Gemeinschaft Schwäbische Alb. artcolor Verlag Hamm 1989. 72 Seiten mit 68 farbigen Abbildungen. Pappband DM 29,80

Sanierung greifbar nahe – der Kocher wird sauber

(lsw) Der lange Zeit als «buntestes Gewässer im Land» geltende Kocher wird sauber. Das im Frühjahr 1986 begonnene Kocher-Sanierungsprogramm zeige Erfolge, teilte das Regierungspräsidium Stuttgart mit. Die vielfältigen und zügigen Anstrengungen von Kommunen und Industriebetrieben «können sich sehen lassen». Die Sanierung sei «greifbar nahe».

Bereits zu Beginn des Jahres 1989 hatte die Papierfabrik Palm ihre Kläranlage wesentlich ausgebaut. Die Reinigungsergebnisse entsprechen «voll den hohen Erwartungen», heißt es in der Mitteilung von Regierungspräsident Udo Andriof. Die neue Entfärbungsstufe für das Textilabwasser der Firma Lindenfarb befinde sich in der Testphase. Bei der Papierfabrik PWA Dekor wurde im November 1989 mit dem Bau von fünf Biofiltern begonnen, die spätestens Ende 1990 in vollem Einsatz sein sollen. Die Kommunen bauten programmgemäß weitere 14 Regenüberlaufbecken, elf in Aalen, zwei in Oberkochen und eine in Hüttlingen. Damit sei der zuvor deutliche Rückstand im Vergleich zum Landesrückstand «wettgemacht».

Mit dem Ausbau der kommunalen Kläranlage von Aalen wird im Mai dieses Jahres begonnen. Bis Juli 1991 werde zudem ein neues Nachklärbecken und ein Teil der neuen biologischen Reinigungsstufe fertiggestellt sein. Von diesem Zeitpunkt an müssen die strengen Werte des Kochersanierungsprogramms eingehalten werden. Mitte 1992 soll dann auch der zweite Bauabschnitt fertig und die Anlage voll betriebsbereit sein. Der Bau der Oberkochener Kläranlage beginnt ebenfalls in diesem Jahr.

Autobahnbau A 7 bei Füssen gestoppt

(lbn) – Das Bundesverwaltungsgericht in Berlin hat den Weiterbau der Bundesautobahn A 7 von Nesselwang/Seeg bis zur Bundesgrenze bei Füssen vorläufig gestoppt. Teilweise begonnene Arbeiten müssten zunächst eingestellt, neue dürften nicht begonnen werden. Das Gericht begründete seinen Beschluß damit, daß nach dem gegenwärtigen Verfahrensstand ein rechtswidriger Planfeststellungsbeschluß nicht auszuschießen sei. Bis zu einer endgültigen Entscheidung sollten deshalb keine «vollendeten Tatsachen» geschaffen werden.

Zu klären ist, inwieweit durch den Autobahnbau die Existenz mehrerer bäuerlicher Betriebe bedroht und welche Mehrkosten eine vom «Bund Naturschutz» vorgeschlagene Alternativtrasse verursachen würde. Der Bayerische Verwaltungsgerichtshof hatte die Klagen gegen den entsprechenden Planfeststellungsbeschluß der Regierung von Schwaben unter anderem mit der Begründung abgewiesen, «daß auch bei einer Existenzvernichtung der bäuerlichen Betriebe und bei irrtümlicher Annahme von höheren Kosten für die Alternativtrasse kein Abwägungsfehler der Planfeststellungsbehörde» vorliege. Gegen dieses Urteil hat das Bundesverwaltungsgericht nun die Revision zur Klärung der Frage zugelassen, ob und unter welchen Voraussetzungen gewisse fehlerhafte Erwägungen der Planfeststellungsbehörde ohne Einfluß auf die Rechtmäßigkeit des gesamten Planfeststellungsbeschlusses sein können.

(Az.: BVerwG B 61.90 – Beschluß vom 26. Juni 1990)

Pforzheim fördert Streuobstbestand

(lsw) – Pforzheim will die Erhaltung ökologisch wertvoller Streuobstbestände unterstützen. Nach Mitteilung der Stadt erhalten die Bewirtschafter landwirtschaftlich genutzter Flächen ein «Baumpflegegeld» in Höhe von zwei bis zehn Mark je Baum. Diese Maßnahme soll laut Stadt eine Entschädigung dafür sein, daß die Ländereien durch Streuobstbestände nur erschwert bewirtschaftet werden können. Entsprechende Anträge müssen bis zum 15. September beim Amt für Umweltschutz oder beim Bauernverband Enzkreis eingereicht werden.

Protest gegen Abriß des Gasthofs «Goldenes Rad»

(lsw) – In Göppingen häuften sich die Proteste gegen den geplanten Abbruch des aus der Zeit vor dem Stadtbrand von 1782 stammenden Gasthofs «Goldenes Rad». Unter dem Eindruck von Bürgerprotesten sprachen sich drei der vier Göppinger Rathausfraktionen gegen die Pläne aus. Sie beauftragten Oberbürgermeister Hans Haller, mit den Bauträgern zu verhandeln, um eine Lösung zu finden, die nicht an die Stelle des Fachwerkbaus einen Flachdachbetonbau, unter anderem für die Landesgirokasse, setzt.

Gegen den Abbruch war von Bürgern im Stadtkern unter anderem mit Trauerbeflaggung protestiert worden. Die Landesgirokasse ließ inzwischen mitteilen, sie befinde sich in einer intensiven Prüfungsphase und halte enge Verbindung mit dem Bürgermeisteramt. Der Abbruch des Gasthofs ist vom Regierungspräsidium genehmigt worden.



Reformation und Bauernkrieg brachten das Ende für den Frauentaler Zisterzienserinnenkonvent. Während zur Reformation wertvolle Luther-Bibeln von 1560/66 ausgestellt sind, markiert eine Inszenierung mit Steinen, Balkenresten und Gemälde die Zerstörung des Klosters im Mai 1525.

Kleine Leute-Geschichte: «Vom Kloster zum Dorf»

«Die Vermögensverhältnisse zählen zu den besseren» – 1888 wird dies über Frauental in der «Beschreibung des Oberamtes Mergentheim» ausgesagt. Recht gut bestellt war es demnach um das Dorf vor rund 100 Jahren, doch der heutige Stadtteil von Creglingen (Main-Tauber-Kreis) erlebte auch andere Zeiten. Veranschaulicht wird dieses Auf und Ab im Museum «Vom Kloster zum Dorf», das am 12. Mai eröffnet wurde. Nichts weniger als die Darstellung der Geschichte Frauentals ist das Anliegen dieser Einrichtung, – von den

Anfängen des Zisterzienserinnenkonvents bis zum landwirtschaftlich geprägten Dorf im 20. Jahrhundert führt der Rundweg auf der ehemaligen Nonnenempore der Klosterkirche. Ein Gang durch acht Jahrhunderte: 1232 stifteten die Herren Gottfried und Konrad von Hohenlohe das Kloster, das sich dann gut entwickelte, im Gefolge von Reformation und Bauernkrieg jedoch aufgelöst wurde. Die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, seit 1448 Herren über Frauental, machten es 1548 zum Kastenamt und führten es als Domäne; erst 1791 kam mit dem Übergang an Preußen die Selbständigkeit der Gemeinde, die sie aber mit der Verwaltungsreform 1972 wieder verlor.

All dies ist in der Dauerausstellung dargestellt, doch wird in diesem Museum auch der Versuch unternommen, die geistigen Kräfte zu benennen, die hinter diesen Entwicklungen standen. So wird zunächst das Umfeld der Zeit erhellt, als die Frauenklöster im Zisterzienserorden sich vermehrten «wie die Sterne am Himmel». Angeführt wird das Wirken des heiligen Benedikts, erinnert an die Reformen der Zisterzienser und an die religiösen Frauenbewegungen des Mittelalters. Fotografien von Urkunden belegen die Anfänge des kleinen Frauentaler Konvents; Prunkstücke des Ausstellungsabschnitts «Klosterzeit» sind ein heute noch benutzter Abendmahlskelch aus dem Kloster sowie ein großes Hostieneisen.

In den Versorgungsbetrieben des Klosters – vorgestellt werden Mühle, Schmiede und die Schäferei – arbeiteten angeworbene Arbeitskräfte. Diese Betriebe und Wirtschaftshöfe bildeten dann den Kern der markgräflichen Domäne, des «Kastenamtes Frauental». Seine Gründung erfolgt nach Reformation und Bauernkrieg. Ein «Bücherberg» mit wertvollen Lutherschriften aus den Jahren 1564/66 sowie ein Gemälde von der Zerstörung des Klosters markieren diese gewichtigen Einschnitte.

Dokumentiert wird dann der landesherrliche Ausbau Frauentals, der in seiner Endphase schon im Geist der Aufklärung erfolgte, – früher als andernorts betrieb man rationalisierende Maßnahmen in der Landwirtschaft. Das Wirken des «Bauernaufklärers» und «Gipsapostels» Johann Friedrich Mayer wird in Erinnerung gerufen, ehe der Wechsel der Herrschaften über Preußen und Bayern nach Württemberg thematisiert wird. Der Kirche und der Schule, der Verwaltung der Gemeinde sowie der Entwicklung in der Landwirtschaft und der dörflichen Infrastruktur ist schließlich der letzte Teil des Rundwegs gewidmet. Kirchliche Gebrauchsgegenstände, eine Wahlurne aus dem 19. Jahrhundert sowie landwirtschaftliches Gerät kommen u. a. hier zur Ausstellung, viele Fotos lokalisieren die Darstellungen auf.

In der Mitte des Ausstellungsraumes

zeigen zwei große Modelle die Veränderungen in der Landschaft um das Kloster vom ausgehenden Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Vertieft wird dieses Thema dann an der Westseite, wo Karten die Entwicklungsstufen des Landschaftsbildes verdeutlichen. Die Verquickung historischer Entwicklungen mit den Änderungen im Erscheinungsbild der Landschaft sind überhaupt ein zentrales Thema dieses Museums, das ja später einmal auch einen Lehrpfad mit «Antennen» erhalten soll, wo gerade auf diese Thematik eingegangen werden soll. Das Museum ist in seinem didaktischen Aufbau so konzipiert, daß man ohne Führung mit Erkenntnisgewinn die Ausstellung durchlaufen kann. Texttafeln geben die notwendige Orientierung, zahlreiche Illustrationen veranschaulichen die prägnanten Aussagen. Bewußt wurde der Rundgang in einer chronologischen Abfolge angeordnet. So kann die einerseits atypische, andererseits viele Parallelen zu anderen Dörfern aufweisende Entwicklung Frauentals vom Besucher gut nachvollzogen werden.

Geplant und eingerichtet wurde das Museum vom «Verein Tauberfränkische Volkskultur» Weikersheim. Öffnungszeiten: täglich von 10–12 und von 14–18 Uhr.

Naturdenkmal durch Müll schwer geschädigt

(STZ) – Als wilde Müllkippe mißbraucht worden ist seit längerer Zeit der als Naturdenkmal ausgewiesene alte Steinbruch bei Gültstein. Das Landratsamt will diese illegale Abfallbeseitigung nicht länger hinnehmen: Es hat Strafanzeige wegen «Zerstörung» des Naturdenkmals gestellt. Die Untere Naturschutzbehörde will nun versuchen, durch Pflegemaßnahmen diesen wertvollen Lebensraum so gut wie möglich wiederherzustellen. Die Behörde weist darauf hin, daß derjenige, der seinen Müll kurzerhand in die freie Landschaft kippt, ein hohes Bußgeld riskiert, in schweren Fällen sogar eine Freiheitsstrafe.

Oberdorfer Thora in Jerusalem?

(Schwäpo) – Für den Erhalt und die Restaurierung der ehemaligen Synagoge von Oberdorf sind 900000 DM aufzubringen. Diese Kosten nannte der erste Vorsitzende des Trägervereins, Landrat Dr. Diethelm Winter, bei der Mitgliederversammlung. Winter rechnet, daß im zweiten Halbjahr 1991 die Renovierung abgeschlossen wird und im Anschluß daran das Gebäude seiner Bestimmung als Begegnungsstätte übergeben werden kann.

Der Vorsitzende erinnerte in seinem Rechenschaftsbericht, daß vor sechzehn Monaten der Verein gegründet wurde, damit die ehemalige Synagoge in Oberdorf nicht mehr der bisherigen Nutzung als Material- und Gerätelager überlassen bleibt. Ziel ist, den früheren Zustand wieder herzustellen, um künftig darin Begegnungen zu ermöglichen, die insbesondere der Völkerverständigung, dem Abbau von Vorurteilen gegenüber Minderheiten und Menschen anderer Nationalitäten oder Religionen dienen sollen.

Heute zählt der Trägerverein 152 Mitglieder, davon elf Städte und Gemeinden, zehn Kirchengemeinden und vier Körperschaften. Der Erwerb des Synagogengebäudes konnte im Geschäftsjahr des Vereins kurzfristig abgeschlossen werden. Nach den aufwendigen Bau- und Bestandsuntersuchungen können nun die Restaurierungsarbeiten Schritt um Schritt durchgeführt werden. Neben einer umfangreichen staatlichen Förderung erhielt der Verein auch Zuwendungen von Privatpersonen sowie aus Industrie und Wirtschaft. Namhafte Spenden kamen aus dem Ausland, vom Rotary-Club, dem evangelischen Bezirk und von der Kreissparkasse Ostalb.

Auch aus jüdischer Sicht wurde angeregt und gewünscht, die ehemalige Synagoge nicht nur museal zu restaurieren, sondern in ihr auch Raum für Veranstaltungen und Begegnungen zu bieten. «Einen Ort der Begegnung und Würde zu schaffen, entspricht wohl am ehesten dem gegebenen geschichtlichen Vermächtnis», sagte

Winter. Dem Vorschlag eines in London lebenden Rabbiners, dessen Wunsch Pfarrer Pfitzenmeier aus Schwäbisch Gmünd vortrug, die ehemalige Synagoge als allgemein übliches Kommunikationszentrum zu nutzen, wollte die Mitgliederversammlung nicht zustimmen.

Wenn die Bemühungen um den Erhalt der Synagoge bei der Bevölkerung von Oberdorf auf wenig Resonanz stößt, so könnte es daran liegen, daß zuwenig Kontakt mit den heimischen Bürgern gepflegt werde, um dabei zu erfahren, wie es damals war, als Oberdorfer und jüdische Mitbürger eine Dorfgemeinschaft waren, führten Günter Dietze und Reinhard Schwind an. Dietze plädierte dafür, sogenannte Oberdorfer Zeitzeugen stärker zu kontaktieren. Studiendirektor Jürgen Schick unterrichtete die Mitgliederversammlung, daß Schülerinnen und Schüler des Ostalb-Gymnasiums Material aus der damaligen Zeit gesammelt hätten und auch künftig weiter daran arbeiten wollen. Gertrud Schwarz machte Angaben, wo die Thorarolle der früheren Oberdorfer Synagoge sein könnte. Der Weg führe wohl von Oberdorf über Amerika und Paris nach Jerusalem, wo sie heute sein dürfte.

Vorsitzender Winter ist sicher, daß nach Abschluß der Restaurierungsarbeiten eine Besonderheit in Oberdorf geschaffen wird. Die freigelegten Wandmalereien an der Stirnseite der Synagoge werden auf Empfehlung des Landesdenkmalamtes restauriert. Mit der Wiederherstellung der Synagoge wird ein Zeugnis von der ehemals blühenden jüdischen Kultur dieser Region geschaffen, aber auch von der Zerstörung und Vernichtung während des Dritten Reiches, sagte Winter.

Berg am Rand des Rieses bald unter Naturschutz

(lsw) – Das Regierungspräsidium Stuttgart plant auf dem Gebiet der Gemeinde Riesbürg, Gemarkung Utzmemmingen, den Riegelberg als Naturschutzgebiet auszuweisen. Das Gebiet mit einer Größe von 21,3 Hektar streckt sich nach Angaben der Be-

hörde östlich von Utzmemmingen in nordsüdliche Richtung und ist ein markanter Höhenrücken, dessen charakteristisches Erscheinungsbild durch die dort befindlichen Schafweiden geprägt wird. Dieses Gebiet ist bisher als Teil des Landschaftsschutzgebietes «Landschaftsteile am Riesrandbereich» geschützt. Zur Erhaltung der Heidefläche mit einer für Schafweiden typischen Vegetation der Trocken- und Halbtrockenrasen und der vielfältigen Ackerwildkräuter, die teilweise vom Aussterben bedroht sind, ist die geplante Unterschutzstellung dringend geboten. Als südlicher Riesrandberg des durch Meteoriteneinschlag entstandenen Nördlinger Rieses ist er auch erdgeschichtlich und geologisch sehr bedeutsam.

Wackershofen legt einen Weinberg an

(HT) – Zu den verschiedenen Hauslandschaften, die im Hohenloher Freilandmuseum entstehen, gehört auch die Baugruppe «Weinbauern». Natürlich darf ein Weinberg dabei nicht fehlen. Diese Überlegungen und die ökologischen Zielvorstellungen des Museumskonzeptes waren die Grundlagen für das Projekt, das jetzt im Hohenloher Freilandmuseum realisiert wurde.

Im relativ rauen Klima – die letzten Weinberge wurden in der Umgebung von Schwäbisch Hall Ende des vorigen Jahrhunderts aufgelöst – bedurfte es größerer Untersuchungen, um im Hohenloher Freilandmuseum eine günstige, für Trauben geeignete Lage zu finden. Zu den umfangreichen Vorbereitungsmaßnahmen, die für die Anlage des Weinberges notwendig waren, gehörte die wissenschaftliche Überprüfung von Klima und Boden. Ein im Schutz der Waldenburger Berge liegender Südhang wurde terrassiert. Drei Trockenmauern wurden in teilweise sehr schwerer Handarbeit aufgeschichtet. Eine Sondergenehmigung für die Anlage eines Schauweinberges im Museum mußte vom Regierungspräsidium eingeholt werden.

Ohne die Unterstützung des württembergischen Weinbauverbandes wären diese Arbeiten nicht möglich gewesen. Von hier stammt die Empfehlung der besonderen Rebsorten, Neuzüchtungen der Rebzuchtanstalt Lauffen am Neckar. Verbandsdirektor Karl Heinz Hirsch vom Weinbauverband Württemberg, er ist gleichzeitig Mitglied im Beirat des Hohenloher Freilandmuseums, ließ es sich nicht nehmen, mit sieben Mitarbeitern der Staatlichen Lehr- und Versuchsanstalt Weinsberg rund 400 Reben auf zwei Terrassen zu setzen. Der gesamte Weinberg umfaßt einen halben Hektar.

Für die Museumsbesucher ist hier dargestellt, wie Reben in der Vergangenheit und wie sie heute gezogen werden. Ein Drahtrahmen als Unterstützung angelegt in Quer- und Längszeilen, das ist die heute übliche Ziehmethode. Historisch bekannt ist die sogenannte «Dreischenkelziehung». Im 18. und 19. Jahrhundert war sie in den württembergischen Weinbergen üblich. Ebenfalls historisch ist das Bestocken eines Weinberges, hier zur Hälfte mit roten und weißen Reben. Für die Staatliche Lehr- und Versuchsanstalt Weinsberg war das Anlegen eines «historischen Weinbergs» besonders interessant. Mit großer Spannung wartet man jetzt auf das Ergebnis im Herbst. Gekeltert werden kann jedoch frühestens nach fünf Jahren. Der Wein allerdings wird nur von «Spezialisten» genossen werden können. Da es sich um einen «Schauweinberg» handelt, darf der Wein nicht im Handel angeboten werden.

Archäologiemuseum nach Konstanz

(STZ) – Der Einrichtung des ersten baden-württembergischen Archäologiemuseums in Konstanz am Bodensee steht nun nichts mehr im Wege. Bei einer Gegenstimme und fünf Enthaltungen hat der Konstanzer Gemeinderat sich grundsätzlich bereit erklärt, das Konventgebäude der ehemaligen Klosterkaserne im Konstanzer Stadtteil Petershausen für das

Museum zur Verfügung zu stellen, zugleich hat er auch das zwischen Land und Stadt Konstanz ausgehandelte Finanzierungskonzept gebilligt. Demnach wird, wie Oberbürgermeister Horst Eickmeyer vor dem Gemeinderat erläuterte, die Stadt Konstanz 6,1 Millionen Mark der Kosten übernehmen. Das Land Baden-Württemberg zahlt 13,6 Millionen Mark und kommt für die ständig anfallenden Betriebskosten auf.

Oberbürgermeister Eickmeyer gestand vor dem Konstanzer Gemeinderat ein, daß es «schwierige Verhandlungen» mit dem Land Baden-Württemberg gegeben habe. Prompt gab es während der Sitzung auch Kritik an der Summe von 6,1 Millionen Mark, die die Stadt Konstanz als Beitrag für das Museum leisten muß. «Ein Geschenk, das so viel Geld gekostet hat, gab es in Konstanz schon lange nicht mehr», kritisierte ein SPD-Sprecher. Grundsätzlich befürworteten jedoch sowohl CDU, SPD wie auch Freie Wähler das Projekt: Durch das Landesarchäologie-Museum steige die Attraktivität der Stadt Konstanz. Oberbürgermeister Eickmeyer wies zudem darauf hin, daß die Stadt bei der Einrichtung eines eigenen Museums, wie ursprünglich geplant, die laufenden Kosten selbst hätte bezahlen müssen. Dieser Aufwand werde nun vom Land vollständig gedeckt.

Ungeklärt ist noch, wie Parkplätze für die Museumsbesucher geschaffen werden sollen. Denn für eine Tiefgarage, die nochmals rund 4,1 Millionen Mark Kosten verursachen würde, hat das Land lediglich einen Zuschuß von 1,5 Millionen Mark in Aussicht gestellt. Bereits vor einem Jahr hatte Ministerpräsident Lothar Späth in Konstanz angekündigt, das erste Archäologiemuseum des Landes Baden-Württemberg werde nicht in der Landeshauptstadt Stuttgart, sondern in Konstanz eingerichtet. Konstanz machte in der Vergangenheit mehrfach durch archäologisch bedeutsame Grabungen von sich reden.



Stark mit der Stuttgarter

Mit kleinen Mitteln Großes bewegen.
Zum Beispiel die Absicherung der Familie
zum äußerst günstigen Anfangsbeitrag.
Dabei hilft das »Stuttgarter Modell«,
die besondere Lebensversicherung von
der Stuttgarter.
Prüfen Sie die Leistungsstärke der
Stuttgarter. Zu Ihrem Vorteil.

Stuttgarter Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken
Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name _____

Straße _____

Ort _____

Tel. _____

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G. Scho
Olgastraße 80, 7000 Stuttgart I

Stadt: Kein Neubau im Akademiegarten

(STN) – Im Stuttgarter Akademiegarten kann das Land seine Pläne für ein neues Haus der Geschichte vergessen. Dem Land gehört zwar diese Parkanlage zwischen Neuem Schloß und Konrad-Adenauer-Straße. Aber die Stadt hat dort die Planungshoheit. Und auf die legt der Gemeinderat gerade an dieser sensiblen Stelle mitten im Zentrum großen Wert. So konnte das Land für diese Grünfläche durchaus einen Architektenwettbewerb ausschreiben und dann einen Entwurf favorisieren (Büro Behnisch), ist aber letztlich auf das Wohlwollen des Rathauses angewiesen. Darauf ist nicht mehr zu bauen. Mit Stimmen der SPD, der Grünen, der FDP und der Republikaner ist vom Ausschuß für Umwelt und Technik der Neubau abgelehnt worden.

Der für die Stadtplanung verantwortliche Bürgermeister Hansmartin Bruckmann konnte sich zwar diesen Neubau zur Dokumentation der Landesgeschichte durchaus an dieser Stelle vorstellen. Aber da versagten ihm – wie so oft – zuerst einmal seine Parteifreunde von der SPD die Gefolgschaft. Stadtrat Matthias Hahn: «Das ist dort nicht notwendig.» Und sein Kollege Wolfgang Maier: «Überflüssig wie ein Kropf, vor allem in einer Zeit, in der es Wichtigeres zu tun gibt, zum Beispiel im Wohnungsbau.» Auf alle Fälle will die SPD hier nicht den Blick auf die Rückseite des Schlosses zubauen lassen. Wenn das Land darüber klage, daß diese Ecke des Parks nicht belebt genug sei, dann sei es nur konsequent, im Neuen Schloß Räume frei zu machen. Es sei sowieso «eine Schande», daß der Innenhof des Neuen Schlosses als Parkplatz genutzt wird. Dieser Sicht der Dinge konnte sich Dr. Dietmar Reinborn von den Grünen schnell anschließen. Die Alternative für einen Neubau: ebenso das Neue Schloß. Das unterstützt auch Stadtrat Manfred Eisele (FDP). Einen Neubau könnte er sich höchstens vorstellen, wenn man die Konrad-Adenauer-Straße überbaute. Auch Stadtrat Erwin Joos (Republikaner) hält es nicht für richtig, die Sicht aufs Neue Schloß

zuzustellen. Am Ende fand diese Idee des Landes nur noch bei der CDU und den Freien Wählern Unterstützung.

Wohin aber mit einem Ministerium? Die SPD: Vorstellbar wäre dies bei Neubauten entlang der Neckarstraße (da gibt es Pläne des Landes), aber nur in Obergeschossen. Wenn das dem Land nicht genehm sei, wird auf ein Grundstück im Löwentorzentrum an der Heilbronner Straße verwiesen, auch auf die künftige «City Prag».

Münster schwankt um bis zu vier Millimeter

(STZ) – An hohen kirchlichen Feiertagen bewegt sich das Heilig-Kreuz-Münster von Schwäbisch Gmünd mehr als sonst: Bis zu vier Millimeter schwankt die mittelalterliche Hallenkirche des Peter Parler in Richtung Nord-Süd hin und her. Wechsel der Temperatur, der Luftfeuchtigkeit und des Grundwasserspiegels lösen die horizontalen Pfeilerbewegungen aus. Die Atemfeuchtigkeit der Masse der Besucher der Festgottesdienste in dem mit Warmluft beheizten Gotteshaus können die Kirche ebenso bewegen wie starke Niederschläge. Sorgfältige städtische Messungen anläßlich der Arbeit an den 13 Strebepfeilern des Münsterchores beweisen es. Vier sind bereits saniert, der fünfte ist in Arbeit. Jährlich kann nur ein Pfeiler (Kosten: im Schnitt etwa 300000 Mark) erneuert werden. Sonst bestünde die Gefahr, daß die Kirche ihr Gleichgewicht verlöre. Erst 1998 wird die Außenerneuerung des Münsters vollendet sein, die bereits seit 1981 im Gang ist.

Für die Arbeit an den Strebepfeilern mußte die Münsterbauhütte ein völlig neues Konzept wagen, denn wegen des Verkehrs war es nicht möglich, eine Stützkonstruktion auf die Straße zu stellen, und im bereits erneuerten Innenraum der Kirche verbot sich eine Stützkonstruktion ebenfalls. Statiker entwickelten eine Stahlkonstruktion aus Dreiecksböcken zu beiden Seiten eines Strebepfeilers, die mit Hilfe hydraulischer Pressen

die Aufnahme des Gewölbeschubs erlaubt: Bis zu sieben Tonnen Schubkraft wurden gemessen. Die Baumeister rechnen vorsorglich mit bis zu 13,2 Tonnen pro Pfeiler. Während der Lastübernahme werden die Pressen unablässig kontrolliert, die Horizontalbewegungen alle 20 bis 30 Minuten gemessen, um sofort auf jede Bewegung des Bauwerks reagieren zu können. Nach dem Wiederaufbau eines Strebepfeilers dauert es sechs Wochen, bis er allmählich die volle Last wieder übernimmt, damit etwaige Verschiebungen die Kirche nicht gefährden. Bis jetzt, so Münsterarchitekt Hermann Hänle, sind maximal 1,5 Millimeter bleibende Verformung nach dem Austausch der Strebepfeiler gemessen worden.

Als sich 1975 erhebliche Schäden im Rippengewölbe herausstellten, wurde das Münster kurze Zeit geschlossen. Es war nicht einsturzgefährdet, denn die Backsteinschale des Gewölbes kann «arbeiten». Aber es bestand die Gefahr, daß Steinrippen des Netzgewölbes herunterfielen, denn sie waren «aus den Fugen geraten». Zwei Drittel mußten neu versetzt, 250 laufende Meter Rippen neu angefertigt werden. Die spätgotische Flammen-Malerei im Gewölbe und die farbige Fassung der Rippen sowie der Schlußsteine wurde wiederhergestellt, nicht dagegen die ockerfarbene Tönung des Innenraums der Hallenkirche insgesamt. Der bis heute erhaltene mittelalterliche Dachstuhl, auf dem es noch die originalen «Tretmühlen» für den Aufzug von Lasten gibt, wurde durch Beihölzer an den Dachbalken verstärkt, das Dach mit 105000 Biberschwänzen neu gedeckt. Insgesamt 18 Maßwerksfenster, 15 Felder von Galeriebrüstungen, acht Wasserspeier sowie zahlreiche Gsimsestücke, Fialen, Kreuzblumen und Quader mußten von der Münsterbauhütte ersetzt werden. Diese Münsterbauhütte aus der Mitte des 19. Jahrhunderts mit ihren heute neun Mitarbeitern, so unterstreicht ihr Leiter Hermann Schäfer, bemüht sich um neue Methoden zur Erhaltung der mittelalterlichen Bauzier: Wo immer es noch möglich ist, konserviert sie die alten Steinmetzarbeiten mit Hilfe von Kieselsäureester.

Wasserbauhistorischer Wanderweg in Weingarten

(Isw) – Der wasserbauhistorische Wanderweg «Der Stille Bach», ein in der Bundesrepublik einmaliges Projekt, ist im Mai in Weingarten (Kreis Ravensburg) der Öffentlichkeit vorgestellt worden. In rund zehnjähriger Forschungsarbeit erforschten Geographen der Pädagogischen Hochschule Weingarten und der Universität Tübingen das komplizierte System von ehemals 21 Teilkanälen und 30 Stauweihern. Das System geht in seiner Entstehung mindestens auf das 10. Jahrhundert und auf die Benediktinermönche des Klosters Weingarten zurück.

Unter der Projektleitung von Michael Herbst, der die Anlage ein «selten ausgeklügeltes wasserbautechnisches System» nennt, wurde ein fast sechs Kilometer langer Wanderweg mit Texttafeln an dem Kanal eingerichtet. Dieser wasserbauhistorische Weg, so Landrat Guntram Blaser, sei ein im Bundesgebiet einmaliger Versuch, der Bevölkerung die Erkenntnisse und die Schönheit der Anlage näherzubringen und zu erläutern.

Seit der Renaissance besteht der Stille Bach aus zehn miteinander verbundenen Kanälen. Was oft wie natürliche, in die Landschaft eingebettete Bäche wirkt, sind zu 75 Prozent künstliche Gewässer in dem an Bächen ursprünglich armen Gebiet. Schon seit dem 16. Jahrhundert bewunderten Besucher die Wasserbaukunst der Mönche, die in ihrer Verbindung von Natur und Technik von einmaliger Harmonie sei, wie Projektleiter Herbst sagte. Er weist auch darauf hin, daß zahlreiche Zugvögel hier auf der Reise in den Süden rasten. Das komplexe Kanalsystem wurde nicht nur in den alten Klostersägereien und -mühlen und für die Fischbewirtschaftung wirtschaftlich genutzt; auch heute noch wird die Wasserkraft des Stillen Baches für Sägereien und Mühlen und für die Stromgewinnung genutzt.

Freilandmuseum Odenwald für Besucher geöffnet

(PM) – Das Odenwälder Freilandmuseum in Walldürn-Gottersdorf beging vom 13. bis 15. Juli 1990 seine Teileröffnung. Damit ist nach bisher sechsjähriger Aufbauzeit ein erstes Teilergebnis sichtbar. Modernste Versetzungstechniken haben von Anfang an ein Höchstmaß an Originaltreue beim Wiederaufbau ermöglicht.

Die Aufbaukonzeption, die sich über insgesamt 30 Jahre erstreckt, sieht einmal als Endergebnis drei kleine, in sich geschlossene Dorfgruppen für die Landschaften Odenwald, Bauland mit Unterem Taubertal und Unteres Neckarland vor. Dieser Einzugsbereich ist dem sechsten regionalen Freilandmuseum Baden-Württembergs, das nun eröffnet wurde, durch die Freilichtmuseumskonzeption der Landesregierung zugewiesen worden.

Derzeit stehen zwölf Gebäude auf dem Museumsgelände oberhalb des Gottersdorfer Sees; ein weiteres Gebäude (Hof Schüßler) ist in Gottersdorf an Ort und Stelle restauriert worden und gehört zum Besuchsbestand des Museums, fünf Wohngebäude sind fertig eingerichtet und auch mehrere Ökonomiegebäude mit landwirtschaftlichen Geräten versehen. Auch die Gestaltung einiger Außenanlagen ist begonnen worden.

Derzeit wird dem Besucher (außer montags) ein Museumsrundgang geboten, der in der Baugruppe Odenwald beginnt beim Fachwerkhaus aus Dallau, sich fortsetzt zum Taglöhnerhäuschen aus Walldürn, vorbeiführt am im Rohbau erstellten Hirtenhaus aus Gerolzahn zur Hofanlage Backfisch aus Neckarburken (Wohnhaus, Stallscheune und Hausgarten) und zum Armenhaus aus Reichartshausen. Der Weg verläßt sodann die Baugruppe Odenwald und führt über einen Steg zur unweiten Baugruppe Bauland, vorbei an einem im Rohbau erstellten mächtigen Fachwerkhaus aus Allfeld, dem bisher ältesten Gebäude des Museums (1687). Geht man an dem gerade im Aufbau befindlichen Bauernhaus aus Bofsheim vorbei, gelangt man zur fertiggestell-

ten Grünkerndarre aus Sindolsheim, einer Doppeldarre vom Anfang dieses Jahrhunderts. Den derzeitigen Abschluß des Besichtigungsweges bildet die Feldscheune aus Erfeld, vor der ein historischer Bienenstand Platz gefunden hat.

Im Dorfe selbst kann man als Abschluß des Besuchs das Haus Schüßler als Beispiel eines großbäuerlichen Wohnhauses besichtigen. Hier werden bäuerliche Wanddekorationen und Einrichtungen von 1760–1960 gezeigt. Damit ist bereits jetzt ein kleiner Querschnitt durch Teile der früheren ländlichen Welt möglich, der in den kommenden Jahren jedoch noch um vieles ergänzt werden wird. In allen fertigen Gebäuden findet der Besucher ausführliche Informationen zur Haus- und Besitzergeschichte.

Laichinger Weberhaus wartet auf «Wiedergeburt»

(Swp) – Die Tage des alten Weberhauses in der Laichinger Mohrengasse sind vorbei. Stein für Stein, Balken für Balken wurde abgetragen und ins Freilichtmuseum nach Beuren (Landkreis Esslingen) geschafft. Die ehemaligen Besitzer weinen dem «Schandfleck», wie sie das Haus nennen, keine Träne nach.

Den beiden Besitzern war das Weberhaus schon lange ein Dorn im Auge gewesen. Mehrmals hatten sie versucht, es loszubekommen. Doch ohne Erfolg. Vergeblich hatten sich die zwei um eine Abrissgenehmigung bemüht. Das Haus vergammelte mehr und mehr.

1978 hat sich das Landesdenkmalamt eingeschaltet. Es nahm das Weberhaus, das aus dem 17. Jahrhundert stammt, in den Katalog der verkäuflichen Häuser auf. Doch auch dem Landesdenkmalamt ist es nicht gelungen, Käufer zu finden.

Nach Jahren vergeblichen Wartens hat sich 1987 das Landratsamt Esslingen eingeschaltet. Es sah in dem alten Weberhaus ein geeignetes Objekt für das geplante Freilichtmuseum in Beuren. Das Landratsamt verpflichtete sich, die Kosten des Abrisses zu übernehmen. Das Grundstück wurde den Besitzern überlassen.

Bodensee-Kies geht allmählich zur Neige

(STZ) – Die Zeit eines ungehinderten Kiesabbaus geht auch am nördlichen Bodenseeufer ihrem Ende entgegen. Immer mehr kommt es im östlichen Bodenseekreis zu Konflikten zwischen der Kiesgewinnung und anderen Nutzungsansprüchen wie Wasser-, Natur- und Landschaftsschutz, Erholung und Siedlungsentwicklung. Günstig gelegene und ergiebige Kiesvorkommen sind selten geworden. Zu diesem Ergebnis ist der Planungsausschuß des Regionalverbands «Bodensee-Oberschwaben» gekommen. Als besonders problematisch gilt nach der Auffassung der Planer das Argental und die ufernahe Landschaft am Bodensee.

In dieses verkehrsberuhigte Erholungsgebiet sollte nicht eingegriffen werden, dort hätten Natur und Landschaft den Vorrang, hieß es. Weil der Rohstoff in den genehmigten Abbaustellen in wenigen Jahren zur Neige gehe, stellt sich der Regionalverband die Frage, wo Vorrangbereiche für den Kiesabbau im Regionalplan ausgewiesen werden können.

Im östlichen Bodenseekreis gibt es nur zwei Vorkommen, nämlich die große Abbaufäche im Tettninger Wald, südlich der Stadt Tettngang, und ein Vorkommen in Biggenmoos, östlich von Tettngang. Im Tettninger Wald hat die Forstverwaltung bereits 120 Hektar Wald für den Kiesabbau geopfert. Sie sträubt sich gegen weitere Flächenverluste, wenn der Abbau in drei Jahren ausgelaufen sein wird. Außerdem sind dort Gefahren für das Grundwasser und den Landschaftsschutz zu befürchten. Ähnliche Bedenken bestehen in Biggenmoos. Ob diese Abbaustellen abermals erweitert werden können, soll nunmehr bei Untersuchungen im Zusammenwirken mit den Landesbehörden abgeklärt werden. Jede Erweiterung erfordere aber einen verantwortungsvolleren Umgang mit den knappen, noch zugänglichen Kiesreserven im östlichen Bodenseekreis.

Zusätzliche Sorgen bereitet der Kiesexport in die Schweiz, den die Planer auf 20 bis 30 Prozent der oberschwä-

bischen Produktion schätzen. Um die entsprechende Zeitspanne seien die erschlossenen Kiesvorkommen in Oberschwaben früher ausgebeutet, und dann stünden die Vertreter der Kiesindustrie mit der Forderung, die heimische Wirtschaft brauche neue Kiesvorkommen, bei den Behörden abermals auf der Matte, meinte ein Kenner der Szene. Der Regionalverband hat daher abermals an das Land appelliert, zur Schonung der eigenen Vorräte Möglichkeiten der Exportbeschränkung zu prüfen.

Außerdem sollen nach dem Willen des Verbands weitere Möglichkeiten zur Streckung des Rohstoffs Kies genutzt werden. Dazu gehört die verstärkte Wiederverwertung des Bauschutts in der Region. In der Planung ist ein flächendeckendes Konzept mit Standorten für stationäre und mobile Recyclinganlagen. Schließlich ermuntern die Planer die Gemeinden, bei der Ausweisung neuer Bauflächen, vor allem bei Gewerbegebieten, zu prüfen, ob vor der Bebauung eine «Auskiesung» der Fläche möglich ist, um den Rohstoff Kies nicht für immer der Nutzung zu entziehen.

Neugestaltung des Esslinger Marktplatzes

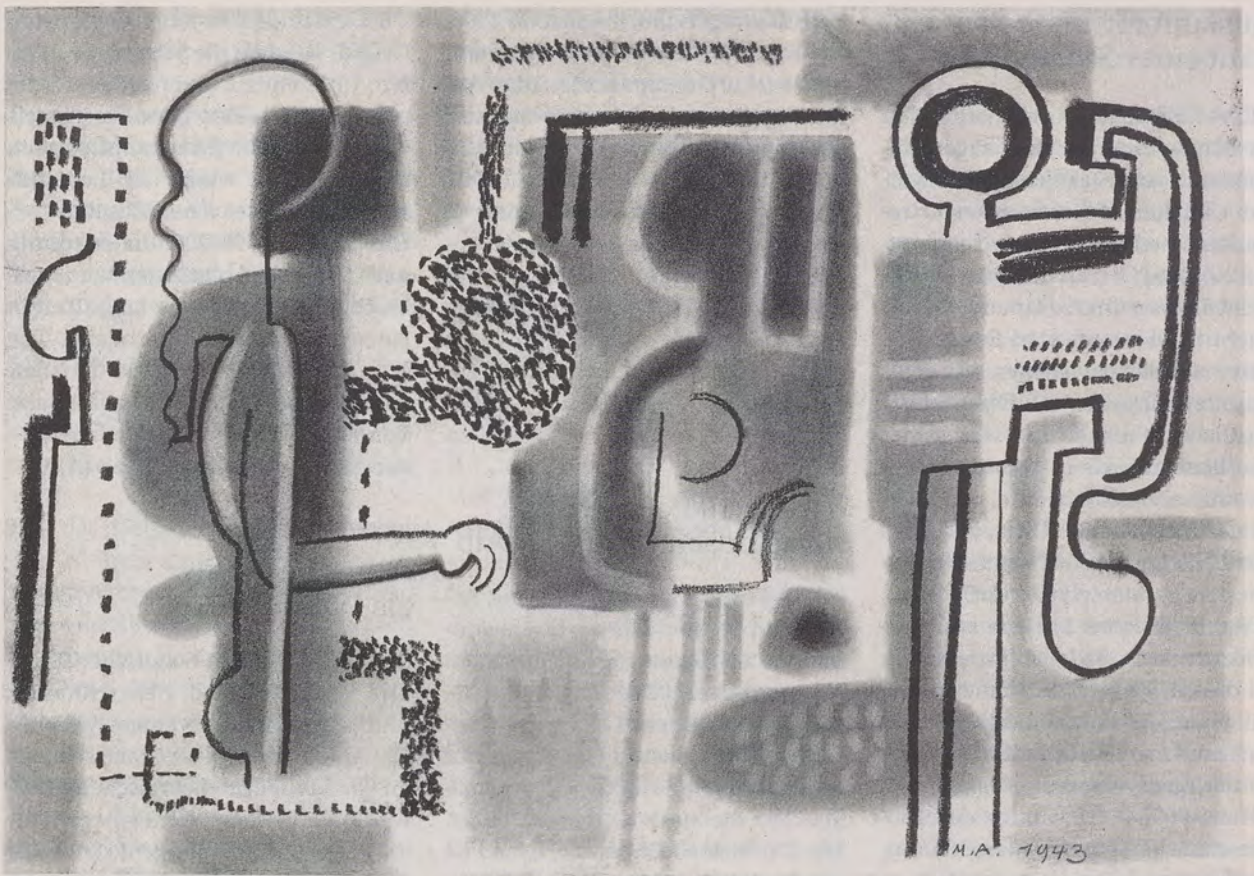
(STZ) – Die Ergebnisse des Ideenwettbewerbs über die Neugestaltung des Esslinger Marktplatzes haben, nicht unerwartet, ein starkes Echo in der Bürgerschaft ausgelöst. Zahlreiche Briefe, Telefonanrufe und guter Besuch der Ausstellung von Wettbewerbsarbeiten im Salemer Pfleghof sind nach Ansicht der Stadtverwaltung ein sicherer Beweis dafür, «daß dieser zentrale und kulturell hochwertige Innenstadtbereich den Esslinger Bürgerinnen und Bürgern besonders am Herzen liegt». Den eingeschlagenen Verfahrensweg, erst einmal unterschiedlichste Ideen vorzustellen (am Wettbewerb hatten sich 50 Architektenbüros beteiligt) und über die anschließende Diskussion ein tragfähiges Konzept für die Neugestaltung zu finden, hält die Verwaltung für eine gute Lösung. Die ausgezeichneten neun Arbeiten mit alternativen Gestaltungskonzepten böten

Gelegenheit zu umfassender inhaltlicher Diskussion. Jetzt können Öffentlichkeit und Gemeinderat «in aller Ruhe» um die «wirklich beste Idee ringen». Am Ende dieses Prozesses will die Verwaltung auf einer gesonderten Veranstaltung die preiswürdigen Arbeiten noch einmal im Detail vorstellen und versuchen, für den folgenden Realisierungswettbewerb die Aufgabenstellung zu formulieren.

Als Trost für alle, die aus den Resultaten des Ideenwettbewerbs bereits endgültige Vorschläge herausgelesen haben, stellt das Rathaus fest: «Es ist noch alles offen.» Das wird vor allem jene beruhigen, deren Gemüter sich an den Vorschlägen erhitzt haben, die eine Überbauung des Marktplatzes vorsehen. So eine Lösung, das war vielen Äußerungen zu entnehmen, stößt bei den Esslingern auf wenig Gegenliebe. In Zeiten finanzieller Ebbe, rieten manche, solle die Stadt überhaupt die Finger von einer Neugestaltung des Marktplatzes lassen. Entstanden ist der Marktplatz in seiner heutigen Form erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Damals wurden die Liegenschaften des Katharinenklosters bis auf wenige Ausnahmen – etwa das Kilmeyer-Haus – abgebrochen, und dadurch ist ein freier Platz gewonnen worden.

Auch Schwarzwaldverein kritisiert Kiesabbau

(lsw) – Der Schwarzwaldverein macht gegen den Kiesabbau im Hegau und am Hochrhein Front. Dadurch werde die Landschaft zunehmend verwüstet, meinte der Wanderverband in einer Pressemitteilung. Er wandte sich zugleich gegen den Kiesexport in die benachbarte Schweiz mit täglich Hunderten von Lastwagen, wodurch die Landschaft zusätzlich belastet werde. Der Hauptvorstand des Vereins verlangte Vorrang von Natur und Landschaft gegenüber dem Kiesgeschäft und forderte Politik und Verwaltung auf, nach Lösungen zu suchen, «durch welche schnellstmöglich und nachhaltig der Ausbeutung von Grund und Boden ein Ende bereitet wird».



Max Ackermann, Ohne Titel, 1943. © Nachlaß Max Ackermann

Beispielhaft. Die Bank wie das Land.

Wie beispielhaft das Land Baden-Württemberg ist, zeigen auch die Arbeiten des Künstlers Max Ackermann (1887–1975), der in dieser Region wirkte.

Nach Studienaufenthalten in Weimar, Dresden und München kam der gebürtige Berliner 1912 nach Stuttgart. Hier beendigte er sein Studium bei Adolf Hoelzel. Hier hatte er 1924 im Kunstgebäude seine erste Einzelausstellung. Hier hielt er bis zum Verbot 1936 Vorträge und Seminare, in denen er die Bildlehre Hoelzels von der „Absoluten Malerei“ vertrat.

Ab den frühen 50er Jahren machte sich Ackermann mit seinen Werken auch international einen Namen. So war er 1964 Ehrengast der Villa Massimo in Rom. 1969 fand eine große Ausstellung seiner neueren Arbeiten in Chicago statt.

Wie beispielhaft die Baden-Württembergische Bank ist, zeigen die intelligenten Lösungen für Auslandsgeschäfte.

Wenn Sie wissen wollen, was wir privat oder geschäftlich für Sie tun können, sprechen Sie mit uns.

Die Baden-Württembergische Bank.



Museum im Blaubeurer Kloster

(STZ) – Eine neue Touristenattraktion hat Blaubeuren. Im ehemaligen Kameralamt, vom Staatlichen Hochbauamt Ulm mit Millionenaufwand restauriert, wurde in der «Schubart-Stube», dem Ort, an dem der schwäbische Dichter am 23. Januar 1777 auf Befehl des Herzogs Carl Eugen verhaftet wurde, ein kleines ständiges Museum eingerichtet. Das Referat Staatliche Schlösser und Gärten der Oberfinanzdirektion Stuttgart, der Altstadtverein Blaubeuren, das Staatliche Hochbauamt Ulm und das Staatliche Liegenschaftsamt Ulm haben sich, beraten von der Arbeitsstelle für literarische Museen und Gedenkstätten in Baden-Württemberg, bei diesem Projekt zusammengetan. Will man die Ausstellung besichtigen, muß man sich allerdings vorher bei der Stadtverwaltung Blaubeuren (Telefon 07344/130) oder der Klosterschule (Telefon 07344/6306) anmelden.

Das jedes Schwabenherz erfreuende kleine Museum ist nämlich in dem ansonsten privat genutzten Haus Klosterhof Nr. 8 eingerichtet und beherbergt so viele Wertgegenstände, daß eine Aufsicht notwendig wäre. Die ist aber vorerst nicht zu bezahlen. Gezeigt werden nicht nur Erinnerungen an Schubarts Verhaftung, auch der Dichter Eduard Mörike, der bekanntlich die Geschichte von der schönen Lau im Blautopf verfaßt hat, ist hier präsent mit Illustrationen zu seinem beliebten Märchen.

Nur einen Monat lang waren in der «Schubart-Stube» auch Leihgaben aus der Landesbibliothek zu sehen, wertvolle Inkunabeln aus dem ehemaligen Klosterbesitz. Sie sind zum erstenmal wieder an ihren Entstehungsort zurückgekehrt. Themen für solche wechselnden Ausstellungen gibt es in Blaubeuren genug. Herbert Hummel, Vorsitzender des Blaubeurer Altertumvereins, denkt daran, berühmte Absolventen des Blaubeurer Seminars hier vorzustellen, angefangen von Wilhelm Hauff bis hin zu Theodor Vischer.

Wer jemals als Kind die Geschichte von der «Familie Pfäffling» gelesen

hat, das Jugendbuch erschien 1906, wird sich freuen, in der «Schubart-Stube» eine Dokumentation über Agnes Sapper zu finden, eine fast vergessene Kinderbuchautorin, die Millionenaufgaben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erzielte und in viele Sprachen übersetzt wurde, sogar ins Japanische. Agnes Sapper war von 1875 bis 1882 «Frau Bürgermeister» in Blaubeuren und hat in ihren vielen Erzählungen auch darauf zurückgegriffen.

Am 13. Juli eingeweiht: Museumsbahn auf der Alb

(SZ) – Fünf Jahre lang hat eine Arbeitsgruppe der Ulmer Eisenbahnfreunde auf diesen Tag hingearbeitet. Nun sind sie am Ziel: Neben der bereits bestehenden Lokalbahn zwischen Amstetten und Gerstetten gibt es künftig eine weitere Nostalgiestrecke, die nach Oppingen führt. Mit 170 Meter Höhenunterschied ist sie die steilste Schmalspur-Bahn in der Bundesrepublik. Der Fahrplan steht, und die Betriebstage wurden denen der Bahn nach Gerstetten angeglichen. Die Dampflok 997203, die einen Zug aus alten, vierachsigen Plattformwagen ziehen soll, kann losschnaufen.

Bis es soweit war, wurde eine Menge Schweiß vergossen. Und noch immer gibt es einiges zu tun. Amstettens Bürgermeister Walter Sigloch, zugleich zweiter Vorsitzender der Ulmer Eisenbahnfreunde, legt selber mit Hand an. Zusammen mit seinem Sohn ist er damit beschäftigt, einem der alten Plattformwagen zu neuem Hochglanz zu verhelfen.

Der stellvertretende Vorsitzende kann sich noch gut an die Anfänge erinnern: Das Ende der Schmalspurbahnlinie zwischen Amstetten und Laichingen im Jahre 1985 markiert den Beginn der Überlegungen, eine weitere Museumsbahn zu schaffen. Während zwischen Laichingen und Oppingen die Schienen und Schwellen abgebaut wurden, blieb auf dem restlichen Teilstück nach Amstetten der Gleiskörper erhalten.

«Es war der Wunsch des Gemeinderats», erinnert sich Walter Sigloch.

Die Gemeinde Amstetten erwarb den Grund, auf dem die Schienen verlaufen. Unterstützung von anderer Seite gab es kaum. Das Land, mehrmals von den Ulmer Eisenbahnfreunden angesprochen, winkte ab. Lediglich vom Kreis gab es einen Zuschuß.

Die Dampflok 997203, die zukünftig nach Oppingen schnaufen wird, verbrachte ihre alten Tage lange Zeit in einem Museum in Viernheim. Die Lok, im Jahre 1904 für die Großherzoglich-badische Staatseisenbahn von Borsig gebaut, ist eine Leihgabe der Albtalverkehrsgesellschaft (AVG).

Autos bekannter als Wildpflanzen

(lsw) – Die Namen heimischer Pflanzen und Tiere sind vielen Kindern und Jugendlichen weniger geläufig als Automarken. Der Staatssekretär im baden-württembergischen Umweltministerium, Werner Baumhauer, klagte in Sindelfingen, daß Bundesbürgern im Schnitt nur sechs Wildpflanzen geläufig seien. Jugendliche könnten hingegen jedoch spontan mindestens zehn Automarken aufzählen. Der 2. bundesweite Natur-Erlebnis-Tag am Pfingstsonntag trug mit seinen mehreren hundert Einzelveranstaltungen dazu bei, der Jugend die Natur wieder nahe zu bringen. An den Aktionen beteiligten sich die Deutsche Umwelthilfe, die «Bund»-Jugend, die Naturschutzjugend im Deutschen Bund für Vogelschutz sowie zahlreiche andere Organisationen aus dem Bereich des Umwelt- und Naturschutzes.

Baumhauer sprach auf der Sindelfinger Landesgartenschau von der noch immer bestehenden Diskrepanz zwischen dem Umweltbewußtsein und der Bereitschaft zum eigenen Engagement. Diese Kluft zu überwinden, sei eine vordringliche Aufgabe. Kinder und Jugendliche müßten über das «spielerische Erleben» der Natur an den Naturschutzgedanken herangeführt werden.

Kletter-Verbot im Oberen Lenninger Tal

(STZ) – Einen klassischen Konflikt zwischen Freizeitsport und den Belangen des Naturschutzes auf der Schwäbischen Alb hat das Regierungspräsidium Stuttgart auf seine Weise entschieden. Die Naturschutzverordnung «Oberes Lenninger Tal» wurde geändert. Die Behörden haben eine Weile zugeschaut und schließlich feststellen müssen, daß an vielen Stellen der Schwäbischen Alb beim Klettern des Guten zuviel getan wird.

Für das Gebiet «Oberes Lenninger Tal» ist im Sommer 1987 eine Naturschutzverordnung erlassen worden, die Ausnahmen vom grundsätzlich bestehenden Kletterverbot beinhaltet. Diese Ausnahmen wurden nun mit einer sogenannten Sicherstellungsverordnung weiter reduziert. Stuttgarts Regierungsvizepräsident Rapp: «Umweltschutzmaßnahmen dürfen vor niemandem haltmachen, auch die Klettersportler müssen ihr Scherflein dazu beitragen.»

Ab sofort bedeutet dies, daß das Klettern am Reiter-, Bübles-, Mädles-, Kristall-, Donntal- und Wasserfels sowie am Gutenberger Höhlenfels gänzlich untersagt ist. Ebenso verboten ist nun das Betreten der Felsköpfe im Bereich der Massive Wasser-, Reiter-, Bübles- sowie Mädlesfelsen. Einschränkungen gibt es an der Schwarzen Wand, an der Kesselwand und am Stellfelsen. Ebenso eingeschränkt wird das Betreten von Wegen und Pfaden im Bereich der Wälder und Heiden.

Insbesondere der Schwäbische Albverein und der Bund für Umwelt- und Naturschutz («Bund») hatten angesichts der Beliebtheit dieser Ziele bei Hobbykletterern immer wieder ihre Bedenken geäußert. Harald Nötter, Pressesprecher beim Regierungspräsidium: «Es handelt sich um einen hochsensiblen Bereich mit zahlreichen schützenswerten Pflanzen- und Tierarten. Teilweise wird mit Steigeisen geklettert und werden Vögel beim Brüten gestört. Nun mußten wir erkennen, daß es so doch nicht geht.» Die Sicherstellungsverordnung wurde übrigens weitgehendst im Einver-

ständnis mit den betroffenen Verbänden, den Sektionen Schwaben und Stuttgart des Deutschen Alpenvereins sowie der Deutschen Bergwacht erlassen. Pressesprecher Harald Nötter: «Lediglich in einigen Details gab es unterschiedliche Auffassungen.»

Alte Reithalle Stuttgart neu genutzt

(PM) – Die Alte Reithalle blickt auf eine bewegte Vergangenheit zurück. Am 16. Dezember 1888 wurde die von Architekt Professor Robert von Reinhardt erbaute Stahl-Glas-Konstruktion feierlich eröffnet. Die Idee zum Bau der Reithalle stammte von der «Gemeinschaftlichen Kommission für die Erbauung einer Pferdevorführungshalle mit Stallungen zur Förderung des hiesigen städtischen Pferdemarktes», nachdem die Baukosten von 180000 Goldmark durch eine Lotterie finanziert wurden.

Die Alte Reithalle ist der älteste Stahlbau des Landes Baden-Württemberg. 1926 verkaufte die Stadt die Reithalle und das ganze umliegende Gelände an die Firma Bosch. Die Halle erfuhr ihre erste Nutzungsänderung und wurde zur Versuchs-, Prüf- und Lagerhalle. Im Zweiten Weltkrieg wurde sie stark zerstört. 1948 machte sich die Firma Bosch an den Wiederaufbau.

Die im Jahre 1988 von der Landesgierokasse (LG) erworbene Alte Reithalle steht der Öffentlichkeit seit Juli 1990 wieder für kulturelle Veranstaltungen zur Verfügung. Ursprünglich war die Wiedereröffnung der Halle erst für 1993 nach Abschluß der Bauarbeiten in diesem Gebiet geplant gewesen. Da die LG jedoch den Bau ihres Verwaltungshochhauses auf dem angrenzenden Grundstück vorerst zurückgestellt hat, konnte die Alte Reithalle renoviert und im Sommer wieder in Betrieb genommen werden.

Betreiber ist die Stuttgarter Messe- und Kongreßgesellschaft (SMK). Die Nutzung der Alten Reithalle durch die SMK orientiert sich an den in der Vergangenheit durchgeführten, auf hohem Niveau stehenden kulturellen Veranstaltungen.

EVS will mehr Strom aus Wasserkraft

(lsw) – Die Energie-Versorgung Schwaben AG (EVS) mißt der Stromgewinnung aus Wasserkraft verstärkte Bedeutung bei. Mit einem Kostenaufwand von 86 Millionen Mark sollen die vier Illerkraftwerke in Aitrach, Tannheim, Unteropfingen und Dettingen in den nächsten 20 Jahren saniert und modernisiert werden, teilte EVS-Vorstandsmitglied Peter Schnell in Tannheim mit. Dieses Sanierungskonzept beweise das Interesse der EVS an der umweltfreundlichen Energiequelle Wasser. Ihr Anteil an der gesamten EVS-Stromproduktion betrage rund 13 Prozent.

Das Sanierungskonzept sieht die Generalüberholung von Turbinen, Generatoren und Leitapparaten vor. Die bisherigen mechanischen Regler sollen durch Elektronik ersetzt und die Turbinen mit umweltfreundlichen wassergeschmierten Kunststofflagern ausgestattet werden. Als weitere ökologische Verbesserung seien unter anderem eine noch dichtere und bessere Uferbepflanzung am Kanal und an den Auslaufstrecken von der Iller zum Kanal vorgesehen.

Die EVS würde «gerne» auch neue Wasserkraftwerke bauen, sagte Schnell. Sie habe daher in den vergangenen Jahren an Argen, Donau, Enz, Iller, Jagst, Kocher und Nagold das Wasserkraftpotential unter technischen und wirtschaftlichen Aspekten «genau unter die Lupe genommen». Es habe sich allerdings herausgestellt, daß nur eine «bescheidene Steigerung» der Stromerzeugung möglich wäre. Selbst dieser «minimale Zugewinn aus Wasserkraft» sei aber aufgrund des Widerstandes der Bevölkerung sowie wegen «mangelnder Unterstützung aus der Politik» nicht realisierbar. Erst im Februar dieses Jahres habe das Regierungspräsidium Stuttgart den Bau eines von der EVS geplanten Wasserkraftwerks in Untergriesheim an der Jagst bereits im Vorfeld der Genehmigung ablehnend beurteilt: «Mit dem Neubau von Wasserkraftwerken sind wir bisher überall gescheitert.»

Blaue Trasse B 10 eine Filstal-Autobahn?

(NWZ) – Die Fraktion der Grünen im Kreistag hat bei der Stadt Eisligen eine Einwendung gegen den geplanten Neubau der Bundesstraße 10 – sogenannte Blaue Trasse – erhoben, so eine Pressemitteilung der Partei. Die Kreistagsfraktion führt vor allem ökologische Gründe gegen den Bau der Blauen Trasse an. Sie sieht darin einen «massiven Eingriff in die Ökologie des Mittleren Filstales. Die ehemals freie Landschaft würde zerschnitten und verlärt.» Die Folgen für die Tier- und Pflanzenwelt in diesem Bereich seien fatal. Die Grünen verweisen auf Untersuchungen des Deutschen Bundes für Vogelschutz (DBV) in Süßen: «Der DBV sieht es als unausweichlich an, daß mehrere Vogelarten im Mittleren Filstal aussterben würden, da die B 10-Neu deren Habitate durchschneiden wird.» Dabei handele es sich, so das Papier, um Arten, die jetzt schon auf der Roten Liste stehen. Ferner würden ökologisch wertvolle und zugleich sensible Bereiche entwertet oder zerstört: Große Streuobstgebiete, extensiv bewirtschaftete Flächen mit reicher Flora, kleinere Feuchtgebiete, beispielsweise das Naturdenkmal Pflanzenstandort Streichenbach.

In der Begründung der Einwendungen heißt es weiter:

«Alle noch so gut gemeinten sogenannten Ausgleichsmaßnahmen bleiben bei einem Projekt dieser Größenordnung ohne ausreichende Wirkung und haben in erster Linie Alibi-funktionen.» Nicht nur Tiere und Pflanzen seien betroffen. Das Schreiben: «Naherholungsgebiete für die Menschen aus Holzheim, Eisligen/Süd, Salach, Süßen und Gingen werden verlärt.» Die Entlastung von innerörtlichem Verkehr werde insbesondere in Eisligen nur gering sein, so die Fraktion. Und weiter: «Der Lärm und der Gestank bleibt in der Stadt, und dort, wo sich die Menschen davon erholen könnten, wird Natur und Landschaft zerstört und verlärt.»

Die geplante Maßnahme bedeutet nach Auffassung der Grünen einen Verkehrszuwachs im mittleren Filstal

insgesamt. Zum neuen Nadelöhr werde Kuchen und in Geislingen bleibe es beim alten. Die Einwendung: «Ein ökologisch und funktionell vertretbares Konzept zur Bewältigung der neu geschaffenen Probleme gibt es nicht.»

Das Papier abschließend: «Die Blaue Trasse bedeutet eine Autobahn im Filstal. Die Blaue Trasse wird keine Umgehungsstraße. Mit ihr werden nur die Verkehrsprobleme umgangen.»

Aichelberger Weinberge werden nicht bereinigt

(EZ) – Die einen freut's, die anderen reut's: die Rebflurbereinigung für die Aichelberger Weinberge ist vom Tisch. Das baden-württembergische Landwirtschaftsministerium ordnete an, daß keine neuen Pläne mehr in Angriff genommen werden sollen. Nur was im Programm bis 1992 steht, soll durchgeführt werden. Für die Aichelberger, so erklärte Hermann Frank, Leiter des Kirchheimer Flurbereinigungsamtes, ist damit «der Zug abgefahren». Der Mehrheit der Wengerter wird es sogar recht sein. Im Oktober 1986 hatte nämlich Vorsitzender Stumpp eine geheime Umfrage durchgeführt: Rund dreiviertel der Aichelberger Weingärtner sprachen sich – zur Enttäuschung des Vorsitzenden – damals gegen die Flurbereinigung aus. Damit, so deutete Hermann Frank an, sind die Aichelberger selbst dafür verantwortlich, daß sie jetzt nicht mehr ins Spiel kommen können.

Eine erste Feldbereinigung wurde in Aichelberg schon im Jahr 1924 durchgeführt. Wege wurden gemacht, die Weinberge frisch vermessen und die Zugänge zum Wengert geregelt. In den 60er Jahren erhielten die Wege dann einen Makadambelag und Wasserableitungen aus Beton wurden verlegt.

Anfang der 80er Jahre hatte Wengerter-Vorsitzender Stumpp beim Flurbereinigungsamt Kirchheim eine Anfrage eingebracht. Ein Dorn im Auge war Stumpp vor allem die Klinge im Weinberg. Nachdem das Regierungspräsidium jedoch gesehen hatte, daß

unten an der Klinge der Knollenmergel beginnt, nahmen sie von der Zustimmung zur Verdolung Abstand. Das Flurbereinigungsamt beschied außerdem, so Stumpp, andere Gemeinden hätten die Umlegung «nötiger».

Daran ist sicher einiges dran, aber maschinengerecht wurde die Umlegung 1924 nicht durchgeführt. «Es gibt noch viele Wengert, wo man mit der Hand schaffen und hacken muß, auch mit dem Schlauch spritzen muß», beschreibt Erich Stumpp die Lage. Mauern stehen den Schmalspur-Schleppern im Wege. «Und die Handarbeit, die schafft die nächste Generation so nicht mehr», hält der 65jährige jenen vor, die gegen die Flurbereinigung sind. Er sei deswegen aktiv geworden, weil er sich später nicht vorwerfen lassen wolle: «Warum habt ihr nicht umlegen lassen?»

30 Aichelberger Wengerter liefern den Ertrag von insgesamt 15 Hektar an die Remstalkellerei ab. Der Müller-Thurgau und der Kerner vom Luginsland sind süffige, preisgekrönte Tröpfchen. Aber ausschließlich vom Weinbau leben können die Wengerter nicht mehr. Entweder betreiben sie Landwirtschaft nebenher oder sie gehen in die Industrie.

Warum die Aichelberger die einzigen Wengerter der Remstalkellerei sind, die die Umlegung mehrheitlich ablehnen, hat nach Meinung Stumpps vor allem finanzielle Gründe. Die vielen älteren Weingärtner wollen nicht mehr investieren. Denn sie haben nur Sorten, für die momentan nicht sehr viel bezahlt wird: Müller-Thurgau und Kerner. Rotgewächse wie Trollinger gedeihen auf dem Schurwaldhang und dem Boden nicht. Das Landwirtschaftsministerium begründete seine Entscheidung damit, daß die «angespannte Situation auf dem Weinmarkt verbiete, weitere Maßnahmen zur Ertragssteigerung» zu ergreifen. Auch geplante Umlegungen führe man nur noch durch, wenn sich eine deutliche Mehrheit der Wengerter darauf eingestellt hätte.


GROSS GEWORDEN IN WÜRTTEMBERG. ZU HAUSE IN DEUTSCHLAND.

TIGGES Kommunikation



Der Württemberg (Rotenberg)

Unsere Wurzeln sind von jeher in Stuttgart, unser Name ist gut württembergisch, unser Geschäft steht auf festem Grund und Boden. Das verpflichtet. Unsere Kunden, ob Wohnungsbauer, gewerbliche Investoren oder Kapitalanleger, können daher auf bodenständige Finanzierungen, sichere Kapitalanlagen und eine grundsätzliche Beratung bauen. Und das in der ganzen Bundesrepublik. Rufen Sie uns an.

Württembergischer
Hypo 

Berlin: 030/8819890 · Bielefeld: 05 21/69010 · Düsseldorf: 02 11/35 20 35 · Frankfurt: 069/23 22 72
Freiburg: 07 61/3 55 35 · Hamburg: 040/36 48 55 · Hannover: 05 11/36 36 13 · Karlsruhe: 072 42/50 15
Köln: 02 21/13 50 85 · Mannheim: 06 21/2 08 78 · München: 089/22 15 34 · Nürnberg: 09 11/2 37 91 85
Ravensburg: 07 51/2 63 65 · Stuttgart: 07 11/2 09 63 53

Autos werden vom Münsterplatz verbannt

(lsw) – Der Münsterplatz in Schwäbisch Gmünd soll nicht länger Parkplatz sein, sondern wie schon andere historische Straßen und Plätze der Gmünder Innenstadt Fußgängerbereich werden. Diesen Schritt schlägt Oberbürgermeister Wolfgang Schuster dem Gemeinderat vor. Damit soll ein wichtiger Beitrag zum Schutz des Heilig-Kreuz-Münsters geleistet werden, das ein Kulturdenkmal von nationalem Rang ist. Angesichts der mit Millionenaufwand betriebenen Sanierung des Bauwerks erscheint dies der Stadtverwaltung dringend geboten. Zugleich soll die Verkehrsführung zur Erschließung des Sanierungsgebiets «Münsterplatz/Brandstatt» neu geordnet werden.

Im März dieses Jahres hatte die Gmünder Stadtverwaltung dem Gemeinderat einen Vorschlag zur städtebaulichen Neuordnung des Sanierungsgebiets «Münsterplatz/Brandstatt» vorgelegt. Hauptziel ist die weitgehende Freimachung des gesamten Bereichs um das Münster vom Verkehr. Damals wurde auch der Bau einer Tiefgarage auf dem Areal «Brandstatt» angeregt, um den Wegfall von Parkmöglichkeiten auf den Straßen und Plätzen des Sanierungsgebietes auszugleichen. Da die Umgestaltung des Münsterplatzes für den OB Priorität hat und baldmöglichst verwirklicht werden sollte, hat er dem Gemeinderat vorgeschlagen, den Bereich um das Münster von Juli an verkehrsfrei zu machen. Die Einrichtung des Fußgängerbereichs für den Münsterplatz und für die umgebenden Straßen wird wohl für manche Bürger mit Umstellungsschwierigkeiten verbunden sein, meint Schuster. Schon in der Vergangenheit habe sich jedoch gezeigt, daß Veränderungen in der Verkehrsführung und der Nutzung von Gassen und Plätzen der Innenstadt, die zunächst für viele unvorstellbar gewesen seien, sich nach einiger Zeit gut bewährt hätten. Insbesondere habe sich damit die Wohnqualität für die Anwohner verbessert, auch die Besucher der Innenstadt hätten davon profitiert.

Parallel zu der Befreiung des Münsterbereichs vom Verkehr wird von der Stadt geprüft, wo gegebenenfalls im Süden der historischen Innenstadt eine Tiefgarage oder ein Parkhaus errichtet werden kann. Ferner sollen die Grundsätze für eine zukünftige Bebauung auf dem Brandstatt-Areal festgelegt werden. OB Schuster kann sich eine gemischte Nutzung mit Geschäften, Wohnungen und kulturellen Einrichtungen vorstellen. Der jetzt vorgeschlagene Weg, in Etappen das Sanierungsvorhaben umzusetzen, werde sicher erfolgreich begangen werden können, meint er.

900jähriges Klosterjubiläum in Hirsau 1991

(SB) 1991 wird das Klosterjubiläum in Hirsau gefeiert. Der Ruine Hirsau steht ein großes Fest bevor. 1991 jährt sich nämlich die Weihe der Kirche im Hirsauer Benediktinerkloster zum 900. Mal. Dies ist ein würdiger Anlaß zum Feiern, und mit den Vorarbeiten für das Festjahr wird schon jetzt begonnen.

Nach Mitteilung der Oberfinanzdirektion Karlsruhe werden sich neben dem Land Baden-Württemberg als Eigentümer der Ruine des ehemaligen Kloster St. Peter und Paul auch die Stadt Calw, die örtlichen Kirchen und der Verein der Klosterfreunde engagieren. Die Schirmherrschaft liegt in den Händen von Ministerpräsident Späth. Für die Oberfinanzdirektion Karlsruhe wird das Hirsauer Klosterfest einer der Schwerpunkte bei der Präsentation staatlicher Schlösser, Gärten und anderer Kulturdenkmäler im Jahre 1991 sein.

Beginnen werden die Feiern zum Jubiläum mit einem Festakt Anfang Mai, gefolgt von der Eröffnung des Hirsauer Klostermuseums, das in einem historischen Gebäude neben der Aureliuskirche eingerichtet werden soll. Weiterhin sind Konzerte, Vorträge, Sonderführungen, Klosterspiele und ökumenische Festgottesdienste geplant.

Umstrittene Illumination der Hohenzollern-Burg

(lsw) – An den Wochenenden wird die Burg Hohenzollern jetzt von Scheinwerfern angestrahlt. Die Beleuchtungsanlage hat 70000 Mark gekostet. Den Betrag teilen sich die Burgverwaltung, die Stadt Hechingen, die Gemeinde Bisingen, auf deren Gemarkung das historische Bauwerk steht, und der Zollernalbkreis. Für die Anstrahlung der Burg hat das Regierungspräsidium Tübingen zunächst eine Ausnahmegenehmigung erteilt. Gegen die Burgbeleuchtung haben die Naturschützer schwere Bedenken angemeldet. Anfang des Jahres hatte der Schul- und Kulturausschuß des Kreistags bereits der Anstrahlung der Burg zugestimmt. Zum Todestag von Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, und zur Thronbesteigung seines Sohnes Friedrich des Großen am 31. Mai erstrahlte die Burg Hohenzollern abends erstmals im vollen Scheinwerferlicht. Der Chef des Hauses Hohenzollern, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, äußerte sich begeistert über die Burg im Lichterglanz. Beim Deutschen Bund für Vogelschutz ist man weniger entzückt. Die Vogelschützer weisen darauf hin, daß die Burg im Landschaftsschutzgebiet stehe und der Zollerwald ein wichtiges Brutgebiet und Schlafstätte für viele Vogelarten sei. Auch für die Insekten sei die Anstrahlung schädlich. Nach einer Aussprache zwischen Vertretern der unteren Naturschutzbehörde beim Landratsamt Zollernalbkreis und der Gemeinde Bisingen ist nun vorgesehen, daß die Burg vom 1. April bis zum 30. September nur an den Wochenenden nach Einbruch der Dämmerung für 90 bis höchstens 120 Minuten angestrahlt werden darf, von Oktober bis März dagegen täglich. Zusätzliche UV-Lichtfilter sollen weitgehend verhindern, daß Insekten angelockt werden. Das Regierungspräsidium Tübingen will erst nach Vorliegen der Stellungnahme der Bezirksstelle für Naturschutz in Tübingen endgültig entscheiden, ob das Zollernalb-Wahrzeichen beleuchtet bleiben darf.

Reutlingen gedenkt einer «mutigen Entscheidung»

(epd) – An die Unterzeichnung des «Augsburger Bekenntnisses» durch die Vertreter der damaligen Freien Reichsstadt am 25. Juni 1530 erinnerte die evangelische Gesamtkirchengemeinde Reutlingen am 25. Juni in der örtlichen Marienkirche. Vor 460 Jahren auf dem Augsburger Reichstag hatte der kursächsische Kanzler Dr. Beyer die von Philipp Melancthon formulierte lutherische Bekenntnisschrift im Kapitelsaal der Bischöflichen Residenz Augsburg vor Kaiser Karl V. in deutscher Fassung vorgetragen. Unter die Confessio Augustana hatte zuvor auch der Reutlinger Bürgermeister Jos Weiß seine Unterschrift gesetzt.

Zum Augsburger Reichstag, der 1530 von Kaiser Karl V. einberufen worden war, um die Glaubenseinheit im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation wieder herzustellen, reisten die Reutlinger Theologen mit einem eigenen Glaubensbekenntnis an. Der Reutlinger Rat hatte ihnen aber empfohlen, es in Religionsachen mit Kursachsen und Nürnberg zu halten, die beide die lutherische Prägung der Reformation vertraten. Der Reutlinger Reformator Matthäus Alber neigte in der Gottesdienstform mehr zu dem Züricher Reformator Huldrych Zwingli, im Abendmahlsverständnis mehr zu Martin Luther. Für Reutlingen hatte die Unterzeichnung des Augsburger Bekenntnisses zur Folge, daß in der Stadt der Gottesdienst in jener schlichten oberdeutschen Form gehalten wurde, wie später auch im Herzogtum Württemberg. Noch bis vor wenigen Jahren brannten deshalb auf dem Altar der Reutlinger Marienkirche bei Gottesdiensten keine Kerzen.

Die Unterzeichnung des Augsburger Bekenntnisses durch Vertreter der Freien Reichsstadt Reutlingen war damals ein ungemein mutiger Schritt. Reutlingen war eine evangelische Exklave in katholischer Umgebung; das damalige Herzogtum Württemberg befand sich wegen der Verbannung Herzog Ulrichs unter habsburgisch-katholischer Verwaltung. Die kleine und unbedeutende

Stadt riskierte mit ihrem öffentlichen Bekenntnis zur Reformation Martin Luthers ihre gesamte Existenz. Reutlingen war neben der damaligen Weltstadt Nürnberg die einzige Reichsstadt, die die Bekenntnisschrift durch ihre Unterschrift mittrug. Luther erkundigte sich hinterher ausdrücklich danach, was denn Reutlingen für ein starkes Heer und für treffliche Befestigungen habe, daß die Stadt es wagen könne, sich so unerschrocken zum Evangelium zu bekennen.

Mit dem Gedenk-Gottesdienst nahm die evangelische Gesamtkirchengemeinde Reutlingen eine alte Tradition wieder auf: In früheren Jahrzehnten hatte es in Reutlingen jährlich eine Gedenkfeier gegeben.

«Naturland GmbH» gibt 1,2 Mio. für Biotop aus

(lsw) – Der Landesjagdverband Baden-Württemberg und die von ihm getragene «Naturland GmbH» haben bisher 1,25 Millionen Mark für die Pacht oder den Ankauf ökologisch wertvoller Grundflächen und deren Gestaltung ausgegeben. Allein im vergangenen Jahr wurden dem Landesjagdverband zufolge Grundstücke im Wert von 274755 Mark erworben. Nach einer vorgelegten Bilanz wurden bisher 93 Hektar Land zu optimalen Biotopen umgestaltet, wovon 44 Hektar gekauft und 27 Hektar langfristig gepachtet werden konnten. Weitere 22 Hektar befinden sich in der örtlichen Betreuung durch Jäger, die von den wissenschaftlichen Mitarbeitern der «Naturland GmbH» beraten werden.

Die Arbeit des «Naturland»-Stabes soll in Zukunft wesentlich erweitert werden: So wurde jetzt nach zweijähriger Arbeit ein Modellvorhaben abgeschlossen, bei dem für die Stadt Marbach am Neckar ein flächendeckendes Biotopnetz-Konzept aufgestellt wurde. Die Pläne für dieses naturfreundlichere Landschaftsbild in einer intensiv landwirtschaftlich genutzten Markung werden schrittweise in die Tat umgesetzt.

In einem weiteren Modell wurden in

einem laufenden Flurbereinigerungsverfahren gezielt Grundstücke erworben, die als Wegrandstreifen, Feldraine, Magerflächen, Feldgehölze und Heckenstreifen nach einem landschaftspflegerischen Begleitplan zugeteilt werden, den der Landesjagdverband erarbeitet und dem Flurbereinigungsamt zur Verfügung gestellt hat.

Weberei-Ausstellung in Sindelfingen

(PM) – Heute ist Sindelfingen bundesweit als Daimler- oder als IBM-Stadt bekannt. Kaum jemand weiß aber noch, daß Sindelfingen schon vor der Ansiedlung der Firma Daimler ein Industrie-Städtchen war: Textilfabriken beschäftigten Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen. Sindelfinger Jacquardgewebe waren weltweit bekannt. Und viele hundert Webstühle klapperten in den Häusern; nirgendwo in Württemberg gab es annähernd so viele selbständige Hausweber wie in Sindelfingen.

Nun soll eine Ausstellung auf einen Aspekt dieser Vergangenheit hinweisen: «Die Weberei ist hier sehr zu Hause» (Zur Geschichte der Sindelfinger Handweberei). Mit Texten, alten Bildern und Stoffen, historischen Musterbüchern und Maschinen soll die Zeit der Hausweberei wieder lebendig werden, die Sindelfingen durch und durch geprägt hat, – die aber in den letzten Jahrzehnten fast völlig vergessen und verdrängt worden war.

Die Ausstellung, die vom Verein «Die Weber» und vom Stadtmuseum vorbereitet wurde, findet vom 5. Juli bis zum 9. September 1990 statt. Sie ist täglich (außer montags) von 14–17 Uhr geöffnet (sonntags auch 10–12 Uhr). Ort: «Haus der Handweberei» (frühere Webschule) im Stadtzentrum neben der Martinskirche. Gruppen werden gerne geführt: Anmeldung dafür über Herrn Zecha (Stadtmuseum), Telefon (07031) 94394.

Verkehrslenkung für Mountain-Bikes

(lsw) – Die Stadt Schwäbisch Gmünd will das Fahren auf Mountain-Bikes in die richtigen Bahnen lenken. Nachdem dieses Hobby in den letzten Jahren immer beliebter wurde und gleichzeitig Naturschützer und Wanderer das Radfahren im Gelände immer heftiger kritisierten, wurden jetzt im Schwäbisch Gmünder Raum vier Strecken für Mountain-Bike-Fahrer ausgewiesen. Man wolle einerseits den Mountain-Bike-Fahrern den Spaß an ihrem Hobby nicht verderben, andererseits die Wanderer und die Natur vor den Geländeradlern schützen, heißt es in einer Mitteilung der Stadt.

Die Strecken im Bereich Furtle-Paß, Bernhardus, Beurener Kreuz, Gargau und Weiler sind zwischen vier und 15 Kilometer lang und weisen die gewünschten Schwierigkeiten auf, teilte die Stadt weiter mit. Man hoffe, daß sie von den Geländeradlern angenommen werden und die Natur dadurch geschont werde.

Grünes Licht für Jagsttalbahn 1991

(Schwäpo) Die Jagsttalbahn, Deutschlands längste Schmalspurbahn, soll bis spätestens 1991 wieder von Möckmühl nach Dörzbach fahren. Dieses Ziel hat sich der Krautheimer Bürgermeister Erhard Ziegler, Vorsitzender der Jagsttalbahn-Freunde, gesteckt. Die Landesregierung hat zehn Millionen Mark für die Sanierung der maroden Strecke bereitgestellt. Weitere fünf Millionen Mark müssen die Gemeinden an der Route und die Landkreise Hohenlohe und Heilbronn aufbringen. Das Kabinett verband seine Finanzierungszusage mit der Bedingung, daß der Betrieb der 40 Kilometer langen Bahnlinie für mindestens 15 Jahre sichergestellt werden muß. Die Südwestdeutsche Eisenbahngesellschaft, ein Unternehmen des Landes, hatte den Betrieb an Weihnachten 1988 eingestellt, weil die Sicherheit nicht mehr gewährleistet war. Jetzt warten Loks und Waggons im Bahnhof Dörzbach auf das Abfahrtsignal.

Landeswettbewerb für Ortseingangsgestaltung

(lsw) – Die lange vernachlässigten Ortsränder sollen schöner werden. «Hervorragende Beispiele» für gelungene Dorf- und Stadteingangsgestaltung bieten St. Peter und Müllheim im Kreis Breisgau-Hochschwarzwald sowie Kernen im Remstal und Freiburg. Die vier Kommunen wurden als Landessieger in einem vom baden-württembergischen Innenministerium ausgeschriebenen Wettbewerb «Ortseingänge und Ortsränder im Städtebau» ausgezeichnet. Bei der Preisvergabe in St. Peter durch einen Vertreter des Ministeriums wurde zugleich eine Wanderausstellung mit Plänen, Bildern und Texten der insgesamt zwölf am Wettbewerb beteiligten Städte und Gemeinden eröffnet.

Stadtrandgestaltung erfordert sorgfältiges Planen, Können und Finger-spitzengefühl. Andernfalls drohe «die Gefahr aufwendiger gestalterischer Fehlleistungen», warnte die Wettbewerbskommission und forderte dazu auf, die Gestaltung der Ortseingänge und -ränder als vordringliche städtebauliche Aufgabe zu handhaben. Als gelungen betrachtet sie einen Stadteingang, der sich «als gestaltetes, ortsbildprägendes Element tief in den Stadtkörper hinein» zieht und der «auch für den Fahrzeugbenutzer erlebbar» ist.

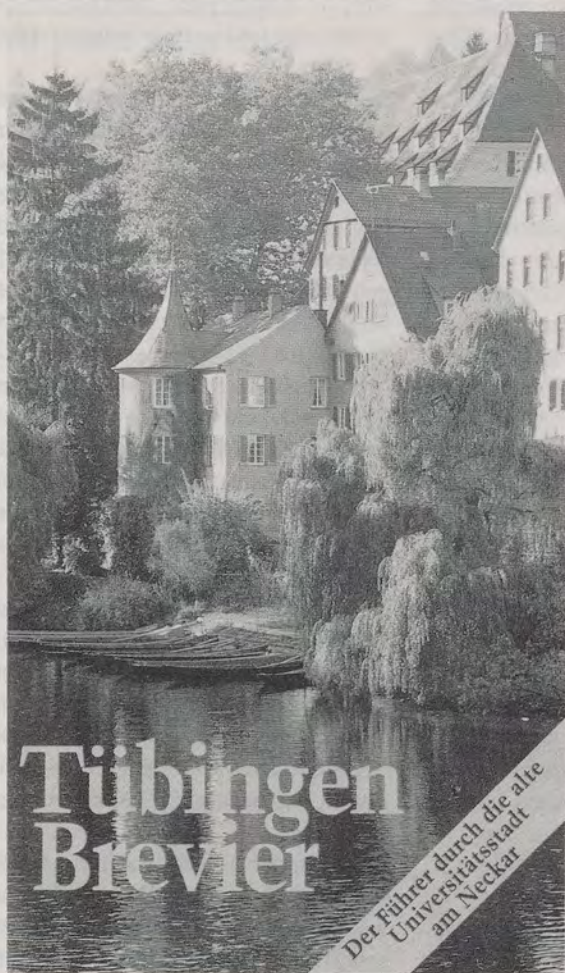
Erlebniswert und gestalterische Qualitäten sprachen die Wettbewerbsbeurter den fünf wichtigsten Freiburger Stadteinfahrten zu, wobei besonders die Einfahrt Freiburg-Mitte hervorgehoben wurde. Müllheim glänzte unter anderem mit der Reparatur eines durch gewerbliche Nutzung gestörten Ortsbildes. Kernen verfiel auf ein «Baumtor» zur Verkehrsverlangsamung an der westlichen Ortseinfahrt Rommelshausen. In St. Peter beeindruckten ausgestaltete Aufgangparkplätze im Eingangsbereich zum historischen Ortskern die Jury.

Ein Fernmeldeturm ganz aus Holz

(STZ) – Neue Wege geht die Post beim Landschaftsschutz. Zum erstenmal wurde jetzt bei Ennetach im Landkreis Sigmaringen ein Fernmeldeturm ganz aus Holz gebaut. Der 32 Meter hohe Richtfunkurm kostete 300000 Mark. Die auf der Anlage installierten Sendeeinheiten arbeiten auch noch bis zu einer Windgeschwindigkeit von 130 Stundenkilometern absolut störungsfrei. Damit bietet der Turm aus Holz statisch gleichwertige Eigenschaften wie andere aus Beton oder Stahl. Vor allem die Landschaftsschützer hatten den Holzbau erzwungen. Sie wollten auf dem landschaftlich reizvoll gelegenen Berg keine Betonröhre dulden.

Günstige Aussichten für Pfarrhaus Steinenberg

(rf) – Das alte Pfarrhaus in Rudersberg-Steinenberg wird nun doch stehen bleiben. Um das Baudenkmal aus dem Jahr 1461 streiten sich Denkmalschützer und evangelische Kirchengemeinde schon seit Jahren. Die Kirchengemeinde hatte den Abriß des alten Pfarrhauses beschlossen, um einen Neubau errichten zu können, doch ein vom Regierungspräsidium Stuttgart erarbeitetes Finanzierungsmodell eröffnete dem ältesten Pfarrhaus in Württemberg eine Überlebenschance. Im Mai sprach sich der Kirchengemeinderat mit 5:4 Stimmen für die Erhaltung des Gebäudes aus. In mehreren Vertragswerken wird nun die Finanzierung der Restaurierungsarbeiten festgeschrieben. Die Kirchengemeinde will einen Teilabriß vornehmen und dafür einen Neubau ans alte Pfarrhaus angliedern. Die bürgerliche Gemeinde wird den historischen Teil des Gebäudes mitnutzen und Räume für die Feuerwehr, die Volkshochschule und für das Ortsarchiv belegen. Der Streit um den «Schandfleck» führte seit 1972 zur Polarisierung der Meinungen im Ort. Die Kirchengemeinde hatte aber immer wieder gezögert, von ihrer gültigen Abbruchgenehmigung Gebrauch zu machen.



Tübingen Brevier

Der Führer durch die alte
Universitätsstadt
am Neckar

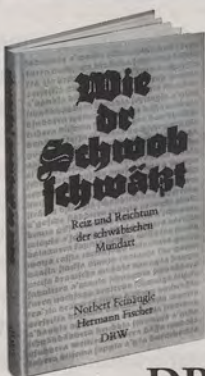
Das Tübingen Brevier, vollständig überarbeitet und erweitert, informiert in mehreren Essays, mit 114 Stichworten von A bis Z und 433 Registerbegriffen. Die Texte wurden ergänzt durch einen herausnehmbaren Stadtplan mit Straßenverzeichnis.

Broschur mit farbigem Kartonumschlag, Format 10 x 17,5 cm, Umfang 152 Seiten, Verkaufspreis 12,80 DM. ISBN 3-9801276-3-X

Erhältlich im Buchhandel und beim Verlag Tübinger Chronik, Tübingen, Uhlandstraße 2.



Verlag Tübinger Chronik



Jedem sein Schwäbisch !

Wie dr Schwob schwätzt
Reiz und Reichtum der schwäbischen Mundart. Von Norbert Feinägge und Hermann Fischer 1990. 200 Seiten mit 126 Zeichnungen und farbigen Fotos. DM 42,-. ISBN 3-87181-261-7

Jetzt im Buchhandel !

DRW-Verlag Stuttgart

Sicherheit. Rund um die Uhr. Rund um das Jahr.



Sicherheit für Sie selbst, für die Familie, für Heim, Haus und Geschäft, für das Auto bietet Ihnen die Württembergische durch ein Versicherungsangebot, das auf Ihren persönlichen Bedarf zugeschnitten ist.

Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter in Ihrer Nähe. Er ist Fachmann für versichern, vorsorgen, bausparen und wird sich gern viel Zeit nehmen, Sie sorgfältig zu beraten. Die Anschrift steht im Telefonbuch unter Württembergische Feuerversicherung AG.

Zur abgebildeten Uhr:
Monstranzuhr,
Augsburg, 17. Jahrh.
Württembergisches
Landesmuseum, Stuttgart

**Württembergische
Versicherungen**

Schorndorfer Museum ist selbst ein Museumsstück

(STZ) – Noch ehe die Schorndorfer Historienschatze ins Haus Kirchplatz 7 einziehen können, ist das Gebäude selbst – sozusagen als eigenständiges Museumsstück – Gegenstand einer interessanten bauhistorischen Untersuchung: Reinhard Seitz, freier Architekt und Hausforscher aus Reutlingen, erstellt ein Gutachten, das als Entscheidungsgrundlage für weitere Baumaßnahmen in dem künftigen Erweiterungsbau des daimlerstädtischen Heimatmuseums dienen soll. Hausforscher Seitz verfährt bei seiner Detektivarbeit doppelgleisig: Zum einen geht er bei der Gefügeuntersuchung des Fachwerkbaus aus dem ausgehenden 17. Jahrhundert ganz praktisch mit Hammer und Meißel vor, zum anderen ist parallel dazu ein theoretisches Pensum zu erledigen. Und das sieht so aus, daß der Architekt zusammen mit Stadtarchivar Dr. Uwe Jens Wandel die verschiedensten Quellen studiert, um die wechselvolle Geschichte des Hauses zu erhellen und von der Nutzung her auch Rückschlüsse auf mögliche bauliche Veränderungen ziehen zu können.

So geht man laut Chronik davon aus, daß das Haus höchstwahrscheinlich 1684 als Deutsche Schule erbaut wurde, die Klassenzimmer im ersten Stock waren und sich darüber eine Lehrerwohnung befand. Da die Räume in der ersten Etage als Schulstuben indes viel zu klein sind, ist sich Seitz ziemlich sicher, daß zu einem späteren Verwendungszweck viele Wände nachträglich eingezogen worden sind.

Die Expertise soll aber nicht nur Aufschluß über den Teil des Gebäudes bringen, der aus dem Boden ragt, sondern man erwartet auch Klärendes zur Frage einer möglichen Unterkellerung. In Absprache mit dem Museums-Arbeitskreis will die Stadt das Erdgeschoß zu einem größeren Saal ausbauen, in dem auch Wanderausstellungen Platz finden. Die Nutzung der Obergeschosse muß im einzelnen noch festgelegt werden. Genutzt werden aber soll auf jeden Fall der Glücksfall, daß Museales in Schorn-

dorf auch «standesgemäß» residieren wird. Sanierungsbeauftragter Paul Hänslér: «Das alte Gefüge wird in die Museumskonzeption mit einbezogen.»

Das fertige Gutachten soll im Herbst vorliegen, und im nächsten Jahr will man die Bauarbeiten anpacken. Konzeptionelles ist indes schon weitergediehen. So wünscht sich der Museumsbeauftragte der Stadt, Dr. Wolfgang Morlok, ein «Schaufenster für die Stadt», also eine Stätte, in der primär die Lebensumstände und die Arbeitswelt früherer Zeiten anschaulich in Erinnerung gerufen werden.

Lob hat der Museumsbeauftragte auch für die Schorndorfer parat: Sie würden regen Anteil an ihrer künftigen Historienstätte, die nach der Erweiterung in städtische Regie übergehen soll, nehmen und hätten auch schon gezielt Exponate gesammelt – so etwa für die Ausstellung «Schorndorf im Zweiten Weltkrieg».

Broschüre über Treibhauseffekt und Wald

(PM) – Die jetzt auch in Europa spürbare Verstärkung des Treibhauseffektes, verursacht vor allem durch hemmungslos in die Atmosphäre verbrachtes Kohlendioxid, wird uns zunehmend zu schaffen machen. Das ökologische Gleichgewicht droht umzukippen.

Das erklärt Bernd Schmidbauer, MdB und Vorsitzender der Enquete-Kommission «Vorsorge zum Schutz der Atmosphäre», in einer Stellungnahme zur eben erschienenen Publikation «Treibhauseffekt und Wald» der Bonner Stiftung Wald in Not.

Co-Autor Schmidbauer fordert in seinem Beitrag sofortige Maßnahmen: Die Reduzierung klimarelevanter Spurengase wie Kohlendioxid und FCKW, radikale Energieeinsparungen und die Nutzung erneuerbarer Energiequellen.

Politisch überaus dringlich sei eine internationale Konvention zum Schutz der Erdatmosphäre. Der politische Konsens müsse noch zu Beginn der neunziger Jahre gefunden werden, um die ökologische Kata-

strophe abzubiegen, – aber auch wirtschaftliche und soziale Folgeschäden zu vermeiden.

Den besonderen Einfluß der Forstwirtschaft auf unser Klima untersuchten Peter Burschel und Michael Weber, Forstwissenschaftler an der Universität München. Die in der Broschüre der Stiftung Wald in Not vorgelegten Ergebnisse ihrer Studie fassen die Autoren so zusammen: Mehr Wald muß her!

Nur durch Aufforstungen in großem Stil, durch schonenden Umgang mit bestehenden Waldflächen und drastische Reduzierung der Emissionen von Kohlendioxid könne die Erwärmung der Erdatmosphäre gebremst werden.

Burschel und Weber erwarten, daß EG-weit 44 Millionen Hektar derzeitiger Nutzfläche aus der Landwirtschaft herausgenommen und in Waldflächen verwandelt werden könnten. Das wäre das Sechsfache des heutigen Waldbestandes in der EG.

Die Verfasser zeigen, daß Sofortmaßnahmen nicht nur ökologisch notwendig sind, sondern auch wirtschaftlich sinnvoll. Dennoch müßte kurz- bis mittelfristig die wirtschaftliche Nutzung der europäischen Wälder zurücktreten gegenüber dem langfristigen Gewinn für unser Klima.

Die Infobroschüre «Treibhauseffekt und Wald» kann bei der Stiftung Wald in Not, Wielandstr. 4, 5300 Bonn 2, gegen achtzig Pfennig Rückporto bezogen werden.

«Auweiher» auf dem Weg zum Naturschutzgebiet

(lsw) – Das Regierungspräsidium Stuttgart will ein Naturschutzgebiet «Auweiher» auf der Markung der Gemeinden Ellenberg und Wört (Ostalbkreis) ausweisen. Es umfaßt nach Angaben der Behörde etwa 22,8 Hektar. Der Auweiher liegt im Bereich der Schwäbisch-Fränkischen Waldberge und deren Untereinheit, dem Dinkelsbühler Hügelland. Teile des geplanten Naturschutzgebietes stehen bislang unter Landschaftsschutz.

Rauchgasmüll-Lager 200 Meter unter Tage

(Isw) – Förderung und Verkauf von Salz soll bei den Südwestdeutschen Salzwerken auch in Zukunft Schwerpunkt des Unternehmens bleiben, doch hat sich mit der Lagerung von Rauchgasmüll aus thermischen Müllverbrennungsanlagen ein gutes «Nebengeschäft» entwickelt. Die leicht dioxin-, furamin- und schwermetallhaltigen Rauchgasrückstände aus den Müllbeseitigungsanlagen Göppingen, Mannheim, Stuttgart und Kempten werden in 180 bis 200 Meter langen, 15 Meter breiten und etwa zehn bis 20 Meter hohen Stollen 200 Meter unter Tage gelagert. Damit sei das Salzbergwerk Heilbronn, so Bergwerksdirektor und Vorstandsmitglied Wilhelm Wegener, die einzige Untertage-Mono-Deponie im Bundesgebiet.

Über 200 Millionen Tonnen Entsorgungsstoffe fallen jährlich an, davon 125 Millionen Tonnen Bauschutt und immerhin noch 23 Millionen Tonnen Abfall aus Haushalten, rechnet Wegener vor. Rund neun Millionen Tonnen Abfall werden in den 48 bundesdeutschen Müllverbrennungsanlagen verbrannt. Die salzhaltigen Rauchgasabfälle und die Flugasche lassen sich dabei am besten unter Tage in trockenen Stollen lagern – entweder in korrosionsgeschützten Stahlbehältern oder in den 1,5 Tonnen fassenden Großsäcken aus reißfestem Gewebekunststoff.

Seit 1987 hat die Deponie im Heilbronner Salzbergwerk «ihre Pforten offen». 26 000 Tonnen Rauchgasreinigungsmasse wurde bisher eingelagert und damit ein Umsatz von «knapp drei Millionen Mark», so Vorstandsmitglied Heinz Heckmann, erzielt. Rund 300 Mark pro Tonne müssen die Anlieferer des Abfalls an Deponiekosten bezahlen. Inzwischen rollen per Bundesbahn jährlich rund 10 000 Tonnen an, betonte Heckmann. Das Salzbergwerk mit den bisher 28 vorgesehenen Kammern hat Kapazitäten für rund neun Millionen Kubikmeter Abfall zur Verfügung. Dies reiche, so Wegener, bis weit in das Jahr 2000 hinein.

Sanierung der Ölmühle Michelau abgeschlossen

(STZ) – Als der Rudersberger Gemeinderat 1986 mit knapper Mehrheit beschlossen hatte, sich an der Sanierung der alten Ölmühle in den Michelauer Weilerwiesen zu beteiligen und damit künftigen Generationen ein Stück heimatlicher Kulturschicht zu bewahren, da war von dem einstigen Mühlenanwesen nicht viel mehr übrig als ein paar traurige Mauerreste mit einem windschiefen löchrigem Dach. Auch mit dem technischen Interieur der früheren «Ölraffinerie» war es nicht mehr weit her. Es schien bestenfalls dazu geeignet, vom Schrotthändler abgeholt zu werden. Kein Wunder, daß beim Anblick des morschen Gemäuers so mancher den Kopf schüttelte und sich fragte, ob aus einer solchen Ruine noch was Rechtes werden könne. Nach vollbrachter Erneuerung ist es für den Rudersberger Bürgermeister Horst Schneider keine Frage, daß es sich gelohnt hat, der alten Ölmühle zu einer Renaissance zu verhelfen. Originalgetreu wiedererstand, soll sie fortan als Museum dienen und mit ihrem restaurierten Maschinenfundus einen Einblick in die Arbeitswelt der zwanziger Jahre geben. Die Restaurierung der Michelauer Ölmühle ist ein Gemeinschaftswerk vieler. An den Kosten in Höhe von 190 000 Mark beteiligen sich neben der Gemeinde das Landesdenkmalamt, die Denkmalstiftung Baden-Württemberg und der Landkreis. Die didaktische Aufbereitung des Gewerbedenkmal besorgte die Landesstelle für Museumsberatung in Tübingen.

Die handwerkliche Hauptarbeit an dem Sanierungsobjekt leisteten arbeitslose Jugendliche, betreut von der Stuttgarter «Gesellschaft für Jugendsozialarbeit und Bildungsförderung» (GJB). Unter der Leitung des Rudersberger Architekten Wolfgang Leissle, dem, wie er bekennt, die Ölmühle in den vergangenen Jahren immer mehr ans Herz gewachsen war, mauerten die jungen Leute Wände hoch und zimmerten dem Haus in der Wieslaufaue ein neues Dach. Doch nicht nur das, in mühseliger Kleinarbeit entrosteten sie auch

das Maschinen-Inventar der Ölmühle und putzten es mit frischer Farbe heraus.

Selbst an technisch schwierige Gewerke wagte sich der Renovierungstrupp heran: Anhand alter Fotos baute er das Mühlrad nach, das mit einem Durchmesser von knapp sechs Metern der Ölmühle einst den nötigen Antrieb gab. Das unterschlächtige Wasserrad ist freilich nur ein nostalgischer Blickfang: Der Mühlkanal ist längst zugeschüttet, ihn wieder freizulegen, hätte die Gemeinde viel Geld gekostet.

Anno 1754 erstmals in einem Güterbuch erwähnt, wurden in der Mühle zu Michelau früher einmal allerlei Sorten Öl gepreßt, aus Raps und Rüben, Lein und Hanf, Walnüssen und Buchele. Die technische Ausrüstung, die aus der Zeit der einsetzenden Industrialisierung stammt, ist noch vollständig vorhanden. Da sind die Walzenstühle, der Kollergang mit zwei gegenläufigen Mahlsteinen, der Wärmeofen mit Rührwerk und die Pressen, aus denen das dickflüssige Endprodukt tropfte. Der Ölkuchen, der übrigblieb, fand Abnehmer bei den Bauern. Sie fütterten damit ihr Vieh. Die Ölmüller waren zwar längst nicht so reich wie arabische Ölscheichs, ihr Einkommen reichte aber für ein gutes Auskommen. Nicht selten mußten sie nachts ihr Geld verdienen, und das hatte seinen Grund. Im oberen Bereich des Zulaufkanals lag eine Mahlmühle, und wenn deren Besitzer das Wasser aufstaute, saß der unten liegende Ölbetrieb auf dem Trockenen.

1928 war es, als ein Hochwasser das Wehr des Mühlenbachs wegriß. Die beiden Mühlenbetreiber kämpften vergeblich um eine Instandsetzung. So kam es, daß die Ölmühle stilllag, bis 1945 das Elektrische eingebaut wurde. Doch schon bald darauf begann sich das Ende des öligen Geschäfts abzuzeichnen. Nach der Währungsreform brachten Großkonzerne billiges Öl aus Übersee auf den Markt, der Anbau von Mohn und Raps ging immer mehr zurück. 1955 kam das endgültige Aus für die Michelauer Ölmühle. Die nötigen Aufträge fehlten, um den Betrieb weiter aufrechtzuerhalten.

Ulmer Stadthaus kann gebaut werden

(lsw) – Das lange Zeit umstrittene Stadthaus auf dem Münsterplatz in Ulm kann gebaut werden. Der Gemeinderat stimmte dem Bauteilscheid am 18. Juli mit großer Mehrheit zu. Alle Fraktionen kritisierten allerdings die massiv gestiegenen Kosten des Projektes, die nach neueren Berechnungen bei knapp 30 Millionen Mark liegen. Vor zwei Jahren war man noch von 21 Millionen Mark Kosten ausgegangen.

Lediglich sechs Stadträtinnen und Stadträte stimmten gegen den von dem renommierten amerikanischen Architekten Richard Meier geplanten Bau.

Der Bau des Stadthauses, der möglicherweise schon gegen Jahresende begonnen wird, leitet die Neugestaltung des Münsterplatzes ein, der vielen Ulmern seit Jahren als «Schandfleck» gilt. Wegen des von Richard Meier geplanten modernen Stadthauses war es in Ulm zum ersten Bürgerentscheid der Stadt gekommen, bei dem die Gegner des «Meier-Baus» unterlagen.

Glems-Renaturierung wird beispielhaft

(lsw) – Die Renaturierung von Flüssen in Ballungsräumen soll an der Glems, Nebenflüßchen der in den Neckar mündenden Enz, beispielhaft erprobt werden. Dies hat Bundesumweltminister Klaus Töpfer in Gerlingen angekündigt.

An einigen Nebenflüssen der Glems, darunter der Aischbach bei Gerlingen, sollen unter anderem Mäander geschaffen und in den Uferbereichen Lebensräume für wildlebende Pflanzen- und Tierarten eingerichtet werden. Das noch in der Planung befindliche Entwicklungsvorhaben soll, nach den Worten von Töpfer, zu zwei Dritteln aus Bundesmitteln getragen werden. Die Gesamtkosten seien allerdings noch nicht abzuschätzen. Für ein vergleichbares Projekt im Saarland habe sein Ministerium etwa zehn Millionen Mark aufgewendet. Die landwirtschaftliche Nutzung in

den Uferbereichen der betroffenen Flüsse soll eingeschränkt werden. In einer fünf bis zehn Meter breiten Uferzone, die in einigen wenigen Abschnitten auf 40 Meter ausgedehnt werden soll, müssen die Landwirte dann auf eine herkömmliche Düngung verzichten. Töpfer mahnte die anwesenden Vertreter der betroffenen Kommunen, schon jetzt bei den Landwirten um Verständnis zu werben. Das Erprobungs- und Entwicklungsvorhaben des Bundesministeriums ist Teil des 1989 erarbeiteten Sanierungsprogramms für die Glems, mit dem auch die Wasserqualität verbessert werden soll.

Ordens-Ausstellung auf Schloß Kapfenburg

(PM) – 1990 begeht der Deutsche Orden sein 800jähriges Gründungsjubiläum. Aus diesem Anlaß findet im ehemaligen Deutschordensschloß Kapfenburg bei Lauchheim (Ostalbkreis) unter dem Titel «Die Kapfenburg – Vom Adelssitz zum Deutschordensschloß» eine historische Ausstellung statt, die von der Oberfinanzdirektion Stuttgart, dem Staatsarchiv Ludwigsburg und dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg veranstaltet wird.

Die Ausstellung dauert vom 28. Juni bis zum 30. September 1990 und ist täglich außer montags von 10 bis 17 Uhr geöffnet. Es erscheint ein ausführlicher Ausstellungskatalog.

Urweltmuseum Holzmaden wird größer

(lsw) – Das in Fachkreisen weltweit bekannte Urweltmuseum in Holzmaden wird größer. Im Juni wurde Richtfest für einen rund drei Millionen Mark teuren Erweiterungsbau gefeiert, der mehr Platz für Saurier, Seelilien, Fische und Ammoniten aus dem Schiefer des Schwarzen Juras aus der Zeit vor 180 Millionen Jahren bieten soll. Der neue Museumsteil ist so konzipiert, daß Besucher, die kleine Versteinerungen mit nach Hause nehmen können, den Aufbau des Schiefers praktisch durchwandern.

«Rebflurbereinigungen verbindlich benennen»

(lsw) – Alle für die kommenden Jahre geplanten Rebflurbereinigungen sollen verbindlich benannt werden. Dies hat der Landesnaturschutzverband (LNV) in Stuttgart gefordert. Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser (CDU) habe zwar angekündigt, in Baden-Württemberg nur noch bereits zugesagte Rebflurbereinigungen durchzuführen. Viele Betroffene sähen aber offenbar in dem vagen Hinweis auf eine künftige Flurbereinigung eine feste Zusage. So sollten allein in Nordwürttemberg noch 14 Verfahren umgesetzt werden. Damit werde aber die Entscheidung des Ministers unterlaufen, betonte der LNV.

Textilmuseum in Biberach geplant

(lsw) – In Biberach ist die Einrichtung eines Textilmuseums als Zweigstelle des Württembergischen Landesmuseums geplant. Die Stadt wolle dafür ein Lagergebäude des frühen 16. Jahrhunderts auf dem Viehmarktplaner erwerben und sanieren, teilte der Biberacher Landrat Wilfried Steuer mit. Textile Produktion habe in Biberach eine weit ins Mittelalter zurückreichende Geschichte und Biberacher Barchent sei einst in ganz Europa gehandelt worden.

PERSÖNLICHES

Am 7. August 1990 ist Prof. Dr. *Gebhard Müller* im Alter von 90 Jahren gestorben, der vor einiger Zeit gerne die Ehrenmitgliedschaft im Schwäbischen Heimatbund angenommen hatte. Der in Oberschwaben geborene Jurist hat nach dem Krieg als Politiker viel bewegt und gilt als «Vater des Südweststaates»: als Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern und als zweiter Ministerpräsident von Baden-Württemberg. Seit 1959 diente er der Demokratie, bei der er eine gute Verwaltung für die beste Verfassung hielt, als Präsident des Karlsruher Bundesverfassungsgerichts.